

87. JAHRGANG

1934

VIERTES HEFT

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

Priesterliche Einheitsfront.

Von Otto Cohausz S. J.

I.

Nur mit Rührung kann man lesen, wie unser Heiland in der Abschiedsrede, in der er sein ganzes übervolles Herz sowohl den Aposteln wie auch seinem himmlischen Vater ausschüttet, eine Mahnung und Bitte so oft wiederholt, die um Liebe und Einheit untereinander. Auf sie legt der Heiland einen solchen Wert, daß man daran gerade seine Anhänger vor denen anderer Geisteslehrer und Aszetenführer erkennen soll. Und für diese Einheit stellt er ein Vorbild auf, wie es erhabener nicht gedacht werden kann: „Damit sie alle eins seien, wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin; so sollen auch sie in uns eins sein“ (Jo 17, 21). Er entnimmt seine Maßstäbe nicht wie andere Sittenlehrer irdisch-menschlichem Bereich; wie auch an anderen Stellen (Mt 5, 44) erhebt er vielmehr den Blick in die höchsten Höhen: Gott, das Urbild, die causa exemplaris, nach der alles geschaffen wurde, soll auch das Vorbild sein, nach dem alles wieder umgeschaffen und geformt wird. Dieser Gott, der Erste und der Letzte, bietet aber nicht nur ein Ideal des individuellen, sondern auch des Gemeinschaftslebens dar. Einer der Natur nach, stellt er sich doch in drei Personen dar, aber alle drei Personen beherrscht ein Gedanke, ein Wille, eine Liebe, ein Fühlen und Handeln. Danach soll auch alles Gemeinschaftsleben hienieden sich formen.

Die Grundlagen dieses Gemeinschaftsgeistes wurden bereits mit der uns allen gemeinsamen menschlichen Natur, dem allen gemeinsamen Ebenbild Gottes und weiter noch mit dem gemeinsamen aus Adams Adern quellenden Blut gegeben, aber sie waren durch Sonderinteressen und Strebungen der einzelnen Individuen, Rassen, Klassen, Völker verdunkelt und vergessen. Da ruft Christus sie ins Gedächtnis zurück und fügt neue übernatürliche hinzu: „Ich habe die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, ihnen gegeben, damit sie eins seien, wie wir eins sind“ (Jo 17, 22). Aus dem „damit“ ersieht man wieder, wie er alles letztlich in den Dienst des großen Einigungswerkes aller Menschen und Völker untereinander und mit ihrem Urgrund und letzten Ziel stellt. Die Herrlichkeit, die er vom Vater empfangen hat, um sie weiter zu geben, besteht zunächst darin, daß er den Namen des einen wahren Gottes wieder allen kundtat (Jo 17, 6), daß er alle diesen Gott als Vater kennen und lieben lehrte. Sie bestand ferner darin, daß er allen, die sich nach Eigendünken die vielfältigsten, verwirrendsten und widersprechendsten Gedanken über Welt und Leben machten, in der Offenbarung die eine Ansicht Gottes gab, sie gleichsam mit dem einen allwissenden Auge Gottes die ganze Wirklichkeit anschauen lehrte. Sie bestand vor allem darin, daß er als Sohn und Gesandter Gottes, als Haupt und Mittler sich zum Mittelpunkt aller mache. Das aber nicht nur in juridischer, sondern in innerlichst mystischer Art: „Ich werde in ihnen sein, wie du in mir bist, auf daß sie vollkommen eins seien“ (Jo 17, 22). Bleibt den Ungetauften nur die Menschen-natur und die natürliche Blutsverwandtschaft als einiges Band, oder kommt auch für sie jetzt in der übernatürlichen Ordnung noch die Hinordnung zu dem einen Haupt, Christus, hinzu, so bleibt sie bei ihnen doch nur eine potentielle Hinordnung, alle Getauften aber gliedert Christus als Reben oder Glieder an sich, bildet mit ihnen den einen von allen andern Menschengruppen unterschiedenen Weinstock und Körper, wohnt in ihnen, durchdringt und belebt sie durch sich und den einen

von ihm ausgehenden Heiligen Geist, nährt sie dazu mit seinem eigenen Fleisch und Blut und verbindet sie immer mehr mit der in jedem Glied und im Ganzen des Weinstocks gegenwärtigen Dreifaltigkeit, um so die letzte vollendete Einheit in der ewigen Anschauung und dem ewigen Besitze des Dreifaltigen vorzubereiten. Nun verstehen wir auch, warum die Apostel stets so sehr auf Einheit unter den Christen drangen; eine Mahnung, der Paulus den klassischen Ausdruck gab: „Seid eifrig darauf bedacht, die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens zu bewahren. Ihr seid ja ein Leib und ein Geist, wie ihr auch bei eurer Taufe zu einer Hoffnung berufen wurdet. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe! Ein Gott und Vater aller, der da ist über allen, durch alle und in allen“ (Eph 4, 3 ff.). Wir verstehen auch, warum die Neubekhrten Jerusalems, erstmals mit solch tiefen und erhabenen Gemeinschaftsgedanken vertraut gemacht, sich wie ein Herz und eine Seele fühlten und sogar all ihr Hab und Gut untereinander teilten.

Schon als Christen müßte uns Priester der ganzen Welt also ein inniges Gemeinschaftsbewußtsein umschließen. Aber wir sind Priester, bilden im corpus Christi mysticum einen besonderen, einen durch die Weihe gehobenen gemeinsamen Stand. Vor den einfachen Gläubigen bilden wir ein besonders „auserwähltes“, ein mit einem eigenen Sakrament begnadigtes und einem neuen unauslöschlichen Merkmal neuer Christusverbundenheit ausgezeichnetes Geschlecht, einen neuen Adel in Christi übernatürlichem Reich, wurden dazu von unserm König Christus zu Offizieren erhoben. Wenn nun aber jeder Stand schon in seinen Mitgliedern ein stolzes Gefühl der Zugehörigkeit und ein tiefes Solidaritätsbewußtsein erzeugt, wenn schon der weltliche Adelstand sich durch geschlossenen Einheitssinn auszeichnet und der Korpsgeist der Offiziere geradezu sprichwörtlich wurde, müßten da in unseren Reihen nicht noch viel größere Eintracht und Einheitsbewußtsein herrschen?

Zugehörigkeit zu demselben Stand schafft Eintracht, mehr noch Übereinstimmung der Gedanken, des Geistes

und Lebenszieles. Besonders fühlt jeder religiöse Mensch sich zu solchen hingezogen, die als wahre Gotteskinder sich bewähren. Wie geht unser Herz auf, treffen wir unter den vielen Ungläubigen, Lauen, Sündern, Gottabgewandten tiefgläubige, echt fromme, für alles Göttliche begeisterte Männer, Frauen, Jugendliche und Familien! Was aber suchen wir in der Ferne? All unsere priesterlichen Mitbrüder sind doch vor vielen andern von Glauben und Gottesfeier beseelt. Alle haben doch Gott den Vorzug vor allem gegeben, für ihn auf die Welt verzichtet, ihn in jungen Jahren zu ihrem Erbe erwählt. Alle, von verschwindenden traurigen Ausnahmen abgesehen, bemühen sich doch redlich, sowohl in ihrem privaten Leben Gottes Ehre möglichst zu fördern, in Gottesliebe mit den Seraphim zu wetteifern, als auch in ihrem apostolischen Wirken Gott neue Anbeter und treue Diener zu gewinnen und ihm so möglichst viel Ruhm und Freude zu verschaffen. Ohne Übertreibung darf man es sagen, daß inmitten der oft so lauen und gottlosen Welt die Priesterschaft in hervorragendem Maße eine Gemeinschaft darstellt, auf die das Wort der Heiligen Schrift paßt: „Haec est generatio quaerentium eum, quaerentium faciem Dei Jacob“ (Ps 23, 6). In jedem priesterlichen Mitbruder begegnet uns also ein Gesinnungsgenosse und ein Mitarbeiter in dem höchsten Interesse, das uns erfüllt, in dem Interesse für Gott. Und das durchschnittlich mehr, als in gewöhnlichen Christen. Welchen wirklich Gott Liebenden muß das nicht mit Freude erfüllen? Wen das nicht antreiben, jeden Standesgenossen mit heiliger Liebe zu begrüßen? Wäre es nicht verfehlt, wollte man wohl einige fromme Laien der Pfarrei mit seinem besonderen Wohlwollen bedenken, an den eigenen Mitbrüdern aber kalt vorübergehen? Ich weiß, bei diesen setzt man solche Gesinnung als selbstverständlich voraus, schätzt sie darum weniger hoch ein, als bei Laien, die inmitten der Gefährdung sie hochhalten; in etwa verständlich, aber es müßte doch auch das Auge für den Gottesfeier und die gemeinsame Gottverbundenheit aller Mitpriester offenbleiben. Rettete die Priesterschaft auch

keine andere Seele, daß sie sich selbst heiligt, Gott so viel Ehre bereitet, schon das würde sie zu einer der erhebendsten Erscheinungen in diesem Erdental machen und müßte uns bewegen, jedem von uns mit Ehrfurcht zu begreifen.

Zum innigsten Zusammengehörigkeitssinn fordert uns weiter die uns allen gemeinsame große Aufgabe auf, Gottes Reich zu verbreiten und Seelen zu retten, eine Aufgabe, die ob ihrer Tiefe, Weite und Erhabenheit doch wieder weit von allen andern absticht, uns darum aber auch veranlassen muß, jeden Mitpriester als Bundesgenossen zu begrüßen und uns alle in geschlossener Arbeitsgemeinschaft zusammenzufinden. Das an manchen gemeinnützigen Gebäuden uns als Ausdruck gemeinsamer Mühen und Opfer entgegenleuchtende „Viribus unitis“ muß doch erst recht an dem geistigen Tempelbau, den Christus hienieden inmitten der Vergänglichkeit aufführt, prangen. Vorbildlich könnte uns die Einmütigkeit sein, mit der ganz Israel nach der Rückkehr aus Babylon sich geschlossen an dem Neubau seiner heiligen Stadt und des Tempels beteiligte: „Da machten sich der Hohepriester Eljasib, sowie die Priester, seine Brüder daran und bauten an dem Schafttor und sie versehen es mit Gebälk und setzen seine Tore ein und weiterhin noch bis zum Turm Hammea . . . Daneben bauten die von Jericho, und neben ihnen baute Zakkur . . . Das Fischtor bauten Senaas Söhne . . . Daneben besserte Urias Sohn . . . aus, daneben Mesullam . . . Daneben Sadok . . .“ (Neh 3, 1 ff.) — alle in heiliger Eintracht, nach einem Plan, und trotz aller gegnerischen Widerstände erheben sich Mauern und Bauten von Tag zu Tag höher und stand Jerusalem bald wieder als die „Fürstin unter den Völkern“ da. Das Gegenstück des ob der Sprachverwirrung und Uneinigkeit seiner Erbauer verfallenden Babelsturmes.

Handelte es sich nur um Aufführung eines Baues! Aber Christi Reich verbreiten heißt bekanntlich, eine ganze Welt von Feinden in die Schranken fordern und in die heftigsten Kämpfe verwickelt werden. Wie dürfen

wir da auf Sieg hoffen, setzen wir uns nicht als geschlossene Phalanx dem Ansturm entgegen? Galt das stets, dann doch besonders heutzutage, da nicht nur der Christushaß ärger als je tobt, sondern auch mehr als je seine Truppen in der ganzen Welt zusammenfaßt und zu einem einheitlichen großen Schlag ausholt. Da sich den Luxus der Geteiltheit oder gar inneren Befehdung erlauben, hieße doch den Ernst der Lage völlig verkennen, den Feinden in die Hand arbeiten, nicht nur das Christentum, auch das ganze Priestertum selbst bedrohen. Erhob eine frühere Zeit den Ruf: „Proletarier aller Länder vereinigt euch“, so müßte er heute in Anbetracht der gewaltigen Gefahr lauten: „Priester der ganzen Welt schließt euch zusammen.“ Geschähe es, welche Macht würden wir darstellen!

Aber nicht nur Kampfgenossen, auch Leidensgenossen sind wir. Alle mit derselben Verachtung von seiten der Welt bedacht, alle in gleicher Weise angegriffen und bedroht. Auch das muß uns doch wieder inniger als früher zusammenschweißen. Mehr als alles und alles zusammenfassend aber muß eines uns alle einen: Jesus Christus. Er ist ja unser Hohepriester, Anführer, betrachtet jeden von uns als seinen bevorzugten Jünger und Streiter, erwählte jeden zum Aussender und Träger seiner Geheimnisse, setzt auf jeden große Hoffnungen und ist ihm zugetan. „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe ich euch geliebt.“ Dieses Wort galt ja seiner ersten Priesterschar. Liebt nun Christus alle, die er zu Priestern erkör, mit solcher Liebe, da muß doch auch uns alle in seiner Liebe das Band innigster Liebe untereinander umschlingen. Will unser Heiland schon seine ganze Körperschaft als eine große Bruderschaft und einen Liebesbund bewährt wissen, dann doch gewiß noch viel mehr die Schar seiner näheren Hausgenossen. Das um so mehr, als er selbst sich uns Priestern wie niemanden anderm anvertraut: „ein Brot“ (1 Kor 10, 17). Ob wir nun in Deutschland am Altare stehen oder in Frankreich, England, ob in Amerika oder Asien, wir alle tragen doch ihn den einen in unsren Händen und emp-

fangen ihn in unserm Herzen. Und allen schenkt sich der eine Hohepriester, über uns alle dehnt er sich liebend aus; wäre es da tragbar, daß Uneinigkeit uns entzweite oder kalte Entfremdung uns trennte? War es denn nicht gerade bei der Erwähnung des Opfers, dieses höchsten Gemeinschaftssinnbildes, wo unser Meister Ausräumung des letzten Gemeinschaftshindernisses und restlose Einmütigkeit forderte? (Mt 5, 23.) Könnten wir darum auf die Gnadenfülle des Opfers und reiches Einfluten der Liebe unseres Meisters in uns hoffen, träten wir mit Unliebe beschwertem Herzen an den Altar? Und umgekehrt, wird sich uns die Gottesliebe nicht um so reicher mitteilen, als auch wir unser Herz in Liebe weiteten? Aus allem erhellte gewiß zur Genüge die Notwendigkeit, uns die Pflege der priesterlichen Eintracht und Liebe, zuerst in engerem Umkreis, dann im ganzen Land und schließlich in der ganzen Welt angelegen sein zu lassen.

II.

Was könnte den Gemeinschaftsgeist unter uns stören? Im engeren Umkreis wären es gewisse Klausnernaturen, die den Umgang mit andern scheuend, sich zurückziehen und ganz in ihre Hülle einspinnen. Ursache mag die angeborene einsiedlerische Gemütsart sein, vielleicht auch eine einseitig weltflüchtige Aszese, oder Abspannung der Nerven, dann verdient es Entschuldigung, aber eingedenk sollte man auch da bleiben, daß das Hauptgebot die alles umfassende Liebe und Menschenfreundlichkeit nach Christi Vorbild ist und daß Christus denen seine Gegenwart versprach, die in seinem Namen versammelt sind. Ein Anklang an die erwähnte Gemütsstimmung begegnet uns ja beim Apostel Thomas, der die Gemeinschaft der Apostel mied, sich des großen Ostererlebnisses beraubte, in seinen Zweifel verbohrte und erst durch besonderes huldvolles Eingreifen seines Meisters zu der Glaubenshöhe und Begeisterung gebracht werden konnte, die den andern, im Gemeinschaftskreis Versammelten schon am ersten Osterabend gegeben ward. Aber nicht nur durch äußere Absonderung kann

der Priester fehlen, mehr noch durch innere, indem er, vielleicht durch unangenehme Erfahrungen, Widerstände und Kritik von seiten der Konfratres innerlich verbittert, sich mit seinen Gedanken und seiner Liebe absondert, der Unlust am ganzen priesterlichen Wirken nachgibt, sich in Mißstimmung und Benörgelung all des von den andern Mitbrüdern Unternommenen und von der geistlichen Behörde Angeordneten ergeht. Eine gefährliche Stimmung!

Ein anderer Störenfried ist der egozentrische Priester. Er pflegt viel zu schaffen, zu studieren, organisieren, predigen, in allem aber nur darauf bedacht, daß er etwas leiste, großen Erfolg habe. Um die andern kümmert er sich nicht, ja, bahnt sich wohl mit Ellbogenkraft seinen Weg und stößt andere beiseite. So unternimmt er auch wohl manches nach seinen Gelüsten ohne zu überlegen, ob es auch dem Ganzen diene und ob er nicht seine Mitpriester dabei in Schatten stelle, ihnen Wirksamkeit und Ansehen raube. Gerade Hochbegabte sind solcher Versuchung besonders ausgesetzt. Leicht kommt dann noch ein geringschätziges Herabblicken auf die „minus habentes“ hinzu. Freilich soll jeder die ihm von Gott gegebenen Talente ausnutzen, aber einmal muß er doch bedenken, daß Gott auch für die, welche nur zwei oder nur ein Talent erhielten, volle Betätigung verlangt, und sie, weil vielleicht demütiger und innerlich, im Verborgenen mehr Seelenwerte schaffen, als er mit seinen äußerlich glänzenderen Gaben. Alle Priester, ob hoch oder weniger begabt, berief Gott zum Wirken. So ist es unrecht, wollte der Hochbegabte oder eine Sippe solcher das ganze Feld für sich beanspruchen und andere als minderwertig abtun. Das hie und da in Zeitschriften ausgesprochene Urteil, nur Erstklassiges an Erbauungsbüchern, Predigten u. s. w. dürfe zugelassen werden, bedürfte also der Berichtigung, weil es mit der Parabel von den verschiedenen Talenten in Widerspruch steht. Und wie oft täuschen sich derartige Kritiker, die als Maßstab nur die schöngestigte Literatur oder ihre eigenen Lieblingsideen anlegen! Als Abbé de Ségur sein erstes

Buch in Zensur gab, fällte der strenge Richter, ein Literat und Mitglied der französischen Akademie das Urteil, dieses Buch sei nur geeignet, den Vorwurf, alle geistlichen Bücher seien langweilig, noch zu verstärken, und ließ es durchfallen. Später wurde es doch gedruckt und ist heute in vielen Millionen Stücken in der ganzen Welt verbreitet. Es sei unglaublich, meint auch an einer Stelle der bekannte Pädagog Friedr. Wilh. Förster, mit welcher Rücksichtslosigkeit manche sich überlegen dünkende Kritiker über die nach ihrem Urteil weniger Befähigten herfielen. Jedenfalls ist stets vor Augen zu haben, daß jeder von uns nicht allein dasteht, daß wir vielmehr alle zusammen den einen Leib Christi bilden, daß einer des andern Glied ist, daß darum, wenn ein Glied sich auf Kosten der andern erweitert, der ganze mystische Körper Christi ebenso leidet, wie der menschliche, wenn in ihm ein Glied, etwa Herz oder Lunge sich zu sehr ausdehnen. Und was von einzelnen hier gesagt ist, gilt gleicherweise von Gruppen. Auch im pastoralen Leben müßte der Individualismus wieder dem Solidarismus Platz machen.

Als Einheitsstörer wirken ferner der Griesgram, der mit seinem Unmut jede frohe Laune verscheucht; der Pessimist, der jeden mutigen Aufschwung mit seinem „Jawohl, aber“ dämpft; der Widerspruchsgeist, der keine Versammlung vorübergehen lassen kann, ohne sich zu Wort zu melden und sein ego autem contra anzubringen; der Nörgler, dem gar nichts richtig erscheint, was er selbst nicht erfunden hat; der Gespensterseher, der überall Nichtbeachtung seiner Person und Leistung wittert; der Aufgeblasene, der allein alles und alles besser weiß, als alle andern; der Kritikaster, der an allem, was von andern stammt, seine scharfe Zunge wetzt; der Satiriker, der mit seinem giftigen Bienenstachel schwärende Beulen erzeugt; der Taktlose, der stets das Wort im Munde führt: „Ich bin ein ehrlicher Mensch und sage allen die Wahrheit“, dabei aber vergißt, daß Klugheit, Schonung und Liebe auch noch pflichtmäßige Tugenden sind; der Engstirnige und Unduldsame, der nur seine eigenen Ansichten gelten läßt; der Rechthaberische, der in end-

losem Streit um Anerkennung seiner Sache ringt; der mit Hochspannung Geladene, den jedes kleine widrige Wort in Aufruhr versetzt; der Zelot, der auch geringe Mängel glaubt sofort mit Flammeneifer abstellen und alle korrigieren zu müssen; der Neider, für den jeder Erfolg anderer bereits ein Grund zur Kälte und Herabsetzung, vielleicht sogar zu unschönem Intrigenspiel bedeutet; der Herrschsüchtige, der das ganze Orchester zu beherrschen und ihm seine eigenen Kompositionen aufzuzwingen strebt; der Unruhestifter, dem es Freude macht, andere gegeneinander einzunehmen, Ungünstiges zu sammeln und zu verbreiten; der von unreifem Führerbewußtsein Besessene, der da glaubt, mit ihm sei erst der Verstand auf die Welt gekommen; der Ohrenbläser, der sich berufen wähnt, sofort jede kleine ungünstige Äußerung hinterbringen zu müssen; der selbstsüchtige Eigenbröteler, der sich an keine Hausordnung und Pünktlichkeit zu halten vermag, lebt, wie es ihm gerade gefällt, Rücksichten auf Mitbewohner und Mitarbeiter nicht kennt.

Das im engeren Umkreis. Aber auch in dem breiteren Seelsorgswirken fehlen Einheitsstörer nicht. Wir kennen aus der Schrift die Rotte Kore, Dathan und Abiron, die Moses und Aaron entgegentreten: „Die ganze Gemeinde besteht aus Geheilgten. Warum erhebt ihr euch über das Volk des Herrn?“ (Num 16, 3.) Die Oberherrschaft und das steigende Ansehen des Moses und Aaron stachelte sie. Auch sie wollten mitzusagen haben. So kam es zur Empörung. Wenn heute bisweilen gegen einzelne hervorragende Priester Stimmung gemacht, gegen den zu großen Einfluß bestimmter Gruppen Stellung genommen wird, geschieht es stets aus Eifer für das Ganze des Reiches Christi? Oder ist nicht auch da wie bei Kore und seinem Anhang beleidigter Stolz und unerfüllter Hunger nach Eigenerfolg im Spiel? Von einem weiteren Zwischenfall, der Israels Einheitsfront zu zerreißen drohte, berichtet das Buch Josue. Die jenseits des Jordan angesiedelten Stämme begannen, nachdem der Einzug ins Gelobte Land vollendet war, einen Altar zu erbauen. Kaum vernahmen das die andern, als sie auch

schon zum Kampfe auszogen. Warum? Ihre Botschaft besagt es: „Was ist das für eine Sünde? Warum habt ihr den Herrn, den Gott Israels verlassen, indem ihr einen gottesschänderischen Altar erbaut und euch von seinem Dienste abgewandt habt?“ (Jos 22, 16.) Die Beschuldigten aber wußten zu antworten: nicht um vom gemeinsamen Gott Israels abzufallen, sondern um auch in dieser entlegenen Gegend sein Andenken und die Gemeinschaft mit der Religion der andern Stämme aufrecht zu erhalten, sei das Heiligtum errichtet. Also genau das Gegenteil von dem, was man geargwöhnt hatte. Beschämt zogen die Gesandten ab und berichteten das Vernommene ihrem Volke: „Da lobten die Söhne Israels Gott und es war keine Rede mehr davon, gegen sie auszuziehen und zu kämpfen“ (Jos 22, 33). Blinder Feuerlärm! Wo immer Neues in der Seelsorge unternommen wird, sind auch heute noch manche Übereifrige mit vorschnellen Verdächtigungen und Kampf zur Stelle, und wie oft wurde dadurch die Eintracht in Spaltung verwandelt. Wachsamkeit tut gewiß not, aber jeder hüte sich, daß er nicht wie die oben angeführten Eiferer Gottwidriges sieht, wo es sich doch um durchaus Gottes Sache Förderndes handelt.

Ein weiterer Fall. In den glorreichen Machabäerkämpfen war es. Ein Teil des jüdischen Heeres wehrte unter Judas die Feinde in Galaad ab, der andere lag unter Simon vor Ptolemais. Alle kämpften treu ergeben der obersten Führung in schönster Eintracht, und an ihrer geschlossenen Schlachtreihe brach sich der Widerstand der Heiden, wie die Meeresflut am granitenen Damm. Aber der Ruhm und die Heldenataten der beiden obersten Befehlshaber ließen zwei ehrgeizige Unterführer nicht schlafen. Der eine, Joseph, sprach zum andern, Azarias: „Auch wir wollen uns einen Namen machen und hinziehen und wider die Heiden um uns kämpfen“ (1 Mk 5, 57). So boten denn beide die ihnen unterstehenden Heeresabteilungen auf und zogen gen Jamnia. Aber Gorbias stürmte mit seinen Kriegern aus der Stadt heraus, „Joseph und Azarias wurden in die Flucht geschlagen bis

an die Grenze von Juda. Es fielen an jenem Tage gegen zweitausend Mann und das Volk erlitt eine schwere Niederlage, weil sie nicht auf Judas und seine Brüder gehört hatten, indem sie meinten, Heldenataten verrichten zu können. Sie aber waren nicht vom Geschlecht jener Männer, durch welche in Israel Rettung geschaffen wurde. Die Männer von Juda (die um Judas) dagegen wurden von ganz Israel und von allen Völkern, wo man ihren Namen hörte, hochgerühmt und viele strömten herbei unter freudigem Zuruf“ (1 Mk 5, 60 ff.). Erklärung eigentlich überflüssig. Aber mancher, der zu Sonderunternehmungen oder zu einer von der priesterlichen Gemeinschaft abweichenden Sonderstellung neigt, möge doch ernst vor Gott überlegen, was ihn denn eigentlich treibe? Ob es nicht auch nur Sucht ist, sich in aufsehenerregender Weise zu betätigen, sich einen Namen oder bei gewissen Stellen Liebkind zu machen, den Lorbeerkrantz eines weitblickenden Geistes um seine Stirn zu winden. Oder treibt ihn auch eine edle Absicht, möge er doch wohl überlegen, ob ihm denn allein gerade die rechte Einsicht geworden ist, ob denn ein Gremium von erfahrenen, abgeklärten, innerlich-geistlichen Männern nicht mehr Weisheit verbürge, als sein eigener Kopf. Es ist traurig genug, aber wahr: wie die ganze Kirchengeschichte, zumal im großen abendländischen Schisma, im Gallikanismus, Febronianismus, Wessenbergianismus, Altkatholizismus, Staatskatholizismus zeigt, haben aus eigenem Schoß, besonders auch aus Priesterkreisen kommende Sonderbestrebungen der Kirche weit mehr geschadet, als Angriffe von außen. Man rühme sich nicht kleiner Teilerfolge, dem Ganzen wird die Stoßkraft genommen. Das weiß der Feind und liebt es daher, nach dem Grundsatz Divide et impera, alle Sonderstrebungen in unserm Lager eifrig zu fördern. Erfaßt nicht auch die Gläubigen beim Anblick solcher sich in Gegensatz zur Gesamtheit stellender Priester tiefer Schmerz? Entzieht das echt katholische Volk ihnen nicht sein Vertrauen? Man denke doch an die eidleistenden Priester der französischen Revolutions- und die Staatspfarrer der deut-

schen Kulturkampfzeit! Sah man sie nicht geächtet und in Einsamkeit sterben? Wo dagegen sich die Priesterschaft einhellig um ihre großen geistlichen Führer schart, da wird auch sie bei allem katholischen Volk hochgerühmt und auch da strömen viele unter freudigem Zu- ruf herbei. Kläglich ist es doch auch, wenn Priester lieber mit andern gegen ihre Standesgenossen, als einhellig mit ihnen halten!

Erwähnen könnte man noch die Spaltungen in der anfangs so einigen Kirche von Korinth. Worin hatten sie ihren Grund? Die einen hielten es mit Paulus, die anderen mit Apollo, dritte mit Kephas (1 Kor 1, 12). Subjektive Vorliebe für Person und Art der einzelnen Glaubensverkünder. Eine Erscheinung, die stets wiederkehrt und ja auch, bleibt sie in rechtem Rahmen, nicht an sich schon zu verwerfen ist. Darin, daß sie der größten Mannigfaltigkeit Raum gewährt, zeigt sich ja die Größe und Gottähnlichkeit der katholischen Kirche. Zu nahe aber liegt die Gefahr, den der eigenen Person oder Gruppe gezollten Beifall auf Kosten der Gesamtheit zu sehr auszunutzen, die eigene Richtung als die alleinseligmachende zu verbreiten, andere ebenso gute zum Schaden der Seelen zu verdrängen. Und handelt es sich auch um durchaus gute Dinge, immer sollte doch das Bewußtsein, daß alle doch nur Glieder am mystischen Leibe Christi sein dürfen und sich der Ganzheit unterzuordnen haben, wach bleiben. Sonst könnte leicht ein Stück des Protestantismus, in dem jeder seinen eigenen Prediger wählt, auch bei uns einziehen. Es ist beachtenswert, wie die drei obersten Führer in Korinth den Blick der Gläubigen sofort wieder auf das Gemeinsame richten, verschieden an Begabung für sich nichts suchen, sondern alles daran setzen, daß der eine Christus immer mehr anerkannt wird und möglichst viele in ihm ihr Heil finden.

III.

Sehen wir uns nun nach Mitteln zur Herstellung und Bewahrung der rechten Eintracht um, so wäre als erstes die Erfüllung unseres eigenen Innern mit der entspre-

chenden Gesinnung zu nennen. Denn nicht nur, daß, was bisweilen übersehen wird, sich im Innenleben bereits ein Hauptteil aller Tugend abspielt, nach der inneren Gesinnung prägt sich und aus ihr erwächst von selbst wie aus einer Wurzel das ganze äußere Verhalten. Wer im Innern voll Wohlwollen gegen jedermann ist, der wird auch im Äußern Liebe ausatmen und den rechten warmen Ton treffen; wo aber Kälte und Frost oder Abneigung Platz genommen haben, da wird nicht nur das ganze äußere Benehmen frostig bleiben, zu leicht auch wird es zu Zusammenstößen kommen. „Seid einander“, mahnt darum der Apostel, „mit brüderlicher Liebe zugetan“ (Röm 12, 10). Räumen wir jede Art von Mißfallen am Mitbruder aus und kämpfen wir aufquellende Abneigung sofort nieder, denn: „Wer kann Feuer im Busen nähren, ohne daß es brenne?“ Manche Antipathie ist ja mit der Verschiedenheit der Naturanlage oder des ganzen Gehabens gegeben, aber wir sollen uns doch darüber erheben. Unrecht wäre es doch, sein eigenes Temperament und seine eigene Art als die allein rechte zu betrachten und zu verlangen, daß alle sich nach ihr richten. Berief denn nicht Christus die verschiedensten Charaktere zu seinen Aposteln, den sanguinisch-schnellerregten Petrus und den nachdenklichen, zurückhaltenden Nathanael, den tatkräftigen, strengster Aszese beflissenen Jakobus und den sinnig-mystischen Liebesjünger Johannes, den von Begeisterung und Eroberungsdrang überquellenden Paulus und den mehr verschlossenen, ruhigen Thomas? Wußte er sie nicht alle nach ihrer Art zu benutzen und umfaßte er sie nicht alle mit warmer Liebe? Daß doch auch wir diese Weite stets aufbrächten! Nicht nur betreffs der verschiedenen Naturanlage, sondern auch der Tätigkeit und Wirksamkeit. „Dem einen wird das Wort der Weisheit verliehen . . . einem anderen die Heilungsgabe in demselben Geist . . . die Prophetengabe diesem und dem die Unterscheidung der Geister . . . das alles wirkt ein und derselbe Geist, der einem jeden seine Gaben zuteilt, wie er will. Wie ja der Leib nur einer ist und dennoch viele Glieder hat . . . so ist es auch mit

Christus . . . Das Auge darf zur Hand nicht sagen: „Ich brauch' dich nicht.“ Und zu den Füßen nicht das Haupt: „Ich hab' euch nicht nötig“ . . . Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? Und wenn der ganze Leib Ohr wäre, wo bliebe der Geruch? . . . Gott hat den Leib so eingerichtet, daß er den Gliedern, die für geringer gelten, nur um so größere Ehre zuerteilte, damit sich keine Spaltung im Leibe ergebe, vielmehr die Glieder füreinander in Eintracht Sorge tragen. Und leidet dann ein Glied, so leiden alle Glieder mit, und wird ein Glied geehrt, so freuen sich alle Glieder mit“ (1 Kor 12, 8 ff.). Wird diese hohe und treffende Auffassung schon von der ganzen Christengemeinschaft verlangt, so müßte sie in der Priesterschaft doch noch viel lebendiger sein. Und wäre sie es, dann würden manche Zwistigkeiten, besonders auch zwischen verschiedenen Gruppen, aszetischen Richtungen, Welt- und Ordensklerus von selbst verschwinden oder doch auf das rechte Maß zurückgeführt werden.

Aber nur alle Abneigung niederhalten wäre selbstverständlich nicht genug, der Apostel mahnt zum Zuge-tansein in brüderlicher Liebe. Wecken wir an den oben erwähnten Gedanken oft das Gemeinschaftsbewußtsein und ehrliches inneres Wohlwollen gegen alle unsere Mitpriester. Diesem Zweck dient auch das weitere Wort: „Kommet einander mit Achtung zuvor“ (Röm 12, 10). In der Tat, wo jeder in dem andern den Gott besonders Geweihten und vom Christus-König Bevorzugten sieht, da werden von selbst verächtliche Gedanken und eine geringsschätzende Behandlung sich nicht hervorwagen, sondern heilige Ehrfurcht und zartfühlende Scheu erwachen. Wie hielt das Bewußtsein, einen „Gesalbten des Herrn“ vor sich zu haben, im Alten Bund alle Ungehörigkeit in Zucht, wie gab es Worten und Benehmen eine heilige Weihe! Wo diese Achtung und Ehrfurcht herrscht, da wird man sich auch kein wegwerfendes Absprechen und übles Nachreden erlauben, das, wird es zumal vor Laien geführt, nicht nur die schöne Eintracht, sondern auch die

Hochachtung vor dem Priesterstand selbst so leicht untergräbt.

Ein weiteres Mittel der Eintracht gibt der Apostel dann mit den Worten an: „Seid eines Sinnes untereinander“ (Röm 12, 16). Selbstverständlich läßt sich diese Forderung im strengsten Wortsinn erst in der ewigen Anschauung Gottes verwirklichen. So gewiß wir in der feststehenden Lehre eines Sinnes sein müssen, werden sich doch hienieden in anderen Punkten stets Meinungsverschiedenheiten erheben. Ohne sie gäbe es ja auch keine Allseitigkeit und keinen Fortschritt und könnten bisweilen auch ungeschickte Maßnahmen und Irrtümer sich ungestört entfalten. Schon in der Urkirche Jerusalems vernehmen wir daher von Auseinandersetzungen (Apg 11, 1 ff.) und glaubte selbst Paulus dem Petrus entgegentreten zu müssen. Auch betreffs der Mitnahme des jungen Johannes Markus, also in einer keineswegs die kirchliche Lehre bedrohenden, sondern in einer rein persönlich-pastoralen Angelegenheit ergab sich eine gewisse Mißhelligkeit zwischen zwei so heiligen Männern wie Paulus und Barnabas (Apg 15, 36 ff.). Verlief doch auch kein Konzil und keine Papstwahl ohne ein oft recht lebhaftes Für und Wider. Verlangen wir also nicht zu viel. Bisweilen ist Widerstand geradezu Pflicht. Bei aller Gegensätzlichkeit aber beachte man das Wort: „Seid doch nicht stolzen Sinnes . . . Haltet euch nicht selbst für klug. Haltet, so viel an euch liegt, mit allen Menschen Frieden“ (Röm 12, 16 ff.). Überlegen wir wohl, ob es denn wirklich so wichtig ist, die eigene Meinung vorzudrängen. Und wenn, dann geschehe es leidenschaftslos, nur der Sache halber, nicht um den Sieg davonzutragen oder aus reiner Rechthaberei. Wir alle haben es ja wohl schon erlebt, wie erregte Auseinandersetzungen nichts als heiße Köpfe und Trübung bisher schönsten Einvernehmens, vielleicht dauernde Spannung erzeugten. Den römischen Christen, die verschiedener Ansicht waren betreffs des Essens der den Juden verbotenen Speisen und der Einhaltung der alten Festtage, schreibt der heilige Paulus: „Nehmt euch um den an, der im Glauben

schwach ist, doch ohne seine Ansicht zu verdammen. Der eine hat genügend Glauben, daß er alles essen kann, ein anderer, der noch schwach ist, ißt nur Gemüse . . . Und wieder einer macht einen Unterschied zwischen Tag und Tag, ein anderer nimmt alle Tage gleich . . . Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht und fällt nur seinem eigenen Herrn“ (Röm 14, 1 ff.). Beselzte nur alle diese Weite! Läßt sich nun aber ein Entgegentreten nicht vermeiden, da es sich um wichtige Dinge handelt, so seien wir dabei der Mahnung eingedenk: „Wenn einer einen Fehlritt tut, dann weist ihr, die ihr Geistesmänner seid, im Geist der Sanftmut ihn zurecht“ (Gal 6, 1). Keinen wird man von seinem Gebrechen heilen, setzt man seinem Irrtum hochtrabend und gebieterisch von oben herab die eigene Ansicht entgegen; begibt man sich zu ihm in seine Niederung, bemüht man sich, ihn zu verstehen, und erkennt man auch das Berechtigte an seiner Anschauung an, so ist ein fester Boden gefunden, auf dem er sich leichter aus seinem Irrgarten zur Wahrheit führen läßt. Unschwer wird die rechte Art gefunden, wenn nicht Entrüstung über den Fehler oder die irrige Ansicht den Ton bestimmt, sondern einzig Liebe zur Sache und der ehrliche Wunsch, dem Fehlenden einen wirklichen Bruderdienst zu leisten. Wäre diese letzte Gesinnung überall, würden wohl auch manche Rezensionen ein anderes Gesicht bekommen und manche Schulstreitigkeiten milder verlaufen.

Lassen sich trotz aller Versuche nicht alle Mängel ausrotten und nicht alle Gedanken auf denselben Nenner bringen — und wo wäre das der Fall? — da tritt der Rat in Kraft: „Einer trage des andern Last“ (Gal 6, 2). Jeder trägt ja selbst schwer genug an seiner eigenen Unzulänglichkeit, seinem Temperament, seinen innern Hemmungen, erschweren wir ihm nicht noch die Last, sondern schieben wir unsere Schultern unter, sie ihm zu erleichtern. Besagt das „Fehler anderer mit Geduld tragen“ ja ein Werk der geistlichen Barmherzigkeit.

Von großer Wichtigkeit ist es auch, daß Vorgesetzte es verstehen, in ihrem Kreis die Atmosphäre schönsten

Einvernehmens zu verbreiten, ihre Mitarbeiter in ihr Vertrauen zu ziehen, mit ihnen alle Angelegenheiten zu besprechen, sie auch bisweilen in gemütlichen Plauderstündchen zu vereinen. Wie gütig nimmt sich Paulus seiner Mitarbeiter, besonders auch der jüngeren an! Welch großes Vertrauen schenkt er ihnen und wie zart empfiehlt er sie den Gläubigen. Mit welcher Liebe hängen sie aber auch an ihrem Meister und mit welcher Begeisterung unterstützen sie seine Arbeiten!

Wenn dann der Apostel weiter mahnt: „Befleißigt euch der Gastfreundschaft“ (Röm 12, 13), so hat er damit wieder ein hervorragendes Mittel zur Pflege der priesterlichen Einmütigkeit genannt. In freundschaftlichen Zusammenkünften wird oft ein wahres Werk der Barmherzigkeit geübt. Da findet der Einsame eine Heimat, der Schwache einen Halt, der Betrühte einen Trost, der Entmutigte neue Arbeitslust. Da wird das Solidaritätsbewußtsein wieder gehoben und neue Freude am Schaffen gewonnen. Echte Liebe wird dann noch das Wort befolgen: „Freut euch mit den Freudigen, weint mit den Weinenden!“ Wo immer ein Mitbruder ein Fest feiert, ist sie mit Aufmerksamkeiten, wo immer einen ein Mißgeschick ereilte, mit Trost zur Stelle. Ganz besonders läßt sie in Zeiten der Krankheit und des Scheidens von dieser Welt dem Mitbruder die zarteste Sorge angedeihen und gedenkt auch seiner Seele über das Grab hinaus.

„O seht, wie lieblich ist's, wie schön, wenn Brüder inniglich beisammen wohnen. Dorthin bestellt der Herr den Segen“ (Ps 132, 1 f.). Möge alle Priester der ganzen Welt ein erneuter Eifer um Solidarität wieder erfassen, um so den letzten Wunsch unseres Königs zu erfüllen!

Vierhundert Jahre Lutherbibel.

Von Dr Karl Fruhstorfer, Linz.

Vierhundert Jahre sind es heuer, seit dem erstmals die Gesamtbibel Luthers erschien. Seine Übertragung des Neuen Testamentes ins Deutsche aus dem Griechischen ist freilich schon im Jahre 1522 zu Wittenberg her-

ausgekommen. Luther benötigte zur Verdolmetschung der neutestamentlichen Bibel erstaunlich kurze Zeit; kaum drei Monate. Weit länger beschäftigte ihn die Übersetzung des Alten Testaments aus dem Hebräischen. Er arbeitete daran von 1522 bis 1534. Das zuletzt genannte Jahr brachte die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments in der deutschen Übersetzung Dr Martin Luthers. Die von Hans Luft in Wittenberg gedruckte Gesamtbibel war mit Randglossen Luthers und mit bildlichen Darstellungen Cranachs versehen.

Luther war sich wohl bewußt, daß das Übersetzen des heiligen Textes keine leichte Sache ist, zumal er nach seinem eigenen Geständnis kein „grammatikalischer und regelrechter Hebräer“¹⁾ war. Die deutsche Wiedergabe des Propheten Isaia preßte ihm die Worte ab: Mein Gott, was ist es für ein großes und mühevolleres Werk, hebräische Schriftsteller in die deutsche Sprache zu zwingen; sie wollen nun einmal nicht die Barbarei der deutschen Zunge leiden. Es ist, als sollte eine Nachtigall gezwungen werden, ihre süßen Melodien mit dem Ruf des Kuckucks zu vertauschen.²⁾ Nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereitete Luther ferner das Buch Job. Drastisch schreibt er: Hiob macht uns³⁾ wegen der ausnehmenden Großartigkeit seines Stiles so viel zu schaffen, daß er ebensowenig unser Dolmetschen ertragen zu wollen scheint als die Tröstungen seiner Freunde; er mag nicht voran, sondern will immer auf seinem Misthaufen bleiben; es ist fast, als hätte der Verfasser des Buches Übersetzungen abwehren wollen.⁴⁾ Luther verlangt mit Recht vom Bibelübersetzer ein recht frumm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehret, erfahren, geübet Herz.⁵⁾ Ach, hätte das Herz des Bibeldolmetschers Luther alle diese Eigenschaften in gehöriger Weise besessen! Doch ist hervorzuheben, daß Luther ernstlich sich bemühte, „Stock und Block“⁶⁾ aus dem Wege zu schaffen, d. h. eine klare, dem Volke verständliche Schriftübersetzung zu bieten. In sprachlicher Hinsicht wurde Luthers Bibelübersetzung durch fortwährendes Feilen für jene Zeit eine ganz hervorragende Leistung. Als die ausgereifte

¹⁾ Angeführt bei Grisar, Luther. 3. Bd., S. 453. Freiburg i. Br. 1912.

²⁾ Brief Luthers an Link: Grisar, a. a. O., 420.

³⁾ Luther wurde beim Übersetzen des A. T. unterstützt von Melanchthon und Aurogallus.

⁴⁾ Brief Luthers an Spalatin: Grisar, a. a. O., 420.

⁵⁾ Sendbrief vom Dolmetschen. 1530 (Grisar, 450).

⁶⁾ Angeführt bei Grisar, 432.

Schlußgestalt der Lutherbibel gilt die Ausgabe von 1546.⁷⁾ In einem Strom von Exemplaren ergoß sich Luthers *neuhochdeutsche* Bibelübersetzung über Deutschland. Sie wurde von Freund und Feind gelesen. Wie auf mohammedanischer Seite der Sprache des Koran das Siegel des Göttlichen aufgedrückt wurde, so haben Protestanten⁸⁾ das „gute Deutsch“ Luthers auf direkte Inspiration des Heiligen Geistes zurückgeführt. Und wie das Arabisch des Koran als Ausbund sprachlicher Vollkommenheit und Schönheit empfunden wurde, ist Luther für viele seiner Anhänger Autorität auch in sprachlichen Dingen geworden.⁹⁾ Sicherlich hat Luthers deutsche Bibelübersetzung die Entwicklung der deutschen Sprache nicht unweentlich beeinflußt. Ein Märchen jedoch, mit dem aufgeräumt werden muß, ist es, Luther sei der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache gewesen.¹⁰⁾ Anerkannt muß überdies werden, daß es Luther bei seiner Bibelübersetzung nicht um materiellen Gewinn zu tun war. Er beteuert: Ich habe keinen Heller dafür (für die Bibelübersetzung) genommen oder gesucht noch damit gewonnen; so habe ich meine Ehre drinnen nicht gemeinet, das weiß Gott, mein Herr. Dann fährt er fort: Sondern habe es zu Dienst getan den lieben Christen und zu Ehren Einem, der droben sitzt.¹¹⁾ Hier darf man allerdings nicht mit den vier Buchstaben „sola“ (gloria Dei) operieren, die Luther nicht ungern gebraucht. Denn er hat sich seines Bibelwerkes maßlos gerühmt; mit einem Hochmut, der kaum seinesgleichen findet, hat er Angriffe auf seine Bibelübersetzung zurückgewiesen. Luther brüstet sich: Ich kann dolmetschen (Bibel übersetzen), das können die Papisten nicht; ich kann die Heilige Schrift lesen, das können sie nicht.¹²⁾ Die Papisten alle auf einem Haufen sind nicht so geschickt, daß sie ein Kapitel in der Schrift könnten recht und wohl verdeutschen, nicht einmal die ersten zwei Wort.¹³⁾ Ja, er schreibt sich den Primat vor dem Bibelübersetzer St. Hieronymus zu,¹⁴⁾ ob-

⁷⁾ Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft². Herausgegeben von H. Gunkel und L. Zscharnack. 1. Bd., Sp. 1051. Tübingen 1927.

⁸⁾ Grisar, S. 426, A. 6.

⁹⁾ Grisar, 430, der Heinrich Böhmer zitiert.

¹⁰⁾ So das oben erwähnte protestantische Handwörterbuch, a. a. O., Sp. 1051.

¹¹⁾ Eigens hervorgehoben in „Der Protestant“. Thening (Oberösterreich) 1934, 6. Folge.

¹²⁾ Grisar, 439.

¹³⁾ Grisar, 438.

¹⁴⁾ Summarien über den Psalter und Ursachen des Dolmetschens. 1533 (Grisar, 450).

gleich er es nicht verschmähte, zu dessen Vulgata Zuflucht zu nehmen.¹⁵⁾ Schwer drückte Luther der Furchtgedanke nieder, seine Version werde nach seinem Tode nicht mehr gelten; seine Bibel könnte unter die Bank gestoßen werden.¹⁶⁾ Denn er hielt das deutsche Volk, das er zur Zeit, da er an der Übersetzung der Propheten arbeitete, als barbarische, ja tierische Nation bezeichnete,¹⁷⁾ nicht für besonderlich dankbar.

Mochte Luther noch so hoch von seiner Bibelübersetzung denken, genaue objektive Forschung hat ergeben, daß die Lutherbibel auch in rein wissenschaftlicher Hinsicht eine Menge von Fehlern aufweist. Protestantische Gelehrte wie Nestle und De Lagarde¹⁸⁾ haben das offen ausgesprochen. Die von Götzenpriestern handelnde Stelle im Briefe des Propheten Jeremias (Bar 6, 30 f.) z. B. hat Luther folgendermaßen wiedergegeben: Und die Priester sitzen in ihren Tempeln mit weiten Chorröcken, scheren den Bart ab und tragen Platten,¹⁹⁾ sitzen da mit bloßen Köpfen, heulen und schreien vor ihren Götzen. Wäre es nicht Ironie, solcher Übersetzung das Prädikat wissenschaftlich zuzuerkennen? Jedermann weiß und weiß, wen der ehemalige Mönch Luther in so rüder Weise treffen wollte. Höchst komisch wirkt der eierlegende Igel, den Luthers Phantasie bei Übersetzung von Is 34, 15 ausbrütete.

Weit schwerer indes fallen die theologischen Irrtümer in Luthers Bibelübersetzung ins Gewicht. Luther hat in seine Textübertragung seine falsche Dogmatik hineingetragen. Luther hat die Bibel an die Kette seiner Dogmatik gelegt, obschon geschrieben steht: Verbum Dei non est alligatum (2 Tim 2, 9). Manchmal ist ihm sein Vorhaben gelungen durch Einfügen des Wörtchens allein oder nur. So Röm 3, 20. 28; 4, 15.²⁰⁾ Im Sinne seiner Irrlehre hat Luther ferner Röm 3, 23. 25 f.; 10, 4 u. s. w. umgewandelt.²¹⁾ Paulus wurde so zum Apostel von Luthers Sola Fides-Theorie und Imputationslehre gemacht. Zu erwähnen ist auch, daß Luther ecclesia mit Gemeinde, nicht mit Kirche wiederzugeben pflegt, z. B. Mt 16, 18; 18, 17. Die meisten der von Luthers Dogmatik inspirier-

¹⁵⁾ Z. B. bei der Wiedergabe von Is 28, 10.

¹⁶⁾ Tischreden (*Grisar*, 452).

¹⁷⁾ Brief an J. Lang aus dem Jahre 1527 (*Grisar*, 453).

¹⁸⁾ Ihr Urteil bringt *Grisar*, 433.

¹⁹⁾ Gemeint ist Tonsur.

²⁰⁾ Man sehe Döllinger, Die Reformation. 3. Bd.. S. 140 f. Regensburg 1848.

²¹⁾ Döllinger, a. a. O., S. 142 ff.

ten Wiedergaben des Bibeltextes hat liebevoll herübergenommen die „durchgesehene Ausgabe mit dem von der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz genehmigten Text“ (aus den Jahren 1883, 1892, 1912).

Weiter hat Luther die sieben deuterokanonischen Bücher des Alten Testamentes und die deuterokanonischen Stücke im Buche Esther und im Buche Daniel aus dem Kanon der inspirierten heiligen Bücher ausgeschlossen. Nur als Anhang hat er sie dem Alten Testamente mit der Vorbemerkung beigegeben: Apocrypha, das sind Bücher, so der Heiligen Schrift nicht gleichgehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind. Die Lutherbibel hat damit einen beträchtlichen Teil der Heiligen Schrift unter die Bank gestoßen. Aber auch auf manche neutestamentliche Bücher war Luther nicht gut zu sprechen.²²⁾ In der Lutherbibel kommt das in der Weise zum Ausdruck, daß das Register folgende vier Schriften des Neuen Testamente: Hebr, Jak, Jud, Offb als nicht gleichwertig von den anderen Schriften abrückt und unnumeriert läßt.²³⁾ Am bekanntesten ist das Epitheton, das Luther dem Jakobusbrief verlieh: ein recht strohern Epistel, denn sie doch kein evangelisch Art an ihr hat.²⁴⁾ Der Reformator hat hier evangelisch und lutherisch mit einander verwechselt.

Luther hat nicht wenig damit geprunkt, daß erst er durch seine Bibelübersetzung das Wort Gottes unter der Bank hervorgezogen hat. Wiederholt behauptet er, bei den Papisten sei die Schrift unter der Bank gelegen.²⁵⁾ In Wahrheit hat es schon vor der Lutherbibel in der Zeit von 1466 bis 1521 Drucke von 14 hochdeutschen und von vier niederdeutschen Bibeln gegeben.²⁶⁾ Die erste deutsche Bibelübersetzung wurde 1466 zu Straßburg von Johann Mentel gedruckt. Es kommen noch hinzu deutsche Übersetzungen des Psalterium²⁷⁾ und deutsche Postillen. Die Zahl der deutschen Postillenausgaben in den Jahren von 1470 bis 1520 beträgt 103.²⁸⁾ Das gewöhnliche Volk zieht eben die Bibel in Auswahl der Vollbibel vor. Denn nicht alles in der Heiligen Schrift ist für jeden ge-

²²⁾ Markante Aussprüche Luthers bei Grisar, S. 442 f.

²³⁾ Handwörterbuch, a. a. O., Sp. 1050.

²⁴⁾ Angeführt bei Grisar, 443.

²⁵⁾ Hierher gehörige Aussprüche Luthers bei Grisar, 456 f.

²⁶⁾ Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche. 2. Bd., Sp. 323. Freiburg i. Br. 1931.

²⁷⁾ Falk, Die Bibel am Ausgange des Mittelalters. S. 30. Köln 1905.

²⁸⁾ Falk, a. a. O., 32.

schrieben. Gerade im Gedenkjahr der lutherischen Bibelübersetzung 1934 gab in Stuttgart die Würtembergische Bibelanstalt nach der deutschen Übersetzung Dr Martin Luthers eine Jugend- und Familienbibel heraus, die nur solche biblische Abschnitte bringt, welche für den Gebrauch der Bibel in der Hand der Jugend und bei der Hausandacht vornehmlich in Betracht kommen. Ferner sind in dieser protestantischen, mit farbigen Bildern ausgestatteten Teilbibel die einzelnen Abschnitte mit den nötigen Erläuterungen versehen, damit sie mit Verständnis gelesen werden können. Schließlich sind die ausgewählten Abschnitte untereinander durch Überleitungen verbunden, die kurz mitteilen, was in den übergangenen Partien enthalten ist.²⁹⁾ Auf katholischer Seite ist es längst Brauch, eine Auswahl aus der Fülle der Gesamtbibel zu treffen und den übersetzten heiligen Text in Anmerkungen kurz zu erklären, damit, was geschrieben worden, auch dem Laien zur Belehrung geschrieben sei (vgl. Röm 15, 4).

Nein, der Bibelübersetzer Luther hat die Bibel nicht erst wieder entdeckt. Am Schlusse seines Buches: Die Bibel am Ausgange des Mittelalters bringt Falk ein „Verzeichnis aller Bibeldrucke von 1450 bis 1520 in lateinischer und außerlateinischer Sprache“.³⁰⁾ Er bemerkt dann: Vorstehendes Verzeichnis tut dar, wie ehemals die von der Kirche gehüteten heiligen Bücher in ihrer massenhaften Herstellung und Verbreitung einem breiten Strome gleich die Christenheit durchflossen — eine wahre nubes testium.³¹⁾

Vierhundert Jahre Lutherbibel. Von protestantischen Gelehrten emsig gepflegter Rationalismus und andere Momente haben bewirkt, daß nun in breiten Schichten des deutschen Protestantismus von der Lutherbibel fast nur mehr — der Einbanddeckel übrig ist. Hingegen war in einem katholischen Blatt zu lesen: Würde auf katholischer Seite erst der sprachliche Anklang an die Lutherbibel gefunden, so käme noch viel unmittelbarer zum Bewußtsein, daß wir alle eine gemeinsame Urkunde unserer

²⁹⁾ Vorwort.

³⁰⁾ S. 91—97.

³¹⁾ S. 97. — Die Bibliothek des bischöflichen Priesterseminars in Linz besitzt zwei aus dem 15. Jahrhundert stammende deutsche Bibeln: die im Jahre 1477 in Augsburg durch Sorg (7. deutsche Bibel) und die im Jahre 1487 gleichfalls in Augsburg durch Schönperger gedruckte deutsche Bibel. Genannte Bibliothek ist ferner im Besitz einer Luther-Bibel aus dem Jahre 1543: *Biblia: Das ist: Die gantze Heilige Schrift deudscher Auffs New zugericht. Dr. Mart. Luth. Gedruckt zu Wittemberg durch Hans Lufft. MDXLIII.*

Erlösung, eine Heilige Schrift anerkennen. Und wenn die Worte dieser Schrift in der gewohnten Form aus den Lesungen und Gebeten der Einen Kirche ihrem abgetrennten Glied entgegenklängen, würde es ihm sehr viel leichter, wieder in ihr seine Heimat zu erkennen . . . Bei all dem ist es selbstverständlich, daß jeder Übersetzungsfehler, jedes Mißverständnis Luthers berichtigt werden muß, ganz gleichgültig, ob dabei irgendwelche Poesie verloren geht.³²⁾ Wir glauben indes nicht, daß die angestammten Katholiken selbst an die purgierte Lutherbibel sich gewöhnen würden. Denn Luther hat nun einmal seine Bibel geflissentlich zu einer Trutzbibel gegen die Mutterkirche, gegen die katholische Kirche gemacht. Doch wollen wir keineswegs blind sein für die tatsächlichen Vorzüge der Lutherbibel. Es ist zu begrüßen, daß gerade heuer auf katholischer Seite handsame und billigere Übersetzungen beider Testamente in deutscher Sprache herauskommen, Bibelübersetzungen, die nicht wie die Lutherbibel veraltetes Sprachkleid tragen, sondern den modernen Anforderungen entsprechen und keine dogmatischen Irrtümer bringen.

Der gefallene Mensch.

Von Dr Richard Gröhl.

Um kostbare Güter brachten sich einst die Stammeltern durch ihren Ungehorsam gegen Gott, um Gotteskindschaft und Paradiesesglück, und wie der Vermögensverlust der Eltern auch ihre Kinder trifft, so ging die Schuld des ersten Elternpaars auf alle seine Nachkommen als *Erbsünde* über. Seit jener ersten Sünde gießt der Schöpfer dem von den Eltern hervorgebrachten Organismus eine Seele ohne Gnadenschmuck ein, während er sie sonst mit den Gaben des Urzustandes erschaffen würde.

Für uns Menschen wird die Erbsünde, solange wir im irdischen Lichte wandeln, immer vom Geheimnis umgeben sein, und der Menschengeist kommt, wenn er sich vor Gottes Weisheit nicht in Demut beugen will, leicht in *Gefahr, sie zu leugnen*.

So bestritten schon im fünften Jahrhundert die *Pelagianer* die Erbschuld. Sie erklärten die menschliche Natur für gut und fähig zu allem Guten und leugneten

³²⁾ Junge Front. Düsseldorf 1934, Nr. 20.

darum die Erbsünde sowie auch die Notwendigkeit der wirkenden Gnade. St. Augustinus bekämpfte den folgenschweren Irrtum mit der ganzen Schärfe seines Geistes und erwarb sich für alle Zeiten den Titel eines „Lehrers der Gnade“.

Der pelagianische Irrtum tauchte auch in späterer Zeit immer wieder auf, insbesondere in der Periode der sogenannten *Aufklärungsphilosophie* (Ende des 18. Jahrhunderts), die überhaupt dem geoffenbarten Glauben feindlich gegenübertrat. In neuester Zeit streitet der vielfach in den Spuren der Aufklärungszeit wandelnde „Deutschglaube“ gegen Christentum und katholische Kirche und somit auch gegen die Lehre von der Erbsünde. „Die christliche Erbsündenlehre und Strafgerichtsandrohung“, schreibt Professor Ernst Bergmann in seinem Buche „Die deutsche Nationalkirche“ (S. 193), „ist aber und bedeutet Bolschewismus auf ethischem Gebiet, d. h. Zerstörung und Auflösung der Natursittlichkeit, zu der jedes denkende Wesen hindrängt, wie der Begriff des Gewissens beweist. Unweigerlich, wenn man die Geschichte der christlichen Völker betrachtet, drängt sich einem die Vermutung auf, daß die Menschheit längst zu einer ganz anderen Höhe von Sittlichkeit gelangt wäre, wenn die Verfallsethik des römischen Erbsündepessimismus niemals zu den germanischen Führernationen gedrungen wäre.“

Wir wollen hier zu den scharfen Angriffen, die Professor Bergmann auf die Erbsündenlehre unternimmt, Stellung nehmen, indem wir die Lehre von der Erbsünde vor allem so zeichnen, wie sie *von der katholischen Kirche in Wirklichkeit* gelehrt wird. Wir stellen darum den Behauptungen von Ernst Bergmann in aller Kürze nur folgende Sätze entgegen:

1. Der Sündenfall des ersten Menschenpaars ist eine geschichtliche Tatsache.

Ernst Bergmann leugnet den Sündenfall der ersten Menschen und somit auch die Erbsünde. Er sagt (S. 184): „Niemals hätte ein nordisches Volk den unedlen mosaischen Mythus vom Sündenfall, von der Eva und der Schlange ersinnen können, aus dem schließlich die christliche Anschauung vom gefallenen und wiederzuerlösenden Menschen hervorging. Durch diesen Mythus, der vor allem auch das Geschlechtliche, dem wir alle unser Dasein verdanken, für sündig erklärte, ist die ganze Menschheit herabgewürdigt worden.“ Der Leipziger Philosophie-

professor erklärt hiermit, wie es bereits der Mythismus der Aufklärungszeit getan hat, den Sündenfall der Stammeltern als einen *Mythus*, ohne dafür einen eigentlichen Beweis zu versuchen.

Die Forschungen alttestamentlicher Fachgelehrter sagen uns jedoch, daß der biblische Bericht über den Sündenfall auf eine *Uroffenbarung* zurückgeht, welche Moses unter der Eingebung und dem Beistande Gottes (Inspiration) niederschrieb. Adam und Eva haben ihren Nachkommen sicherlich mitgeteilt, was sie im Paradiese erlebt und verschuldet hatten, und diese Überlieferung erbte sich aus der Urzeit von Geschlecht zu Geschlecht fort. Darum erzählt auch der Sagenschatz aller Völker von Paradies und Sündenfall.

Es würde insbesondere der göttlichen Weisheit entsprechen, daß Gott gerade im *babylonischen Volke*, aus dem einst die von ihm für eine besondere Sendung ausgewählten Ahnen Israels hervorgehen sollten, jene ältesten Überlieferungen der Menschheit in ihrer Urgestalt erhielt. „Während seit jenem Zeitpunkt“ (Auszug Abrahams aus Ur in Chaldäa), sagt Prof. Johannes Nikel¹⁾, „diese Ursagen in Babylonien allmählich ihr mythologisches Gewand und lokales Kolorit erhielten, blieben sie im Schoße des Volkes Israel in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten oder wurden in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt, und zwar kraft derselben übernatürlichen Einwirkung, durch welche in Israel der Monotheismus (Glaube an einen Gott) vor dem Untergange bewahrt wurde.“

Der Bericht im ersten Buche Mosis über den Sündenfall stellt also *keinen Mythus*, kein Märchen dar, zumal ja der Verfasser nach Gn 2, 3 die Geschichte der Menschheit und die Anfänge seines Volkes darstellen will. Die Tatsachen, welche Moses berichtet, haben *geschichtlichen Charakter*, während die stark vermenschlichte, bilderreiche *Form der Darstellung sein eigenes Werk* und in ihren einzelnen Zügen, auch nach der Meinung des Verfassers, nicht streng wörtlich aufzufassen ist. Prof. Paul Heinisch²⁾ sagt hierzu: „Dem Sinn der Erzählung werden wir nur gerecht werden, wenn wir einerseits an ihrer *Geschichtlichkeit* in den wesentlichen Punkten festhalten, anderseits aber uns bewußt bleiben, daß auch die Inspiration den biblischen Schriftstellern in der Regel

¹⁾ *Alte und neue Angriffe auf das Alte Testament*. Aschendorff, Münster i. Westf. S. 16.

²⁾ *Das Buch Genesis*. Peter Hanstein, Bonn 1930.

freie Hand gelassen hat in der *Form der Darstellung* und daß der Autor hier, da er auch auf das Gedächtnis und den Willen einwirken wollte, *unter Bildern* die ewigen Wahrheiten übermittelt hat.“ Ebenso hat auch die päpstliche Bibelkommission in ihrer Entscheidung vom 30. Juni 1909 zwar die Geschichtlichkeit des Sündenfalles (das besondere Gebot Gottes, seine Übertretung unter dem Einfluß des Teufels, Bestrafung und Verheißung des Erlösers) betont, aber zugleich ausdrücklich zugestanden, uneigentliche Ausdrücke, Bilder, Vermenschlichungen anzunehmen und als solche zu erklären.

2. Bibel und mündliche Überlieferung lehren die Erbsünde.

Obwohl die Deutschreligion bei ihrer Einstellung zur Heiligen Schrift die Beweise, welche Bibel und Tradition für die Lehre von der Erbsünde bieten, nicht gelten läßt, so ist doch uns, wenn wir den übernatürlichen Charakter der beiden Glaubensquellen auch im kurzen Rahmen dieser Abhandlung nicht zu beweisen vermögen, Bibel und mündliche Überlieferung *göttliche Offenbarung*.

Was lesen wir nun in der *Bibel über die Erbsünde*? Hören wir kurz, was St. Paulus im Römerbrief darüber schreibt: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle gesündigt hatten“ (5, 12). „Gleichwohl herrschte der Tod von Adam bis Moses auch über jene, die nicht durch eine ähnliche Übertretung wie Adam gesündigt hatten“ (5, 14). „Wenn durch den Sündenfall des einen alle dem Tode verfielen . . .“ (5, 15). „Kam durch den Sündenfall des einen, um des einen willen der Tod zur Herrschaft . . .“ (5, 17). „Wie also durch des einen Sündenfall über alle Menschen die Verdammnis kam, so kommt durch die gerechte Tat des einen über alle Menschen die Rechtfertigung und das Leben. Wie nämlich durch den Ungehorsam des einen Menschen alle zu Sündern geworden sind, so werden durch den Gehorsam des einen alle zu Gerechten gemacht“ (5, 18 f.). — Die Tatsache des Sündenfalls erwähnt der Völkerapostel auch an anderer Stelle, so 2 Kor 11, 3 und 1 Tim 2, 14.

Die Kirchenväter lehren gleichfalls, und zwar schon von Justin an, daß die Menschheit durch die Sünde Adams verschuldet wurde. Nicht Augustin hat die Lehre von der Erbsünde erfunden, sondern er kann sich gegenüber den Pelagianern mit Recht berufen auf Vorgänger,

wie Irenäus, Cyprian, Hilarius, Ambrosius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Basilius, Hieronymus. Die Rücksicht auf den Umfang dieser Ausführungen verbietet es leider, die genannten Väter selbst zu Worte kommen zu lassen.

Durch die erste Sünde ist demnach, wie es uns die Quellen unseres Glaubens zeigen, die ganze Menschheit dem Bösen verfallen, und jeder Mensch wird in die allgemeine Sündhaftigkeit schon hineingeboren.

3. Durch die Erbsünde ist die sittliche Naturanlage des Menschen geschwächt.

„Durch die Erbsünde ist“, so lautet der kirchliche Glaubenssatz, „der Mensch nach Seele und Leib verschlechtert worden“ (Trid., Sess. V., cn. 1). In der Tat, wer seine eigene Natur kennt, wer als Erzieher einen tieferen Einblick in die Kindesseele gewonnen hat, der weiß, daß *in der menschlichen Natur manches krank ist*, daß neben guten Neigungen böse Leidenschaften vorhanden sind, welche das Gesetz des Geistes zu durchbrechen streben. „So besteht denn“, schreibt Franz Sawicki³⁾, „für den Menschen, wenn er nicht in feste Zucht genommen wird, die ständige Gefahr, daß er entartet und verwildert“. Durch die Erbsünde hat der Mensch die volle Herrschaft über die Sinne verloren.

Diese Verletzung der Menschennatur, die Verdunkelung des Verstandes und Schwächung des Willens, ist eine Tatsache, welche durch kein Loblied auf die menschliche Natur beseitigt werden kann. Wer die tatsächlich vorhandenen Folgen der Erbsünde zugibt, würdigt den Menschengeist keineswegs herab. Das Wissen um die „Schwächung, welche der Mensch in seiner Erkenntnis wie in seinem Willen erfahren hat“, wird uns aber auch, wie Prof. Tillmann⁴⁾ schreibt, vor einem „gefährlichen Optimismus“, einem zu starken Vertrauen zu uns selbst bewahren.

4. „Alles kann ich in dem, der mich stärkt“ (Phil 4, 13).

In dem, was wir bisher über die Schwäche der menschlichen Natur gesagt haben, könnte Ernst Bergmann nun leicht einen neuen Beweis für seine Behaup-

³⁾ *Der Sinn des Lebens.* Bonifatius-Druckerei, Paderborn 1913.
S. 83.

⁴⁾ *Die Idee der Nachfolge Christi.* Schwann, Düsseldorf 1934.
S. 18.

tung erblicken, daß der katholische Mensch sich wegen seines Glaubens an die Erbsünde und ihre Folgen für *unverbesserlich* halte. „Dieser Mensch“, schreibt er (S. 186), „glaubt nun zu seiner eigenen Entlastung nur gar zu gern an die Notwendigkeit und Wirklichkeit der Sünde und des Teuflischen in der Welt, sowie aus dem gleichen Grund auch an die eigene Unverbesserlichkeit, weil Erbsündigkeit. Er kennt sie und — er weiß, schon ehe er ‚sündigt‘, wo er am anderen Morgen ‚Absolution‘ finden wird. — Wie leicht wird er wieder tun, was ja doch geschehen wird und, nach der Anschauung der Kirche selbst, dem durch Adams Schuld gefallenen Menschen unvermeidlich ist. Entstehen so wahrhaft sittliche Willensnaturen?“ „Wie bequem macht sie ihm das Leben! . . . Sie erlaubt ihm alles, nur nicht die Autonomie. Nur nicht den Zweifel an seiner ‚gefallenen Natur‘.“ „Wer sich aber täglich mit dem ach! so beruhigenden Gefühl beschenken läßt, sein Sündenelend sei ihm angeboren und unabwendbar, wer sich mit dem echtchristlichen Satz tröstet: ‚Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach‘ . . . , dieser immer bußfertige, aber immer rückfällige, brüchige und strauchelnde, kraft- und willenlose Erbsündenmensch, das ist der Typ, über den nicht erst im Himmel, sondern schon auf Erden mehr Freude ist denn über tausend Gerechte.“

Was Prof. Bergmann in diesen Sätzen bekämpft, ist jedoch nicht die katholische Lehre von der Erbsünde, sondern ein Zerrbild, das er sich selbst von ihr gemacht hat. Daß der Katholizismus *dem Bösen* nicht mit solch feiger Ohnmacht, sondern vielmehr *mit tapferem Mute gegenübertritt* und sehr wohl an die Möglichkeit der persönlichen Vollkommenheit glaubt, beweist schon das von ihm allzeit mit sieghafter Zuversicht verkündete Pauluswort: „Alles kann ich in dem, der mich stärkt“ (Phil 4, 13). Gerade die Religion Jesu Christi macht, wie Adolf Donders⁵⁾ richtig sagt, „alle unsere elenden Ausreden vom Nichtkönnen zunichte“. „Sie spannt uns die Flügel weit zum hohen Flug: wir selber brauchen nur zu wollen.“

Wohl ist die gefallene Menschennatur schwach, aber, „durch die Berührung mit dem Gottesgeiste“, schreibt Donders (S. 11), „wird auch der schwache Mensch stark, das Größte zu vollbringen“. Das Christentum kündet und spendet der Menschheit die Gnade und ist so die

⁵⁾ *Lichtstrahlen*. Herder, Freiburg i. Br. 1932. III. Bändchen.
S. 13.

Religion der Kraft. „Wohl hat der gefallene Mensch“, lesen wir in dem bereits genannten tiefen Werke von Fritz Tillmann über „Die Idee der Nachfolge Christi“ (S. 85), „das Gnadengeschenk der übernatürlichen Heiligkeit verloren, aber er bleibt im Besitze seiner natürliche-sittlichen Kräfte und Fähigkeiten. Er ist trotz der Schwächung seiner Erkenntniskraft und seines Willensvermögens guter Handlungen fähig, wie ja auch der allgemeine Beistand Gottes, ohne den kein Geschöpf bestehen oder wirken kann, ihm als Gnade im weiteren Sinne zuteil wird“. „Der Hang zur Sünde“, sagt Prof. Tillmann später (S. 256), „kann und muß nach der Lehre des Apostels durch den Geist überwunden werden“. „Die Sünde ist keine unentrißbare Notwendigkeit“ (S. 257). — Wahres Christentum fordert mit dem Völkerapostel: „Die Sünde soll nicht über euch Herr sein, steht ihr doch nicht mehr unter dem Gesetze, sondern unter der Gnade“ (Röm 6, 14).

5. Christi Kirche lehrt nicht feiges Nachgeben, sondern ständigen Kampf gegen das Böse.

Von jeher haben selbst erbitterte Gegner der katholischen Kirche ihre *erzieherische Befähigung* und Willensbildung bewundert. Prof. Bergmann jedoch stellt den willensschwachen Menschen als das Ziel ihrer Tätigkeit hin. „Einen willensstarken, wahrhaft sittlich vervollkommenen Menschen“, behauptet er (S. 185), „kann die Kirche alten Stiles schwerlich brauchen, weil dieser die Kirche und ihre Gnadenmittel nicht mehr brauchen würde. Sie braucht vielmehr für ihre Machtzwecke einen Menschentyp, in dem durch die Erziehung Sündengefühl, Schuldbewußtsein und Bußwille vervollkommenet worden ist, worunter die Kirche sittliche Perfektionierung versteht.“ Mit Bedauern spricht er besonders von den willensschwachen Frauen, „die von keinem edlen Manne im Leben geführt wurden, dem christlichen Erbsündenglauen anheimfallen und aus Angst vor dem Fegefeuer und dem Jüngsten Gericht und anderen römischen Priesterlehren ihr reines und aufrechtes Menschentum vergessen . . .“ „Dagegen gibt es“, so verkündet er, „nur ein Heilmittel: Erziehung zur Willenskraft“ (S. 187).

Wer aber aus der Kirchengeschichte nur etwas von der *gewaltigen Erziehungsarbeit* weiß, welche die katholische Kirche in fast zweitausend Jahren geleistet hat, kann über eine solche Beschimpfung des katholischen Christentums nur staunen. Hätte Prof. Bergmann ein

wenig Einblick in die erfolgreiche Seelenpflege, welche allein in der heiligen Beicht erreicht wird, dann könnte er unmöglich über treue Katholiken mit folgenden Worten (S. 186) den Stab brechen: „Würde diese Menschen-gattung aussterben, so gäbe es vielleicht wieder Religion, wirkliche, echte, große und herrliche, weil sittliche Religion und Kirche, aber keine Beichtkirche mehr.“ — Geschichte und wirkliches katholisches Leben reden eine ganz andere Sprache, als Prof. Bergmann es hier tut. Jeder wahre Katholik wird ihm aus persönlicher Erfahrung sagen können, welch hohe sittliche Anforderungen die Kirche an seine Willenskraft stellt.

6. Eine natürliche Religion wird sich niemals mit den Erziehungserfolgen der christlichen Kirche messen können.

Ernst Bergmann will „der römisch-christlichen Lehre von der gefallenen Menschennatur die deutsch-christliche von der gestiegenen Menschennatur“ (S. 220) entgegen-setzen. „Die Christenethik des ‚gefallenen‘ Menschen“ nennt er „eine Unethik oder Notethik“ und beklagt es, daß man „in alter Zeit von der reinen Sittenlehre unserer Vorfahren abgegangen sei“ (S. 183).

Prof. Bergmann ist nun nicht der erste, der sich der Hoffnung hingibt, daß man die menschliche Natur auch ohne übernatürliche Hilfe zu hoher Vollkommenheit führen könne, aber der *Mißerfolg* wird ihm, wie vielen anderen, schmerzliche Enttäuschung bereiten. Jeder, der sich bisher ernsthaft um Vervollkommnung der Menschennatur bemüht hat, kann ihm dies voraussagen.

Einem jeden Menschen bestätigt schon die eigene Erfahrung und das Schamgefühl, daß etwas in ihm ist, was nicht sein sollte, und es bedeutet eine schlimme *Verkennung der wirklichen Menschennatur*, wenn man auf die „Reinheit der Natur“ die größten Hoffnungen setzt. „Sage man, was man wolle“, schreibt Adolf Donders (S. 11), „wir brauchen diese ‚Kraft von oben‘ so nötig wie das tägliche Brot zur Speise und die tägliche Luft zum Atmen“. „Mag man hundertfach leugnen, daß wir auf die göttliche Kraftquelle angewiesen sind — es ist dennoch so; mag man sich von solcher Erkenntnis gedemütigt fühlen — sie bleibt dennoch wahr.“ „Zu vieles ist es, was uns in bodenlose Abgründe niederziehen will.“

Das Christentum verachtet die menschliche Natur keineswegs, ihre Wiedergeburt „setzt vielmehr“, wie Fritz Tillmann (S. 85) sagt, „die im Umkreise ihres na-

türlichen Seins fertige Menschennatur voraus, die sie in Recht, Wert und Aufgabe anerkennt und bestehen lässt, aber in die neue übernatürliche Seins- und Lebensordnung emporhebt“.

7. Weshalb überhaupt Sündenfall und Erbsünde?

Wenn der Mensch von Versuchung gereizt und vom Leid gehetzt wird, mag ihm wohl die Frage kommen: Warum diese Verdunklung und Schwächung der seelischen Kräfte, weshalb Versuchung, Leid und Tod?

Gottes ursprünglicher Plan wollte keinen von der Sünde Bezwungenen, keinen vom Tode Gehetzten.⁶⁾ Er stellte jedoch den Menschen vor die Wahl: „Wollt ihr euch auf meinen Willen stellen und meine Wege gehen oder euch auf eigene Füße stellen und euren Willen als die einzige Richtschnur eures Handelns betrachten?“ Er ließ die Menschen wählen, weil er nicht Puppen, sondern Menschen mit freiem Willen erschaffen hatte.

Der Mensch entschied sich mit seinem freien Willen für seine eigenen Wege und verlor dadurch die übernatürlichen Gaben, und zugleich standen Leid, Versuchung, Sünde und Tod an seiner Seite. Er hatte das Böse kennenzulernen wollen, selbst auf die Gefahr hin, nichts weiter als ein bloßer Mensch sein zu dürfen.

Mit dem ersten Menschenpaar wurden auch ihre Kinder zu bloßen Menschenkindern, ein entthrontes Geschlecht.

In Adam wurde der Mensch ohne seine Schuld zum Sünder, aber er wird auch leicht durch fremde Hilfe in Christus ein Gerechter.⁷⁾ Wohl ist ihm bei dem ihm angeborenen Sündenhang die Arena zum Kampfe angewiesen, aber auch die Aussicht auf den Sieg geöffnet. Mit St. Paulus darf darum ein jeder, der auf Christus sein Leben baut, ausrufen: „O, ich unseliger Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes? Die Gnade Gottes durch Jesus Christus, unsern Herrn!“ (Röm 7, 24 f.)

⁶⁾ Vgl. Dr J. Klug, *Der katholische Glaubensinhalt*. Ferd. Schöningh, Paderborn. S. 99 ff.

⁷⁾ Vgl. Dr Bernhard Bartmann, *Lehrbuch der Dogmatik*. Herder, Freiburg i. Br. Bd. I, S. 308.

Essigtränkung und Tod Jesu.

Von J. Pickl, Walting bei Eichstätt, Bayern.

In den Zeiten, als man selbst noch folterte, im Altertum und Mittelalter, hat man stets den Essig, mit dem Jesus am Kreuze getränkt wurde, als schmerzlichen Martertrunk aufgefaßt. Erst später und nicht aus dem praktischen Leben, sondern vom humanen Schreibtisch her, kam der Gedanke, als wäre dieser Trank erquickender Soldatenwein, Soldatenessig (*posca*) gewesen, also ein mitleidiger Labetrunk. — In allen neuen deutschen exegetischen Büchern ist dieser Gedanke der allein herrschende. Es ist nun aber sachlich ein gewaltiger Unterschied, ob man den Herrn im letzten Augenblicke seines Lebens mit diesem Tranke grausam gemartert oder mitleidsvoll gelabt hat; und der gläubige Christ möchte hierin Gewißheit haben.

Wir wollen darum in „dieses Gefäß voll Essig“ von ganz verschiedenen Seiten her hineinschauen: vom psychologischen, dann exegetischen, dann historischen Gesichtspunkte aus.

I.

Was sagt die militärische Psychologie? — Die Auffassung mancher Exegeten, daß irgend ein Zivilist, ein Jude den Kreis der Wachmannschaft durchbrochen und Jesus gelabt habe, ist militärisch ganz unmöglich; sie hielten doch eigens Wache, damit niemand helfen könne; dem hätten sie die Finger blutig geklopft, elendiglich ihn verhauen.¹⁾ Die Tränkenden waren die amtierenden Soldaten, die auch den Trank mit ihrem Hohne begleiteten. Es hatten nach dem Soldatenrechte jener Zeit die Kohortenleute viel freien Spielraum in den Einzelheiten der Kreuzigung und diesen Syrerköpfen mit ihrem Rassenhasse entsprang so die Idee, Essig, Schwamm und Stecken mitzunehmen zur Kreuzigung dieser Juden.

Zum Vergleiche wollen wir uns klar machen, wie Soldaten heutzutage den Durst des Gegners behandeln. — Nehmen wir an, es gäbe im heißen Kriege des Südens weit und breit kein Wasser, nur in nächster Nähe hinter unserer Frontlinie hätten wir eine brauchbare Wasserrinne, eine Quelle oder einen Weiher. Hätte nun der Gegner Einsehen mit unserem Durste, Mitleid mit unserem quälenden Wassermangel? O, der Gegner würde am

¹⁾ Die kurz betäubende Tränkung mit Myrrhenwein, Matt 17, 34. hätten sie nur geduldet, weil sie Lokalsitte war und ihnen das An-nageln sehr bequem machte bei den Schächern.

Tage seine Fernrohr-Beobachter, in der Nacht seine Horchposten möglichst weit vorschieben zu dieser Wasserstelle; seine Flieger würden darüber kreisen, seine Maschinengewehre wären darauf gerichtet, seine Kanonen würden entweder nach der Uhr in regelmäßigen Zwischenräumen dort einschlagen oder nach unberechenbaren Feuerpausen immer wieder heimtückische Feuerüberfälle machen: Kurz der Gegner würde diese Wasserstelle lediglich zu einer Mausfalle des Todes machen, uns dort möglichst viele Tote schaffen, er würde dieses schöne Wässerlein durch Gasbomben, Granaten, hineingefallene Leichen einstweilen für uns möglichst giftig und unbrauchbar machen und uns immer wieder diese Wasserstelle wegzunehmen suchen. — Zweckwidriges Mitleid gibt es heute nicht. — Nun, auch auf Golgotha wurden militärische Zwecke verfolgt. Diese drei Rebellenkreuze sollten allen Zuschauern und den zahllosen vorbeiziehenden Festpilgern jede Lust zur Rebellion nehmen. Dieser Zweck erforderte rücksichtsloseste, abschreckende Härte, und zweckwidriges Mitleid gab es damals noch viel weniger. — In der raffinierten Zusammensetzung der Kreuzigungsstrafe war darum die möglichst hohe Steigerung des Durstes eigens beabsichtigt und eine Hauptnummer. Planmäßig vermied die Kreuzigung zunächst jeden lebensgefährlichen Blutverlust, um ein möglichst langes Hängen am Kreuze zu erreichen. Die Nägel schnitten deswegen keine große Ader an; die Geißelhiebe (meist unmittelbar vor der Kreuzigung) brachten zunächst einen gewissen Nervenchok; und diese Striemen waren doch weit mehr Quetschwunden als Schnittwunden und brachten wie alle sehr rasch anschwellenden Quetschwunden im Verein mit dem anfänglichen Herzchok verhältnismäßig nur spärlichen Blutverlust. Aber durch die vielen Hautverletzungen zog das Fieber mit seinem Durste ein; um diesen Durst zu beschleunigen und auf eine möglichst qualvolle Höhe zu bringen, ließ man die südliche Sonne auf dem nackten Leibe spielen. Während der rauhe Kreuzestamm die Geißelwunden des Rückens fortwährend rieb und entzündete, hing der Gefolterte in der heißen Sonne. Die reizende Kraft ihrer ultravioletten Strahlen wurde nicht wie in der Palästra durch Öleinreibung gelindert, sondern rief bald auf der nackten Haut ein qualvolles Jucken und Brennen und Beißen hervor; der Blutgeruch sollte von weiterher die anschwirrenden Insekten herlocken zum unerträglichen Kribbeln und Krabbeln, Ste-

chen und Saugen und zur allmählichen Entwicklung der ekeligen Wundmaden aus den Fliegeneiern. Die stechenden Strahlen der Sonne sollten das ungeschützte pochende Haupt martern und die Schleimhäute des Mundes vertrocknen. Das alles war ganz zielbewußt berechnet, das alles sollte furchtbaren Fieberdurst hervorrufen. — Der Soldat wirft doch nicht zuerst seine brennende Fakel in das Haus, um dann wieder hinzulaufen und zu löschen; ebensowenig heizt er zuerst diesen Folterdurst möglichst hoch an, um ihn dann, wenn er glücklich entbrannt ist, wieder zu löschen. — Weil den Syrern dieser fürchterliche Durst der Gekreuzigten recht gut bekannt ist, darum hat ihr Soldatenhumor dafür heute ein feines Tränklein mitgebracht und dies Tränklein stellt dieser Humor schmunzelnd unter das Kreuz. Der Durst ist auf die Länge viel unerträglicher als der Hunger, das weiß jeder Soldat aus Erfahrung. Im Durste haben Soldaten schon ihren eigenen Harn getrunken, verirrte Wüstenreisende den abscheulichen Urin oder Blut des Kamels u. s. w. und so wird auch bei den Gekreuzigten trotz aller ihrer Bedenken mit Sicherheit dennoch einmal der Moment sich einstellen, wo sie von diesem Tranke für ihren unerträglich gewordenen Durst verlangen. Das wird eben dann der erwartete unterhaltliche Augenblick sein, wo man ihnen den Schwamm gleich richtig und fest mit dem Stecken hineinstopft in den Mund, damit sie schlucken und würgen müssen an diesem ätzenden, brennenden Essig und lustige Gesichter schneiden eine Zeitlang zur Unterhaltung der Wache.

Keine andere römische Truppe hätte drei gekreuzigten Rebellen ihren Durst erleichtert. Am allerwenigsten tat dies, wie die Geschichte dieser syrischen Kohorten zeigt, unsere Syrertruppe jüdischen Rebellen. Sie hatten erst am letzten Laubhüttenfeste aus Judenhaß den Befehl des Pilatus sehr weit überschritten²⁾ und mit ihren Knütteln so maßlos dreingeschlagen, daß vielen Juden die Knochen brachen und Schädel splitterten; auch mit diesem Essig gehen sie über den Befehl des Pilatus weit hinaus. — (Dieses syrische Soldatenspiel mit dem *Durste* Jesu ist zu vergleichen mit dem Soldatenspiel jener Titusleute,³⁾ die den *Hunger* der gefangenen Essener benützen und diesen in der Folter gestreckten frommen Männern Schweinefleisch in den Mund stopfen; denn es ist schier zum Totlachen, wie mühsam diese

²⁾ *Jos. Flav.*, Jüd. Krieg 2, 9, 4.

³⁾ Jüd. Krieg 2, 8, 10.

ausgehungerteren klapperdürren Frommen in großer Gewissensangst die hineingestoßenen fleischigen Schweineknochen wieder herauswörgeln und -spucken!)

Auch die zwei mitgekreuzigten Schächer kennen diesen Essig genau. Die zwei Schächer waren allezeit für einen guten Tropfen zu haben, aber von diesem Gefäß da unten verlangen sie noch immer nichts. Nach Lukas war dieser Essig Jesus bereits früher unter Spottreden angeboten; Jesus hatte zwar den mitleidigen Frauen zu lieb vom Myrrhenwein genippt; aber diesen Trunk des Hasses hatte er zunächst abgelehnt. Erst als bittersten Schluß seines Leidens will er diesen Essig trinken, als die letzte Hefe seines Leidensbechers ihn nekmen.

So sagt die militärische Psychologie nach allen Seiten hin: Wie der Dornenkranz so war auch dieses Essiggefäß eine freie Erfindung der Soldaten, eine köstliche Zutat ihres Übermutes, es war Hybris, Schindludertrieben des Soldaten mit dem gefangenen Rebellen auf dem Folterholze.

II.

Was sagen die Grundsätze der Exegese, angewandt auf diesen Essigtrunk?

1. „Hernach, da Jesus wußte, daß alles vollbracht sei, sprach er, damit die Schrift erfüllt werde: Mich dürstet.“⁴⁾ Johannes sagt da deutlich, daß Jesus eine Schriftstelle im Sinne hatte und daß er diese Schriftstelle zur vollen Erfüllung bringen wollte. Dieser vorhergesagte Typus steht in Ps 68, 22; dort sagt der Gerechte von sich: „Man gab mir Galle zur Speise und in meinem Durste tränkte man mich mit Essig.“ Nach der persönlichen Auffassung Jesu will er nun diesen Typus der Schrift zur Erfüllung bringen mit dem Rufe „ich dürst“ und der Essigtrank, den sie ihm reichen, ist die Erfüllung dieses prophetischen Wortes, ist der Antitypus. — Nun ist zu untersuchen, ist der vorausgesagte Typus dieses Ps 68 ein dankenswerter, des Segens würdiger Labetrank? Der Ps 68 schildert selbst diesen Trank näher im Verse vorher: „Ich harrete auf Mitleidige, da war keiner, und auf einen Tröster, aber ich fand keinen.“ Und in den darauftreffenden Versen spricht der Gerechte über die Spender dieses Trankes seinen Fluch aus: „Möge ihr eigener Tisch ihnen zur Schlinge werden und ihr Opfermahl zum Fallstricke, ihre Augen mögen sich verdunkeln . . . ihr Kreuz mache für immer gebrochen . . . laß sie streichen

⁴⁾ Jo 19, 28.

aus dem Buche des Lebens.“ Dieser alttestamentlich düstere Fluch zeigt unwiderleglich, daß der Essigtrunk in diesem Psalme ein ganz heimtückischer Trunk des Hasses war. „Damit die Schrift erfüllt werde, sprach er: Ich dürste.“ Da Jesus diesen Typus am Kreuze erfüllen will, so kann auch der Essigtrunk Jesu nur ein schmerzlicher Trank heimtückischen Hasses gewesen sein, er ist auch tatsächlich von unbarmherzigen Spottreden der Soldaten begleitet.

2. Wer bei Johannes die angegebenen Verse Jo 19, 28 und die folgenden Verse liest, wird den Eindruck haben: Hier will Johannes den Höhepunkt des Kreuzedramas in hochfeierlicher, tiefergriffener Redeweise schildern voll Bewunderung seines sterbenden Meisters. Diesen tiefergriffenen Worten des Augenzeugen entsprechend muß auch die letzte Tat Jesu eine tiefergreifende gewesen sein. Die großartige heldenmütige Hinnahme der letzten Qual, des Hasses und der Grausamkeit dieses Foltertrankes zur Vollendung seines Leidens war auch tief ergreifend. — Es heißt diesen Höhepunkt des ganzen Schauspieles erkennen, es heißt dem Baume der Schmerzen Jesu seinen letzten hochragenden Gipfel ausbrechen, wenn man da einen alltäglichen Labetrunk annimmt, wie ihn das nächstbeste alte Weiblein auf ihrem Sterbelager erbittet und erhält; dann brauchte Johannes nicht so tief ergriffen und voll Bewunderung seinen Christen diesen Trunk erzählen.

III.

Was sagt der historische Vergleich mit anderen Folterberichten der römischen Zeit?

Wer hier einen mitleidigen Labetrunk sieht, muß historische Beweise beibringen, daß bei den Römern auch sonst Gekreuzigte oder Gefolterte eine Labung mit Soldatenwein empfingen. — Lesen wir, daß Marketender mit Weinschlüuchen umgingen und die sechstausend Sklaven labten, deren Kreuze im Sklavenkriege die Via Appia einsäumten? Oder gingen unter den 500 Rebellen, die der milde Titus so manchen Tag vor Jerusalem kreuzigen ließ,⁵⁾ Soldaten umher mit Bechern voll Soldatenwein? Oder lesen wir die römische Sitte, sterbende Feinde nach der Schlacht so zu erquicken? — Wenn im Amphitheater die römischen Damen bei einer großen, richtig klaffenden und blutenden Wunde des Fechters

⁵⁾ Jüd. Krieg 5, 11, 1.

freudig in die Hände klatschten: „habet — der hat seinen Treff“, schickte man dann Sklaven hinab, den in der heißen Arena langsam verblutenden Gladiator so zu laben? Tertullian⁶⁾ erzählt ganz anders. Wenn unter der Mittagspause die Zuschauermenge sich gütlich tat an Wein und Früchten, stieg der Spaßmacher mit glühenden Eisen in die Arena hinab zu den Verwundeten und es löste bei den zahlreichen Damen und Zuschauern sadistische Lust und freudiges Lachen aus, wenn vom glühenden Eisen gesengt ein Schwerverwundeter aus seiner Ohnmacht erwachte, gräßlich aufschreiend. — „Sie sind ohne Mitleid“, sagt Paulus von ihnen.⁷⁾ — Bei solchen Soldaten fand nicht einmal der erstochene Kaiser Mitleid, der seinen abgeschnittenen Kopf mit der lustig herabhängenden Kinnlade hergeben mußte für das allgemeine Gelächter zum Herumtragen auf der Stange.⁸⁾ — Man kann also nicht mit historischen Beispielen die Auffassung stützen, als wäre Jesus am Rebellenkreuze erquikt worden.

Aber umgekehrt kann man Belege bringen, daß auch andere römische Gefolterte mit scharfem Essig gequält wurden. Freilich erzählen hievon nicht die Klassiker; die gehen mit römischem Stolze über solche sklavenmäßige Bagatellen hinweg; aber christliche Märtyrerakten berichten hievon und deswegen auch das römische Martyrologium an mehreren Tagen.

1. Am 31. Juli: Zu Tuburbi Lucemari in Afrika der Jungfrauen und Martyrinnen Maxima, Donatilla und Secunda in der Verfolgung des Valerius und Gallienus; sie wurden *mit Essig und Galle getränkt*, dann mit Hieben grausamst geschlagen und durch Strecken auf dem Pferdchen (= Schragen) gemartert, auch mit Reisig gebrannt und mit Kalk eingerieben.

2. Am 9. September: Zu Nicomedien das Gedächtnis des Dorotheus und Gorgonius, die bei Diokletian Augustus die höchsten Ehren erreichten . . . die in seiner Gegenwart auf seinen Befehl zuerst angebunden und am ganzen Leibe zerschlagen, dann am bloßen Fleische *mit Essig und Salz übergossen* so auf dem Roste gebrannt und zuletzt mit dem Stricke getötet wurden.

3. Am 12. Februar: Zu Nicomedien das Leiden des seligen Märtyrers Petrus, der Kämmerer des Kaisers war und freimütig über die unzähligen Strafen der Märtyrer

⁶⁾ Apol 15.

⁷⁾ Röm 1, 31.

⁸⁾ Z. B. Tacit. Hist. 1, 44.

klagte; auf dessen Befehl in die Mitte geführt und zuerst aufgehängt sehr lange mit Geißeln geschlagen wurde, dann *mit Essig und Salz eingenetzt* und zuletzt auf dem Roste langsam am Feuer gebraten wurde.

Diese drei Martyrien sind römische Tortur; auch das Kreuz Jesu ist römische Tortur; also ist ein Vergleich angebracht und Analogie anzunehmen.

Zunächst ist es absolut sicher, daß der Essig in diesen drei Martyrien keine wohlschmeckende posca, Soldatenwein war; es war vielmehr Marteressig; so auch am Kreuze Jesu.

Diese drei Martyrien belehren uns ferner darüber, zu welch verschiedenen Zwecken Marteressig verwendet wurde.

Die drei Jungfrauen des ersten Martyriums haben als erste Nummer den Marteressig mit Galle zu schlucken und es folgen andre Torturnummern. Auch bei Jesus ist der zu schluckende Essig eine Nummer unter anderen bereits vollzogenen oder noch geplanten Torturen (Schienbeinzerschlagung).

In den beiden letzten Martyrien werden die Gegeißelten mit dem Essig eingenetzt, angegossen (die gegeißelten Jungfrauen des ersten Martyriums statt dessen mit ungelöschem Kalk eingerieben). Nun ist die Frage, ob auch die Geißel- und Kreuzeswunden Jesu und der Schächer mit diesem Essig hätten eingenetzt werden sollen? — Naturgemäß mußte dann vorher der Höhepunkt des qualvollen Durstes abgewartet und zuerst die beißende Tränkung und Verätzung der Schleimhäute des Mundes, Schlundes und Magens vorgenommen werden; denn hätte man die Einnetzung der Wunden schon vor der Tränkung vorgenommen, so hätte keiner der Gekreuzigten diese in den Wunden so qualvoll empfundene Säure mehr trinken und schlucken wollen. Der Schwamm wäre allerdings zur Einnetzung der Geißel- und Nägelwunden sehr passend und kann somit diese Absicht verraten. Indessen verhinderten der unerwartet frühe Tod Jesu und der vorzeitige Abtransport der Schächer jede weitere Anwendung dieses Essigs und so bringen die Evangelisten das Einnetzen mit Essig nicht zur Sprache; bestimmtes wissen wir darum nicht. Die Möglichkeit aber besteht, statt der so häufig bei Gefolterten angewandten römischen Fakel hier an geplante Verwendung des Essigs auch zu schwerer Kauterisierung der Wunden Jesu zu denken.

Schluß: Die psychologische, die exegetische und die historisch vergleichende Betrachtungsweise ergibt immer das gleiche Resultat: Der Essig am Kreuze Jesu war ein qualvoller Torturessig.

IV.

Wie hängt der Martertrunk mit den letzten Worten Jesu zusammen?

Mit seinen früheren Worten am Kreuze hatte Jesus seiner selbst vergessend sich mitleidig mit seiner Umgebung beschäftigt: mit seinen Feinden, mit dem Schächer, mit der Mutter. In seinen letzten vier Worten beschäftigt sich nun Jesus mit sich selbst. — Johannes hat seinerzeit berichtet,⁹⁾ wie Jesus vor Beginn seines Leidens sein bisheriges Lebenswerk überschaute, zusammenfaßte und testamentarisch dem Vater übergab. „Ich habe dein Werk vollbracht, das du mir zu tun gegeben hast.“ „Heiliger Vater, bewahre sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast.“ — So ähnlich handelt Jesu wiederum jetzt in der Todesstunde; er überschaut in seinen vier letzten Worten diesmal sein Leidenswerk, vollendet es und legt es testamentarisch in die Hände seines Vaters. — Betrachten wir der Reihe nach diese vier Worte.

1. Jesus ist mit der neunten Stunde auf dem Höhepunkt des Leidens angelangt, wo Schmerz und Wunden ihre höchste Glut entfalten, aber die natürliche Lebenskraft noch ausreicht, alles voll zu empfinden. Schon sein menschlicher Verstand konnte ihm die Pläne seiner Gegner zeigen; das Essiggefäß da unten vor dem Kreuze kündete ihm den geplanten Martertrank und vielleicht auch die spätere Essignetzung seiner Wunden an. Die vorgerückte Tagesstunde, das Herannahen des Osterabendes legte ihm nahe, daß die pharisäisch gesetzestreuuen Feinde nun baldigsten Schluß mit ihm machen wollten. Für Jesus aber war nicht der Wille der Gegner, sondern der Wille des ewigen Vaters die maßgebende Richtschnur. Darum überschaut Jesus seine Lage und stellt fest, inwieweit der Wille des Vaters bereits erfüllt ist: „Hierauf, da Jesus wußte, daß alles bereits erfüllt (vollendet) sei.“¹⁰⁾ — Bei der prüfenden Überschau über seine Leidensbahn findet Jesus zunächst alles bereits erfüllt; eben dieses alles erfüllt Wissen bezeugt nun Jesus feierlich, indem er den Ps 21 anstimmt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Es richtet

⁹⁾ Jo 17, 4, 11.

¹⁰⁾ Jo 19, 28.

Jesus da an den Vater seine Anrede, denn der Vater ja vor allem möge anschauen, was Jesus schon erfüllt habe. — Des Vaters wegen brauchte aber Jesus diese Psalmworte nicht lauter sprechen als die frühere Bitte: „Vater, verzeihe ihnen.“ Der Evangelist betont aber, daß Jesus diese Psalmworte mit „lauter Stimme gerufen“ habe.¹¹⁾ Dieses laute Rufen richtete sich eben auch an alle Juden, die sein Kreuz weithin umstanden. Sie alle, Freund und Feind, kennen diesen Psalm als das ergreifende Klage lied des Gerechten, der unter den schweren Mißhandlungen seiner Feinde Jahve seine momentane Nicht-Errettung klagt (das bedeutet dieses Gottverlassensein wie in anderen Psalmen), der aber trotzdem unerschüttert auf Jahve weiterhofft und seiner endlichen Rettung sicher ist. Alle umstehenden Volksgenossen will Jesus mit diesem lauten Rufe veranlassen, zu sehen, daß dieses Klage lied an ihm erfüllt sei und seine Einzelheiten (sie haben meine Hände und Füße durchgraben . . . über mein Gewand das Los geworfen . . .), daß er so leide wie der Psalmist: in tiefstem Schmerz und Gottvertrauen.

2. Jo 19, 28: „Hierauf da Jesus wußte, daß alles erfüllt sei, da sprach er, damit die Schrift erfüllt würde: Ich dürste.“ Neben der Erfüllung dieses Psalms 21 erkennt aber Jesus eines noch unerfüllt von den Dingen, die über ihn in der Schrift, d. h. im Plane Gottes stehen. Daran erinnert ihn das Gefäß mit Essig, das so drohend unter seinem Kreuze steht. Es ist jetzt für Jesus die Frage: Ist es nur meiner Feinde Wille oder ist es auch meines Vaters Wille, daß ich den Martertrunk dieses Essigs noch nehme? Der Ps 68, 22 gab ihm das Licht; sein Vorbild, der Gerechte, spricht dort: „Sie gaben mir Galle zur Speise und in meinem Durste tränkten sie mich mit Essig.“ Das bezieht Jesus auf den von den Propheten geweissagten Messias, also auf sich, und „um die Schrift zu erfüllen“, das heißt, um den dieser Weissagung zugrundeliegenden Willen des Vaters zu tun, spricht er: „Ich dürste“, und nimmt den qualvollen Martertrank.

3. Nun blieb für Jesus nur noch als letzte Frage übrig: Ist es auch des Vaters Wille, daß ich das, was mir meine Feinde des herangekommenen Osterabendes wegen antun wollen, noch erdulde: nämlich die geplante Schienbeinzerschmetterung? Jesus wußte da genau, daß seit der Väterzeiten Jahve verboten hatte, seinem Vorbild, dem österlichen Opferlamm, ein Gebein zu zerschlagen. Damit hatte der Vater auch für ihn, das wahre Osterlamm, ge-

¹¹⁾ Mark 15, 34.

sprochen: Bis hieher und nicht weiter! Mit der Essigmarter war Jesus angekommen an dem vom Vater längst gesetzten Grenzstein seines Leidens: „Als er den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht.“

4. Die Reihenfolge dieser Worte Jesu war also diese gewesen: der Hinweis auf den bisher erfüllten Vaterwillen; dann die Leistung des letzten Restes des vom Vater begrenzten Leidens durch die Hinnahme des Martyrunkes; dann die Konstatierung, daß nun des Vaters Wille voll und ganz erfüllt sei. Im vierten und Schlußworte mündet nun all dieser liebevollste, vollkommenste Gehorsam ein in die unendlich vertrauensvolle Hingabe, in das Schlußopfer des sterbenden Sohnes: „Vater, in deine Hände übergebe ich meinen Geist. Nachdem er dies gesagt hatte, verschied er.“

So gehören diese vier letzten Kreuzesworte Jesu nicht nur zeitlich alle enge zusammen zur neunten Stunde, sondern bilden auch eine geschlossene logische Einheit: Die volle und treueste Erfüllung des letzten Willens des Vaters ist ihr Grundgedanke und Leitmotiv.

Neben diesem großartigen Geschehen läuft aber gleichzeitig die laszive Hybris der Syrersoldaten einher. — Wie Jesus ruft: Eli, Eli, lama sabachtani, da verstehen oder verdrehen die Syrersoldaten: Elias, Elias, warum hast du mich verlassen? Nun kennen alle diese als Buben in Cäsarea oder sonstwo mit den dortigen Judenbuben aufgewachsenen Syrer den Elias schon von Jugend auf recht gut, der als Vorläufer des Judenmessias erwartet wurde; und über diesen sonderbaren Graubart, der einstmals in seinem Leben einige Pentakontarchen und ihre 50 Soldaten hatte vom Feuer auffressen lassen, der nach ihrer Auffassung als Kumpan des Messias gegen sie einst mitkämpfen sollte, hatten sie wahrlich schon oft genug gelacht und gehöhnt. „Er schreit dem Elias“ spotteten sie deswegen bei diesem Gebete Jesu. Geht es jetzt dem Nazarener zu Herzen? — Da rief Jesus etwas später: „Ich dürste.“ — Richtig! Nun ist endlich eben doch einmal der längst erwartete Augenblick gekommen, jetzt schluckt der Nazarener im blinden Durste alles; darum springt „sofort“ einer in die Höhe, der schon lange auf diesen Moment gewartet hat: „Da lief einer von ihnen hin, nahm einen Schwamm, füllte ihn mit Essig, steckte ihn auf einen Stecken und gab ihm zu trinken. Die übrigen spotteten: Wart einmal, wir wollen sehen, ob der Elias kommt, ihn zu retten.“¹²⁾ Sie meinen: Bei diesem

¹²⁾ Matt 27, 47.

Tränklein ist es freilich allerhöchste Zeit, daß sein Kamerad Elias anmarschiert und hilft; wollen schauen, ob der kommt! Und da Jesus trinkt, ist die Erwartung der Soldaten aufs höchste gestiegen: Wenn das in den Magen kommt, wie wird er sich krümmen und mit schmerzlich eingezogenem Unterleibe weheklagen! Mit welchem Gesichterschneiden wird er krampfhaft räuspern und spucken? Wird er bei seinem Gotte fluchen? Oder noch lauter seinem Elias schreien? — Der Nazarener enttäuscht sie alle gründlich, er nimmt den letzten Martertrank in ungeheuerer Ruhe, in ernster Feierlichkeit, in majestätischer Seelengröße. Und wie darauf Jesus mit lauter Stimme dem Vater seinen Geist übergibt und das Erdbeben rollt und der Felsen zerspringt, da erstirbt der lange Hohn und Spott auf den Lippen dieser verblüfften Männer. Nicht nur die äußeren erschreckenden Vorgänge, sondern vor allem die einzigartige Seelengröße Jesu und der *Inhalt* der letzten Worte Jesu brechen sich Bahn und Zustimmung im Herzen des Centurio: „Als der Hauptmann sah, der ihm gegenüber stand, daß er so rufend ausgeatmet hatte, sprach er: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!“¹³⁾

Dieser Hauptmann hatte seit der Übergabe Jesu an Pilatus nach damaliger Dienstvorschrift bei der Geißelung¹⁴⁾ und überall den Herrn auf Schritt und Tritt begleitet; er wußte aus der Prozeßhandlung genau, daß Jesus nur wegen seiner Gottessohnschaft verurteilt und nur deswegen dem jüdischen Antrage gemäß gekreuzigt werde; er mußte aber jetzt zurückblickend Jesu ganzes Leiden und Sterben tatsächlich als eines Gottessohnes würdig anerkennen und so stimmte er dem eben Verschiedenen und seiner letzten Beteuerung der Gottessohnschaft¹⁵⁾ rückhaltslos bei im *Sinne des Toten*: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ — Das ist des Hauptmannes Totenklage; nach Matthäus beteiligten sich auch die Mannschaften. — So schlügen die letzten Wellen der soldatischen Hybris, des frechen syrischen Spottes am Kreuze des Sterbenden noch einmal hoch empor und brachen dann entkräftet in sich zusammen: Eine Wirkung auch des so heroisch genommenen Marteressigs.

¹³⁾ Mark 15, 39.

¹⁴⁾ Vgl. Apg 22, 25, bei Geißelung des Paulus.

¹⁵⁾ „Vater, in deine Hände . . .“

Die seelsorgliche Behandlung des abwegigen Charakters.

Eine pastoralmedizinische Studie.

Von Studienrat Prof. Dr Leopold Kastner, Traiskirchen, N.-Ö.
(Schluß.)

II. Teil: Praktische Winke.

1. Der Takt als conditio sine qua non.

„Takt ist der Verstand des Herzens.“
Gutzkow.

Außer dem einschlägigen Fachwissen braucht der Seelsorger für Schule, Beichtstuhl, Kanzel, Krankenbesuch, Rednerpult und Privatverkehr gerade bei der Behandlung abwegiger Charaktere den erforderlichen *Takt* als ein unerlässliches Ausrüstungsstück seines Pastoralberufes. Tactus, d. i. ein „Gespür“, wie der Volksmund ganz richtig sagt, ist eine Art geistigen Spür- und Tastsinnes, ein instinktives Einsehen und Erkennen des Richtigen, was im gegebenen Augenblick und im gegebenen Falle zu tun oder zu unterlassen ist. Der Takt arbeitet nicht langsam durch Überlegen und Nachschlagen von Büchern, durch Ableiten von Schlußfolgerungen aus gegebenen Prämissen, wie das diskursive Wissen erworben wird, sondern er arbeitet so rasch und sicher wie der Instinkt der Tiere.

„Quisquis se dirigere debet juxta lumen, quo donatur a Deo“, so S. Alphonsus. Ein Seelsorger, welcher lächelt, wo er nach Auffassung des abwegigen Charakters ernst bleiben sollte, vielleicht sogar rügen müßte, ein Seelsorger, welcher straft, wo gerade Milde am Platze gewesen wäre, hat den pastoralen Takt nicht und wird das Vertrauen des Pönitenten nicht erlangen. Ein Beichtvater, der den Pönitenten an einer Stelle des Bekenntnisses mit dem Zwischenruf: „Gehst denn net, du S . .“ unterbricht, hat von der seelsorglichen Behandlung abwegiger Charaktere keine Ahnung. Sein pastoraler Erfolg kann darin bestehen, daß er die Zahl der Selbstmordkandidaten vermehrt.

Ein gut katholischer Arzt¹⁾ schreibt:

„Ich erinnere mich heute noch mit peinlichster Genauigkeit an ein Vorkommnis, da ich, noch in jungen Jahren stehend, am Vorabend eines Muttergottesfestes

¹⁾ Dr med. August Stöhr, Handbuch der Pastoralmedizin, Der Nervenkrank im Beichtstuhl, Herder 1909⁵, S. 392.

mit vielen anderen einen Beichtstuhl belagerte, als aus dem Innern desselben plötzlich ein furchtbares, außen deutlich zu vernehmendes Donnerwetter erscholl, das über den armen, gerade drinnen knienden Bekenner niederging, dessen ganze Gewohnheitssünde damit bloßgelegt war. Es enthusachte der Stätte der Gnade flüchtigen Schrittes und scheuen Auges, im Angesicht den Stempel der Verzweiflung, ein junger Mann. Diese grenzenlose Mißkennung pastoralen Taktes hat auch sofort ihre Früchte getragen: im Nu stand keine Seele mehr vor dem Beichtstuhle, vielleicht die beste Koramierung, die dem übereifrigen und wohl selbst nervösen alten Herrn da drinnen zuteil werden konnte. Solche Charaktere gehören nicht an den Ort der Liebe, wo der göttliche Heiland nach dem verlorenen Schäflein sucht."

Der taktvolle Seelsorger ist an die gegebene Lage leicht anpassungsfähig, er wird sich über gar nichts wundern, auch nicht über das Ärgste; es wird ihm auch nichts fremd oder befremdlich vorkommen; er wird auch nicht als Großinquisitor durch ein für den Patienten hochnotpeinliches Herumfragen sich für immer lästig machen und den Fisch, den er schon beinahe an der Angel hatte, scheu machen und davonschwimmen lassen. Der taktvolle Seelsorger weiß es, daß gewisse Neuropathen einen empfindlichen Punkt haben, der für sie ein Noli me tangere ist. Der verständnisvolle Seelsorger abwegiger Charaktere ist noch mehr wie jeder andere Beichtvater darauf angewiesen, auch aus Blicken, Mienen, Gebärden und Andeutungen die menschlichen Armeseligkeiten, um die es handelt, die individuellen Vorgänge und Zustände, Lagen, Stimmungen und Verfassungen des reizbaren und wankelmütigen und in seinen Seelenquälern furchtbar verängstigten Pönitenten so zu erfassen, daß er dem Armen eine Folterbank erspart und begreiflich macht: „Ich verstehe dich ganz, diesen Zustand kenne ich vollständig.“ Das gilt in noch höherem Grade Mädchen und Frauen gegenüber. Das weibliche Geschlecht bringt es zustande, bei Gesprächen mit seinesgleichen, mit der Freundin, der Schneiderin, Weißnäherin, Modistin in lauschigen Augenblicken die intimsten sexuellen Abwegigkeiten mit einer solchen Freiheit und Genauigkeit zu schildern, wie dies nicht einmal den hartnäckigsten Psychoanalytikern bisher noch untergekommen ist, dieselben Personen können aber dem Seelsorger gegenüber, vor dem sie nicht im geringsten so ausführlich sein müßten, stumm sein wie ein Fisch

und würden, ohne mit einer Wimper zu zucken, eher zur Hölle fahren, als den Mund wenigstens zu einem teilweisen Geständnis zu öffnen. Ein analoges Beispiel von einem Mann gehört zu meinen Kriegserinnerungen: Ein Offizier erzählte der Tischgesellschaft alle seine Fehltritte so ausführlich in den intimsten Einzelheiten, wie dies in keiner Beichte jemals der Fall war. Darnach sagte er: „Jetzt möchte ich wissen, was der Feldkurat dazu sagt.“ Aller Augen waren auf mich gerichtet, als ich ihm erwiederte: „Fügen Sie zu Ihrem öffentlichen Bekennen auch noch Reue und Vorsatz hinzu und dann erst kann ich Sie lossprechen.“ Er war tief beleidigt, denn so etwas war ja nicht der Zweck seiner Übung. Es gibt nun einmal Charaktere, die mit einem verbalen Exhibitionismus ihre Psyche rücksichtslos enthüllen und sich ihrer Armseligkeiten noch rühmen, die aber zu einem *reumütigen* Geständnis kaum zu bewegen wären.

Das Vertrauen ist das Zarteste in den Beziehungen zwischen dem Seelsorger und seinen Pönitenten. Und der Takt ist der Universalschlüssel zum versperrten Schloß des Vertrauens derjenigen, die mit peinlichen menschlichen Armseligkeiten beladen sind: der Takt öffnet ihnen zum ersten Male in heilsamer Weise den Mund, damit sie sich noch vor dem Eintreten einer seelischen Kesselexplosion durch das Sicherheitsventil der Beichte aussprechen und Trost finden können. Das Vertrauen, das sie dem Seelsorger, nach furchtbarem Ringen mit sich selbst, entgegenbringen, muß gerechtfertigt werden. Der Beichtvater frage sich selbst nach den Ursachen, wenn solche Pönitenten nicht mehr wiederkommen.

Herbart nennt den *pädagogischen Takt* das größte Kleinod der Erziehungskunst. Die Brücke, welche die Kluft zwischen dem Seelsorger und den abwegigen Charakteren überbrücken soll, muß von Fall zu Fall erst gebaut werden. Der pastorale Takt ist der Baumeister. Die abwegigen Charaktere sind dem großartigen Gewirr der verschiedensten Wellenlängen in der umgebenden Atmosphäre vergleichbar, während der taktvolle Seelsorger durch die richtige Handhabung seines Empfangsapparates mit dem fremden Sender auf der richtigen Welle treffsicher „Fühlung“ nimmt, ohne unangenehme Nebengeräusche zu erzeugen.

Der Takt ist für jeden Menschen eine wertvolle Gabe, er ist aber für den Seelsorger unentbehrlich. Beachten wir, daß das Weib seiner Natur nach oft mehr

Takt besitzt als der Mann. Der Takt sagt uns, ob wir reden oder schweigen sollen, ob wir Milde und Güte oder Ernst und Strenge anzuwenden haben. Takt ist kein Privileg des Hochadels und der akademisch gebildeten Stände. Aristokraten und Gelehrte können vielmehr bis zum Exzess brutal und taktlos sein, wenn sie, trotz ihres Kirchengehens, überreizte Neuropathen sind, oder wenn ihnen bei gesundem Nervensystem die Triebfeder des Taktes, die christliche Liebe, fehlt. Es gehört christliche Liebe dazu, um den Nächsten in all seinen Nöten zu verstehen und ihm nicht unnötig weh zu tun. Wäre es uns recht? Welche Aufnahme und Behandlung wünschen wir? Ein wirklicher Christ, ein wahrhaft frommer, heilmäßiger Beichtvater wird nie taktlos sein. „Eine außerordentliche Wirkung kann in dieser Hinsicht auch echte Religiosität ausüben. In einer Weise, die nur die Erfahrung glaubhaft macht, entwickelt der Herzensverkehr mit Gott die inneren Organe des Verstehens, des Mitühlens, und gibt eine besondere Sicherheit im Eingreifen und im Helfen.“²⁾

2. Geduld und Liebe.

„Geduld ist die Kunst zu hoffen.“
Jean Paul.

„In patientia vestra possidebitis animas vestras.“ Dieses Heilandswort, das uns auch als Antiphon aus dem Aposteloffizium bekannt ist, sei bei der seelsorglichen Behandlung abwegiger Charaktere unser Leitstern.

Bei der Neurasthenie, Hysterie, Hypochondrie, Melancholie und anderen verwandten Psychoneurosen finden wir an Stelle eines stabilen psychischen Gleichgewichtes ein sehr labiles, das unsere ganze Geduld und Liebe erfordert. Lassen wir uns von gar keiner Enttäuschung entmutigen. An unserer Festigkeit sollen die wankenden Schilfrohre einen sicheren Halt finden, den sie notwendig brauchen. Mehr Optimismus!

„Ein Pessimist kann dem Psychopathen niemals helfen! Ein Maximalist der Moral ebensowenig. Man darf wohl sagen: am ehesten wird Hilfe bringen zusammen mit dem Psychiater der Moralpsychologe, der ein Minimalist ist, wohlverstanden, im berechtigten und nicht im laxistischen Sinn des Wortes. Psychopathen sind wie Kinder, die das Gehen erst lernen müssen.“³⁾ Mit wie viel Geduld und Liebe lernt eine Mutter dem Kinde das

²⁾ Roloff, Lexikon der Pädagogik, V, Sp. 28—33, Takt.

³⁾ Klug, Die Tiefen der Seele, S. 293.

Gehen, auch wenn es immer wieder niederfällt und raunzt.

„Wer daher als Moralpsychologe in die Abgründe von Menschenseelen blicken kann, die ihr Innerstes schonungslos enthüllen, der wird gütig und mild. Er nennt Sünde, was Sünde, und Todsünde, was Todsünde ist; aber dem Sünder und seiner Wesensstruktur sowie allen Einflüssen, denen eine Seele ausgesetzt sein kann, steht der Moralpsychologe verständnisvoll und barmherzig gegenüber.“⁴⁾

Wir haben es mit schwer gedrückten Gemütslagen und psychischen Schwankungen zu tun, die sich bis zur Entschlußunfähigkeit und Willenlosigkeit steigern können. Deshalb gab der Franzose *Janet* den verwandten Krankheitsbildern den gemeinsamen Namen „*Psychasthenie*“, d. h. *Seelenschwäche*. Halte daher den Schwachen nicht für stark, sondern nimm ihn so wie er ist. Wer bei leichtathletischen Übungen nicht imstande ist, ein 10-Kilogramm-Gewicht mit beiden Händen emporzuheben, von dem verlange man nicht das schwerathletische Kunststück, ein 100-Kilogramm-Hantel mit einer Hand dreimal zu stemmen. Legen wir den Pönitenten nicht Lasten auf, die wir selbst nicht tragen können. Zur Methodik der seelsorglichen Behandlung abwegiger Charaktere gehört, daß wir die Pönitenten nicht durch unkluge und ganz unmethode Forderungen ganz mutlos machen. Der Neurastheniker besitzt ja noch mehr Geduld als du, wenn er, trotz seiner mit schweren Angstzuständen gepaarten Schwäche, noch einmal vertrauensvoll zu dir kommt, obwohl du ihm wegen seiner Rückfälligkeit allzu vorschnell die Verweigerung der Lossprechung angedroht hast. Christus ist Methodiker. Er verlangt nicht zu viel auf einmal und er gibt auch von seinen Weisungen den Aposteln nicht zu viel auf einmal; er kann geduldig zuwarten: „Ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt auf einmal nicht tragen.“ Und was tut er? Er macht Mut, er schickt einen ganz besonderen Stärker und Tröster. Das ist für uns ein wichtiger Fingerzeig. „Wirf den Helden in dir nicht weg!“ schreibt *Nietzsche*.

Dr. W. Bergmann sagt uns sehr richtig, was der Patient zunächst braucht:

„Für die seelischen Symptome der Gemütsdepression und der daraus hervorgehenden Willensstörung,

⁴⁾ *Klug*, a. a. O., S. 7.

mehr aber noch für die Beseitigung der Angstzustände wird mit gutem Erfolge die Psychotherapie verwandt. Sie sucht auch die durch allerlei Überempfindung in ihrer Orientierung gestörte Seele wieder zu einer gesunden Beurteilung der körperlichen und seelischen Reaktionen anzuleiten und so *Selbstvertrauen* und *Zuversicht* zu wecken. In dieser Auffassung werden auch die lämmenden Müdigkeitsempfindungen mehr und mehr überwunden und *gesunder Arbeitswill* und *Ausdauer* wiedergewonnen. Der übertriebenen Eigenbeobachtung, namentlich auf die zu stark empfundenen Organempfindungen, muß durch *Belehrung* und *ablenkende Beschäftigung* entgegen getreten werden.“⁵⁾

Der Seelsorger sitzt als Vater, Lehrer, Seelenarzt und Richter im Beichtstuhl oder am Krankenbett. Den neuropathischen Kranken gegenüber in erster Linie oder einzig und allein nur den Judex hervorzukehren, wäre eine vollständige Verkennung der augenblicklichen Dienstleistung. Der junge Priester — den alten habe ich nichts zu sagen — nehme vielmehr das Handbuch der Pastoralmedizin zur Hand und lese Seite 399—401 die meisterhaften Ausführungen von Dr Stöhr:

„Die den neuropathischen Komponenten gegenüberstehende Resultante betrifft in hauptsächlichster Linie die Absolution der rückfälligen Gewohnheitssünder. Hat der Beichtvater erkannt, daß er es mit einem neurotischen Beichtkinde zu tun hat, dann dürften wohl die signa contritionis ordinaria genügen, um zur unbedingten Losprechung schreiten zu können. Ich muß darauf bestehen, daß die *neuropathische Disposition zu Fehlern* auch in die moralische Waagschale fällt, und zwar auch dann noch, wenn der Neurastheniker seine Willensschwäche durch frühere Vergehen selbst verschuldet hat. Die schwere Lasterkette, mit welcher der Neurotiker seine eigene Willensfreiheit gefesselt, soll ihm dadurch nicht erleichtert werden, wohl aber muß gesagt werden, daß er mit einem zerrütteten Organ — und die Funktionen der menschlichen Psyche sind ja insgesamt an die Organe gebunden — nicht das erreichen kann, was ein anderer mit normalkräftigem Nervensystem zu leisten vermag. Aus diesem Grunde bedarf der Neurastheniker in der moralischen Sphäre einer besondern Beurteilung, die eine mildere Auffassung des Geschehenen verlangt, ohne jedoch für die Zukunft auf Energie zu verzichten. Es wird deshalb der Beichtvater, wenigstens nach meiner

⁵⁾ Roloff, Lexikon der Pädagogik, III, Sp. 901, Neurasthenie.

Laienansicht, gar oft einen neurasthenischen Gewohnheitssünder absolvieren können, in Fällen, in denen er einem somatisch intakten Pönitenten die Lossprechung verweigern muß. Was hier von Neurasthenie gesagt ist, das gilt von den Neurosen überhaupt. Es ist ja kein Mensch mit normalem Funktionsvermögen, der hier vor dem Priester kniet, sondern ein schwaches Schilfrohr, das jeder Windhauch nolens volens beugt und knickt, ein armes, selbst unsäglich leidendes, halbgebrochenes Herz, das wohl möchte, aber eben oft fast nicht kann. Hier ist weitestgehende Milde am richtigen Orte; die Trost und Hilfe suchende Jammergestalt hier zurückzuweisen, hieße nahezu dieselbe der Verzweiflung überantworten. „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Mühselig infolge eines somato-psychischen Leidens, das den Stempel innerer Aufregung und Hilflosigkeit auf die fahle Stirne drückt, beladen mit der Last ewig erneuter Verantwortungsfülle, welche die schwachen Schultern fast zu Boden beugt, so kniet er da vor dem Beichtgitter, voll Scham, voll Reue, voll Hoffnung. Soll diesem nicht auch von den Lippen des Priesters an Gottes Stelle Erquikung werden? Wer soll denn den rückfälligen Armen emporzuheben suchen, wenn er auch hier, an der Stätte unendlicher Erbarmung und Liebe, Abweisung, die ihm zum Fluchwort wird, erfahren muß? Ist ja doch der Umstand, daß er kommt, kommt in einem Augenblick der Gnade, die in diesem Moment stärker ist, als seine körperlich-seelische Hinfälligkeit, fast immer ein Beweis, daß jetzt die reinste Absicht ihn auf die harten Stufen des irdischen Richterstuhles führt, daß er ernstlich will, soweit als er wollen kann. Dieser Strahl göttlicher Erbarmung, der den Sünder getroffen, wird auch den Beichtvater erleuchten und erwärmen, dieser Strahl muß ihm sagen, daß er nicht starrer als der Himmel urteilen möge. Und dann wolle man bedenken, daß nichts die Seele, und vor allem die auch irdisch-kranke Seele mehr hebt als das Bewußtsein, den Gottesfrieden mit schweren Opfern erkauft zu haben.

Aber . . . es darf bei aller Liebe des Beichtvaters, welche das Übermaß himmlischer Barmherzigkeit dem reuigen Sünder veranschaulicht, doch nicht die Energie fehlen, die im Gewande gewinnender Herzlichkeit dem Pönitenten ernstlich die Augen über den Abgrund öffnet, vor dessen gähnendem Schlunde er steht. Ist dies ein allgemeines Prinzip, so ist es einem neurotischen

Beichtkinde gegenüber besonders dringlich; ein liebevoll ernstes Wort in diesem Augenblick der Gnade zeugt keine sentimentale Gefühlsduselei, sondern, worauf es hier ankommt, es wird dem schwachen Willen eine mächtige Stütze, an der er wenigstens für die allernächste Zeit den nötigen Halt vor dem Straucheln erhält: Ein entsprechender geistlicher Zuspruch des Beichtvaters zu einem nervösen Beichtkind ist das Meisterstück priesterlicher Psychologie; hiervon hängt viel mehr ab, als mancher Pönitentiar denkt. Dazu gehört nun allerdings viel pastoreller Takt und gewinnendes Wesen; jede auch unbewußte Brüskierung des Harrenden am Beichtgitter, jedes schroffe Wort von den Lippen, an denen die ganze Hoffnung hängt, zerreißt erbarmungslos den zarten Schleier des Trostes, den die Gnade soeben über das gequälte Herz weben will. Es wäre verfehlt, hier intensiv auf den körperlich-seelisch reizenden Zustand des Beichtenden einzugehen; wie bei der Fragestellung so würde auch beim Zuspruch diese Manier das Gegenteil vom erhofften Gewinn zeitigen, da die enorme Emotionsfähigkeit dieser Kranken bei Berührung dieses heiklen Punktes voraussichtlich in akute Aktivität versetzt werden würde; im Gegenteil soll der Pönitent womöglich gar nicht merken, daß der Beichtvater aus seinem Bekenntnis auch den körperlich kranken Zustand entnommen hat. Die Rettung vor dem drohenden Untergang, dem er bereits schon verfallen war, das überströmende Füllhorn der göttlichen Barmherzigkeit, das sich über den Reuigen ergießt; die Glut der himmlischen Liebe, die mit ihren Strahlen auch ihn, den Erstarrenden, nochmals erwärmt und belebt, das hehre Bild der mater divinae gratiae, die als refugium peccatorum ihre segnende Mutterhand über den Unglücklichen breitet, und hoch über allem das Kreuz auf Golgatha, von dessen Stamme die unsäglich traurige und unsäglich liebliche Gestalt des Gottmenschen mit offenen Armen und offenem Herzen den Trostlosen zur Rückkehr an die Freundesbrust gemahnt: das sind Momente, welche wahren Balsam in die zerrissene Seele träufeln, welche jede Gefühlsfaser der verzweifelnden Kreatur mit lebendiger Frische erquicken, welche den minimalen Rest der Widerstandsfähigkeit und psychischen Kraft zu neu pulsierendem Leben wecken und das ewig nörgelnde Weh des neurotischen Ich in den sanften Wellen freudiger Hoffnung versinken lassen. Auf diese Weise paart sich Milde mit Energie, Milde von den Lippen des Beichtvaters, den der schon

Verzagende auf sein Trostwort hin wie ein engelgleiches Wesen aus höheren Regionen betrachtet, Energie durch den gewaltigen Eindruck, den die erhabenen Mysterien des Testamentes unbegrenzter Liebe auf Herz und Hand des Doppelkranken üben, ein Eindruck, dem auch niemals der rechte Nachdruck fehlen wird.“

3. Wachsamkeit und Vorsicht.

„Ein weiser Mensch ist in allem vorsichtig.“

Sir 18, 27.

a) *Wachsamkeit*. Es ist kein Zufall, sondern ein Akt der höchsten göttlichen Weisheit, daß uns die Heilige Schrift so oft zur Wachsamkeit ermahnt.

Die Wachsamkeit ist jene Eigenschaft, derzufolge der Mensch bei sich selbst und den ihm zur Erziehung Anvertrauten auf alle Neigungen und Begierden wohl aufmerkt, allen Gefahren und Versuchungen zur Sünde rechtzeitig vorzubeugen trachtet. Die Wachsamkeit *verhütet*, daß wir selbst und die uns Anvertrauten uns vom Schlaf der Sünde überwältigen lassen, daß wir uns in falsche Sicherheit wiegen; sie schärft uns unsere Sinne, daß wir uns das klare Bewußtsein nicht vernebeln lassen.

Die Wachsamkeit ist eine Pflicht, die ohne Unterlaß zu erfüllen ist, da das Fleisch mit seinen Begierden und der Satan nicht schlafen. Wir müssen über die Sinne, über unsere Gedanken, über unsere Willens- und Gemütsakte wachen und auch andere zu dieser Wachsamkeit erziehen. Das „Wachen über die Seelen“ ist nach Hebr 13, 17 eine *Pflicht der Lehrer*, zu denen auch wir gehören, aber auch eine Pflicht der ersten Lehrer des Kindes, der Eltern. Die Prophylaxe bei den Kindern und Jugendlichen verspricht mehr Erfolg als die Heilversuche bei den Erwachsenen. Wo liegen denn die Ursachen für die abwegigen Charaktere? Wie steht es mit den Zusammenhängen von Ursache und Wirkung? Wenn die Hirten schlafen, dann halten reißende Wölfe ihre gefundene Mahlzeit. Die Aetiologie der Psychopathia sexualis bringt eine für unseren Zweck beachtenswerte Fülle von brauchbarem Beobachtungsmaterial, welches immer und immer wieder beweist, daß die unerlässliche Pflicht der Wachsamkeit in aller Welt stark vernachlässigt wird.⁶⁾

„Die Wachsamkeit im geistigen Sinne . . . erfordert einen Lehrer, der sein Amt nicht bloß als Mietling be-

⁶⁾ Vgl. M. Vegelahn, Das Auge des Lehrers im Dienste der Erziehung und des Unterrichtes, 1913.

treibt, sondern im ernsten Bewußtsein seiner Verantwortung. Wachsam soll der Lehrer merken auf die seelische Entwicklung und Betätigung seiner Schüler: wie ihre geistigen Gaben sich entfalten und auf welche Seite des Berufslebens sie hinweisen, wie ihre Gemütsanlage, ihr Temperament sich entwickelt, wie ihr Willensleben sich betätigt. All das darf ihm nicht gleichgültig, sondern muß ihm Anlaß zu steter Wachsamkeit sein, mit der er manches Gute fördern, manche Gefahr im Keim ersticken kann (individuelle Behandlung, Individuen-Bücher). Wachsamkeit ist angebracht auch gegenüber dem Verhalten der Schüler außerhalb des Schulzimmers: der Spielplatz, die Aborte, der Schulweg, die Beschäftigung der Schüler außerhalb der Schulzeit können manchen Anlaß geben, erzieherisch auf die Schüler, bezw. ihre Eltern einzuwirken. Kurz, die Gebiete der Wachsamkeit sind so vielseitig, daß ein rechter Lehrer und Erzieher mit dieser Pflicht, die ein wichtiges Stück seiner beruflichen Treue ist, gar nicht fertig wird und wohl jeden Tag sich das Wort Jesu vorhalten darf: „Was ich euch sage, das sage ich allen: wachet!“ Mk 13, 37.

Eine so vielseitige Wachsamkeit, die sich auch auf kontagiose Lektüre, anstößige Bilder, ungünstige Kameradschaft u. a. m. erstreckt, stellt an die körperliche Gesundheit und an die geistige Kraft und Frische des Lehrers so hohe Anforderungen, daß er auf die Zusammenarbeit aller Kräfte im gleichen Sinne und nach denselben Grundsätzen hinarbeiten muß (konfessionelle Schule) und auch dann auf das Helfersystem nicht verzichten wird. Wer heutzutage nichts sieht, ist entweder blind oder er schläft.“⁷⁾

Wollen wir keine erwachsenen abwegigen Charaktere, dann bewahren wir schon die Kindheit und Jugend vor all dem, was zum abwegigen Charakter führen muß, durch die *Prophylaxe*. In den früheren Militärschulen gab es vielfach nur das *Repressivsystem*; in den Jesuitenschulen und später auch in den Anstalten der Christlichen Schulbrüder gab es und gibt es heute noch das *Präventivsystem*. Hieher gehören z. B. die „Reflexionen“ des heiligen *Johannes Bapt. de la Salle* in seiner „Schulanleitung“ vom Jahre 1706. Noch prägnanter tritt uns das Vorbeugungsverfahren als regelrecht entwickeltes Präventivsystem bei *Don Bosco* vor Augen. Cesare Lombroso-Turin, der Begründer der kriminal-anthropolo-

⁷⁾ Roloff, Lexikon der Pädagogik, V, Sp. 675, Wachsamkeit des Lehrers.

gischen Schule und Vertreter der extremen Entwicklungslehre, spendet den Anstalten Don Boscos das Lob, daß sie „eine genial eingerichtete Macht zur Vorbeugung wurde“⁸⁾

Präventiv war die Maßregel, die ich vor 22 Jahren in allen Knaben- und Mädchenklassen meiner Schulen zu Wien durchführte, um gegen Tratschereien hysterischer Kinder gesichert zu sein: Kein Schulkind darf ohne Begleitung der Eltern meine Wohnung im Pfarrhof betreten. „Alles was ihr mir sagen wollt, könnt ihr mir in der Klasse sagen.“ — Das Verbot wurde streng durchgeführt und dennoch fand sich ein noch nicht neunjähriges Mädchen der 3. Volksschulklasse, das bereits nach Art der Hysterischen seine unerfüllten Wünsche als Wirklichkeit nach außen projizierte. Die Kleine prahlte vor Mitschülerinnen, sie sei bei mir in der Wohnung gewesen, ich hätte sie auf meinen Schoß genommen und ihr Wein und eine gute Torte gegeben. Beim Betreten der Klasse wird mir alles sofort brühwarm mitgeteilt und alles lauschte gespannt, was ich dazu sagen würde. Ich rief die Hysterica auf und fragte sie vor der Klasse, wann sie bei mir war. Unter einem Strom von Tränen beteuert sie, daß sie gar nichts gesagt habe. Alle anderen: „Bitt' ja, sie hat's gesagt!“ — „Bitt' nein, ich habe nichts gesagt!“ Der Widerspruch wiederholt sich, bis die Klasse gegen die Pseudologia phantastica der Kleinen energisch Stellung nimmt. — In derselben Schule gab es einen Fall von Pubertätshysterie einer zwölfjährigen Schülerin, die in der Klasse damit prahlte, daß sie mich in den letzten großen Ferien in einem Hotel im Salzkammergut getroffen und besucht hätte. Ich habe die Hysterica mit den Ohrenzeuginnen in der Kanzlei der Oberlehrerin konfrontiert, wo die Hysterica eine Ernüchterung erlebte, da die Oberlehrerin sehr gut wußte, daß ich während der ganzen Ferien den Bezirk in Wien gar nicht verlassen hatte. Die alte Praktikerin gab der Szene ein pädagogisch wertvolles Ende, wodurch bei diesem Mädchen und der ganzen Klasse für die Zukunft wirksam vorgebeugt wurde. Für solche Fehler in der Schule muß man rechtzeitig ein offenes Auge und Ohr haben, wofür man nicht das unschuldige Opfer hysterischer Exzesse werden will. Ut non vituperetur ministerium nostrum.

„Für den Lehrer freilich bildet das Präventivsystem bei weitem die schwierigere Aufgabe, denn es erfordert

⁸⁾ Salesian. Nachricht. 1908, S. 11.

eine ungewöhnliche Kunst des Individualisierens und die genaueste Kenntnis von Wesen und Ursache der Schülerfehler; ja seine vollkommene Ausübung setzt sogar eine besondere Berufsgnade voraus, die nicht durch die spekulierende Wissenschaft zu erwerben ist, sondern mit der Persönlichkeit gegeben sein muß. Das darf aber niemand abschrecken, dem Vorbeugungsverfahren die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden.“⁹⁾

„Eine andere, an Schattierungen ungemein reiche Typengruppe bilden jene Mädchen und Frauen, die in einer eigenartigen, oft sehr verhängnisvollen Liebesübertragung den ewigen unsichtbaren Gott mit seinen menschlichen priesterlichen Stellvertretern verwechseln. Bei psychopathischen und hysterischen Charakteren kann das bis zu offener (wenn auch verblümt geäußerter) Erotik gehen. Der Priester, der solchen Personen gegenüber nicht sehr wachsam, besonnen, ruhig, in wohlüberlegter Weise spricht oder handelt, setzt sich schwerer Gefahr aus. Schroffheit und Entgegenkommen sind gleicherweise unbrauchbare Gegenmaßnahmen; denn die Liebe wie der Haß und die völlig amoralisch vorgehende Rachsucht eines Weibes sind gefährliche Dinge für einen Priester. Am sichersten wird der Geistliche drohenden Gefahren entgehen, der sich jeden Augenblick, den er in der Nähe solcher Personen verbringen muß, filmen oder im Radio hören lassen könnte.“¹⁰⁾ In spiritu coeperunt et in carne finierunt. — Erotische Infektion!

Junge Seelsorger sind nicht selten den wilden Touristen ähnlich, welche die Gefahren der Berge umso mehr mißachten, je weniger sie dieselben kennen. Die praktischen Seelsorger abwegiger Charaktere sind geschickten Feuerwehrleuten vergleichbar, welche ganz nahe am Brände zu retten haben, was zu retten ist, die jedoch sehr acht geben, um sich nicht selbst zu verbrennen.

„Das wird genügen, um vielleicht manchem die Augen hell und wachsam zu machen, der hinter der feinen Marmorblässe und scheinbaren Marmorkälte eines sogenannten Engelsangesichtes oder hinter der scheinbar frommen Glut warmer, verehrungsvoller Worte eines Briefes die binnenerotische Tiefe der verhaltenen Leidenschaft nicht einmal ahnte.“¹¹⁾ Vom *heiligen Franz von Sales*, der ein schöner Mann war, wissen wir, daß er mehrere Anschläge solcher Art zurückzuweisen hatte:

⁹⁾ Roloff, Lexikon der Pädagogik, V, Sp. 640, Vorbeugung, Präventivsystem.

¹⁰⁾ Klug, Die Tiefen der Seele, S. 163.

¹¹⁾ Klug, Die Tiefen der Seele, S. 151.

„Ein schönes Weib hatte sich in ihn verliebt und beschloß, im Richtersthule, wo er die Stelle Jesu Christi einnahm, einen Angriff auf ihn zu unternehmen, weil sie ihm sonst nicht nahe zu kommen wußte. Sie machte ihm unter Seufzen und Tränen ein Liebesgeständnis und bat ihn, sich ihrer durch Gegenliebe zu erbarmen. Franz, welcher sie für eine vom Teufel Geplagte ansah, machte viele Kreuzzeichen über sie und sprach im Stillen die Beschwörungsformel über sie aus, hielt ihr aber zugleich auch die göttlichen Urteile und Strafen vor. Als das gottlose Weib bemerkte, daß ihr Zweck fehlgeschlagen, begann sie überlaut zu schreien und den Dompropst (Franz von Sales) mit entehrenden Schimpfreden zu belegen. Franz versicherte sie sanft seines Mitleides. Sie ergrimmte aber immer mehr. Die Anwesenden warfen sie endlich, um Ruhe zu erhalten, zur Kirche hinaus. Sie selbst aber schämte sich hinterher dermaßen, daß sie es für geraten hielt, die Stadt ganz zu verlassen.“¹²⁾ — Ein anderer Angriff erfolgte von seiten einer sehr schönen und anscheinend sehr sittsamen Dame im Wirtshause während einer Italienreise.¹³⁾ Der Heilige stellte sich jedesmal energisch auf die Füße. Das Deminutivum „muliercula“ an verschiedenen Stellen des Breviers bringt schon eine Minderwertigkeit zum Ausdruck. Der heilige Athanasius mußte die pseudologia phantastica einer solchen muliercula durch ein geradezu Salomonisches Urteil im Gerichtssaale entlarven lassen. Also wachsam sein gegenüber einer scheinreligiösen Erotik mit all ihren pseudomystischen Typen! Prophylaktisch wichtig ist der Wink: „Seelenleiter von Ordensfrauen und weiblichen Personen überhaupt können nicht leicht zu stark abmahnen von einer bloßen Phantasie- und Gefühlsfrömmigkeit.“¹⁴⁾ „Eine mystisch wirklich begnadete Seele wird immer demütig, vernünftig, gehorsam, lenksam, friedvoll sein, auch in den schwersten inneren Prüfungen und Läuterungen. Eine paranoid entartete Seele ist eigensinnig, hartnäckig, ungehorsam gegen Weisungen, die ihr nicht in ihre Wahnbildungen passen, selbstbewußt und selbstsicher in ihren Urteilen, verstiegen, stimmungslabil, von ihren Wahninhalten umstrickt und umfangen. Arzt und Seelsorger müssen hier zusammenwirken, am besten in einer Heilanstalt.“¹⁵⁾

¹²⁾ Ludwig Clarus, Das Leben des heiligen Franz von Sales, 1. Bd., 2. Aufl., S. 118—119, Manz 1887.

¹³⁾ A. a. O., S. 260—261.

¹⁴⁾ Klug, Die Tiefen der Seele, S. 163.

¹⁵⁾ Klug, Die Tiefen der Seele, S. 278.

b) **Vorsicht.** Nur keine neugierigen Fragen bei der Behandlung neuropathischer Personen im Beichtstuhl:

„Sobald die Fragestellung auch nur subjektiv, nach Anschauung des Beichtenden, eine Nuance egoistischer Neugierde verrät, ist es mit dem Erfolg vorbei; dann gesellt sich zur ersten Aufregung noch eine zweite: Mißmut. Also, äußerste Vorsicht!“¹⁶⁾

Eine schwer ringende zarte Seele habe ich einst nicht gefragt, sondern ihr in der Sakristei zur Lektüre das Buch gegeben: *Dr Ludwig Kannamüller, Caveant moniti.* Ein offenes Beherzigungswort über Masturbation für Gebildete, besonders für Eltern, Erzieher, Seelsorger und Ärzte. Verlag Hugo Bermühler, Berlin 1908. Nach einer Woche wurde ich gefragt, was das Buch, das wie eine Offenbarung wirkte, kostet, da man es, voraussichtlich mit dem gleichen Erfolg, auch einigen Freundinnen geben wollte.

Große Vorsicht ist auch bei der Berufswahl zu üben. Es kommt nicht selten vor, daß, bewußt oder unbewußt, gerade jener Beruf gewählt wird, in welchem der abwegige Charakter am besten auf seine sexuelle Rechnung zu kommen hofft. Ein Mittelschüler, zu dessen spezifischer Liebesbedingung der Anblick und die Berührungen eines Ohrläppchens gehörte, wandte sich nach der Reifeprüfung dem Studium der Medizin zu und wurde Ohrenspezialist. — Homosexuelle Personen drängen sich zum Erzieherdienst heran, worauf es in Schülerheimen, Pensionaten, Konvikten und Seminarien zu unhaltbaren Zuständen kommt. In solchen Fällen muß die seelsorgliche Behandlung der Übelserheber zunächst in deren rücksichtslosen Entfernung bestehen.

Handelt es sich um eine hysterische Person, so rate ich allen jungen Geistlichen, die noch große Aussicht haben, in der Vorsicht und Klugheit bedeutende Fortschritte zu machen, sowohl in der sakramentalen Beichte die größte Vorsicht zu üben, als auch außerhalb der Beichte; besonders im letzteren Falle *nie solus cum sola* zu sein, auch dann nicht, oder vielmehr gerade dann nicht, wenn es sich um die frömmste Hysterica handeln sollte, weil deren sexuelle Stauungen zu plötzlichen Eruptionen Anlaß geben können. Die frömmste Hysterica besitzt kein stabiles, sondern ein ganz unberechenbar labiles psychisches Gleichgewicht, das schon vielen idealen Seelsorgern die bittersten Erfahrungen brachte, an die

¹⁶⁾ Dr Stöhr, Handbuch der Pastoralmedizin, S. 399.

sie ihr Leben lang zurückdachten. Mit der Verehrung und Bewunderung des geistlichen Beraters fängt die Sache an, unter Beteuerung der lautersten sittlichen Beweggründe, dem Priester unbemerkt fingiert dann die krankhaft übersteigerte Phantasie der Hysterischen lüsterne Szenen und Situationen, in denen dem vertrauten Priester als Opferlamm und Sexualobjekt eine verfängliche Rolle zugeschrieben ist, endlich hält sie ihre sexuellen Wunschträume für reale Wirklichkeit und gibt sie, auch zum schwersten Schaden einer unschuldigen Priester ehre, weiter, nicht nur in Privatgesprächen mit anderen, sondern zu ihrer geistigen Selbstbefriedigung auch im Beichtstuhl vor einem anderen Priester, der sie noch nicht als eine Hysterica kennt. Wer nun an großem Überfluß von Mangel an einschlägiger Erfahrung leidet, wird ebenso wie die Hysterica alles für bare Münze nehmen und um die Ehre eines eifrigen, unbescholtenden Priesters ist es durch so eine Putiphar geschehen.

Ich möchte so viele Haare auf mein Haupt zurückhaben, als es schon junge, unerfahrene Priester gegeben hat, die mit einem ernst genommenen hysterischen Klatsch gegen einen Mitbruder bona fide sich nach oben gewendet haben. Diese Irregeführten hatten keine Ahnung davon, was sie zur Ausübung der Großstadtseelsorge zuvörderst hätten studiert haben sollen, um sich 1. vor einem heilosen Irrtum selbst zu bewahren, 2. um die Vorgesetzten nicht durch falsche Informationen in die Irre zu führen, 3. um nicht gegen die Bruderliebe ein Delikt zu begehen, das weitaus größer ist als das denunzierte Delikt und 4. um eine hysterische Person rechtzeitig zu erkennen und richtig zu führen. Wenn ein Denunziant es auch bedeutend später vielleicht erkennt, welche Fehler er in früheren Dienstjahren diesbezüglich begangen hat, so ist es für ihn eine selbstverständliche, schwere Gewissenspflicht vor Gott und der Kirche, den an der Ehre eines Mitbruders angerichteten Schaden vollständig wieder gut zu machen. Trau, schau, wem. Daraum: Vorsicht!

„Das Gemütsleben der Hysteriker männlichen und weiblichen Geschlechtes besitzt seine eigenartigen Symptome: ein ausgesprochenes Geltungsbedürfnis im engsten Zusammenhange mit Sensationshunger und Prahlsucht, eine oft verhängnisvolle Pseudologia phantastica, Wachträume mit Erinnerungstäuschungen, Anklagesucht im Anschluß an traumerfüllte, bezw. unerfüllte und verdrängte Wünsche, Beschuldigungssucht und Rachsucht

in Verbindung mit einer völligen Amoralität des Urteils, Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel, mit denen man den hysterisch Gehäßten schädigen könnte. Es muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, wie stark alle diese Gefühlssymptome der Hysterie mit sexuellen und erotischen Erlebnissen und Wünschen verknüpft sein können. Was sich Hysteriker leisten, um zu erreichen, was sie erstreben, gegebenenfalls um sich zu rächen, das erinnert auch im Alltagsleben geradezu an alte Mythen. Beispiele sprechen beredter als bloße Theorien.“¹⁷⁾

Heutzutage ist man bereits über das Sprüchlein hinaus:

„Was man sich nicht erklären kann,
Das sieht man für hysterisch an“,

weil man weiß, was Hysterie ist.

„Mir ist eine solche traurige Begebenheit bekannt, die über einen ausgezeichneten Kleriker unsägliches Leid brachte und in der ernstesten Weise seine priesterliche Ehre bedrohte. — In einem andern Fall kam ein Jesuitenpater in die denkbar mißlichste Lage. Die hysterisch erkrankte aristokratische Dame, bei der er eben allein behufs geistlichen Zuspruchs weilte, wurde plötzlich von einer hinreißenden Leidenschaft zum Tröster ihrer Seele erfaßt, der sie auch sofort Ausdruck verlieh. Auf die kategorische Zurückweisung erhob sie sich in ihrem Bette, ergriff die Klingel auf dem nebenstehenden Tischchen und sagte: Wenn Euer Hochwürden sich sträuben, dann werde ich die Dienerschaft herbeirufen und ihr sagen, daß sie mich vergewaltigt haben. Schreckliche Situation! Nur Geistesgegenwart konnte hier hilfebringend einspringen. Und der Jesuitenpater hatte sie. Er machte der Dame klar, daß man einen so wichtigen Schritt nicht ohne Überlegung tun könne und vertiefte sich mit der gebildeten Hysterischen so sehr in ein naturphilosophisch-ethisches Gespräch, daß, als die Kammerzofe von freien Stücken kam, um nach der Gnädigen zu sehen, sie Priester und Kranke in eifrigster, wissenschaftlicher Disputation vorfand, und hiemit war der Alp von der Brust des Paters genommen.“¹⁸⁾

Wohin es aber mit Seelen kommen kann, die in ihrer Abwegigkeit nicht rechtzeitig erkannt und nicht zeitgerecht behandelt werden, das zeigt uns das unheim-

¹⁷⁾ Klug, *Die Tiefen der Seele*, S. 283.

¹⁸⁾ Dr Stöhr, *Handbuch der Pastoralmedizin*, Die Hysterische in ihrem Verhältnis zum Seelsorger. Vorsicht im Verkehr mit Hysterischen. S. 423.

liche Fortschreiten der Psychoneurose zur Psychose in jenen furchtbaren Beispielen, die uns Dr Ferdinand Ignaz *Herbst* erzählt in seinem „Katholischen Exempelbuch oder die Lehre der Kirche in Beispielen“. Supplementband, 1. Teil: Merkwürdige Beispiele religiöser Schwärmer. Manz, Regensburg 1843.

Es wäre über die seelsorgliche Behandlung abwegiger Charaktere noch sehr viel zu sagen. Das Wenige aber wurde gebracht, um die Aufmerksamkeit auf ein Gebiet zu lenken, dessen theoretische und praktische Bearbeitung heute noch dringlicher ist denn je. Möge der Klerus der ganzen Welt durch Zusammentragen seiner Erkenntnisse dazu beitragen, daß in diese dunklen Gebiete mehr und mehr Licht hineinkomme zum Heile der mühseligen und beladenen Menschheit, die es in unserem Jahrhundert besonders spürt, wie bitter es ist, die Gebote des Herrn verlassen zu haben. Die Väter haben saure Trauben gegessen und den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden. Bei aller Wertschätzung vor den natürlichen Hilfsmitteln, die dem Pönitenten helfen können, sind die übernatürlichen Hilfen ganz besonders in Betracht zu ziehen, denn:

„Mit Grübeln und mit Grämen
Und mit selbsteigener Pein,
Läßt Gott sich gar nichts nehmen:
Es will erbeten sein.“

Altes Kirchenlied.

Die Höllenpredigt.

Von P. Matthäus Kurz O. Cist., Professor in Heiligenkreuz bei Baden.

1. Welche Anforderungen stellt der Lehrvortrag über die Hölle an den Priester? — 2. Wie gestaltet sich die objektive und subjektive Stoffwahl? — 3. Was gilt von der inneren Form? — 4. Was von der rednerischen Darbietung?

1. Weil bei glaubenschwachen Personen gerade bezüglich der Hölle oft Versuchungen zu Zweifeln sich finden, ist es für den Priester notwendig, die geoffenbarte Lehre von der Hölle so tief und innig zu erfassen, daß er sie mit unerschütterlicher, ich möchte sagen, suggestiver Überzeugung zu verkünden vermag. Die Worte des Quatembergebetes: „Gib den Priestern in ihren Reden Kraft!“ haben bezüglich der Lehre von den ewigen Strafen eine ganz besonders tiefe Bedeutung. Die schöne Bemerkung J. G. Mey's in seinen bekannten „Katechesen“:

„Nicht glaubenseifernde, sondern glaubenswarme Worte sind Milch für die Kleinen!“ — dürfen wir auch hier gelten lassen.

Je vollkommener unser Glaube an Gott, um so tiefer unsere Einsicht in die Werke Gottes, um so tiefer unser Verständnis auch für die Lehre der Hölle. Wer Gott nicht kennt, kennt auch die Hölle nicht. Wer sich zu wenig bemüht, die Lehre von der Hölle kennen zu lernen, wird zum Teile auch in der Erkenntnis Gottes zurückbleiben. Wir beten beim Rosenkranze: „Vermehre in uns den Glauben!“ Da ist die Bitte um einen richtigen und tiefen Glauben an die Hölle miteingeschlossen. Es ist eine große Gnade, die Lehre der Kirche von den ewigen Strafen mit gläubiger Einsicht zu umfassen; das ist die notwendigste Vorbedingung, um mit Erfolg darüber zu sprechen.

Im Jahre 1903 war im Kurorte Neumarkt in Steiermark eine Tischgesellschaft sehr gemischten nationalen und sozialen Charakters. Das Gespräch kam zufällig auf die Lehre von der Hölle. Eine junge Dame aus Agram sagte laut lachend zu einem ihr gegenüber sitzenden Geistlichen: „Aber Hochwürden! Sie werden uns doch nicht sagen wollen, daß Sie selber, ein gebildeter Herr, noch an den ‚schwarzen Mann‘ glauben!“ Aller Augen richteten sich auf den jungen Priester; er wußte, daß es jetzt nicht nur darauf ankomme, was — sondern auch wie er antworte; in aller Ruhe entgegnete er: „Nehmen wir an, gnädiges Fräulein, ich wäre ein unglücklicher Priester, der den Glauben an die Hölle über Bord geworfen hätte! Was wäre damit bewiesen? Nichts anderes, als daß ich selber auf dem kürzesten Wege der Hölle zueilte! Ich habe aber nicht die Absicht, so leichten Kaufes meine ewige Seligkeit preiszugeben, und bin daher allerdings gewillt, den Glauben an die Hölle treu festzuhalten; er enthält ja wahrlich nichts, was unvereinbar wäre mit der gesunden Vernunft; jedenfalls ist sie eine ausdrückliche Lehre Jesu.“

Am nächsten Tage hat sich ein kleiner Bruchteil von dieser Tischgesellschaft abgesplittet; die verbleibende größere Zahl war dem Priester aufrichtig dankbar für seine ruhige, überzeugungstreue Antwort.

2. Wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes ist es allerdings notwendig, daß der Priester die kirchliche Lehre genau kenne und sie mit der nötigen dogmatischen Klarheit und mit volkspädagogischem Geschick vortrage. Immer wieder ist zu betonen, daß die Hölle nicht nur eine Zeugin der strafenden Gerechtigkeit Gottes, son-

dern auch eine Zeugin seiner höchsten Liebe sei. Die Worte Dantes hierüber sind sehr wertvoll.

Nachdrücklich sind die Gläubigen daran zu erinnern, daß die Verdammten nicht unterschiedslos gleichviel leiden, sondern daß das Ausmaß der Strafen nach unendlich vollkommener Gerechtigkeit bestimmt ist. Siehe Weisheit 6, 7; Lk 12, 47 und 48; Mt 10, 15 und 11, 22; Röm 2, 6; Geh Off 18, 7. — Ein Gelehrter hatte über diese Wahrheit oft nachgegrübelt, weil er sich schwer vorstellen konnte, wie trotz der unfaßbaren Größe der Höllenstrafen doch immerhin noch ein so bedeutender Unterschied möglich sei. Da wurde er von einer schweren Furunkulose befallen, so daß er einmal zu gleicher Zeit 42 dieser sehr schmerzhaften Geschwüre hatte; als nun eines davon ausgeheilt war, sagte er zu einem Kollegen: „Nun habe ich an meinem eigenen Leibe eine lehrreiche Erfahrung gemacht; 41 Furunkeln bedeuten sicherlich eine unbeschreibliche Gewalt von Schmerzen; man dürfte aber ja nicht glauben, daß es einem Kranken gleichgültig sein könnte, ob er 41 oder 42 solcher Geschwüre habe. Die Heilung dieses einen Geschwürs ist schon eine so große Erleichterung, daß ich es gar nicht sagen kann. Ähnlich mag wohl auch in der Hölle ein unbeschreiblich großer Unterschied sein zwischen Seelen, von welchen die eine auch nur um eine Todsünde weniger hat als die andere.“

In einer Korrektionsanstalt für Kinder war eine Barmherzige Schwester angestellt, zu welcher einmal ein glaubensloser Herr höhnisch sagte, daß diese kindlichen Verbrecher ja später doch fast alle wieder auf Abwege kommen würden und daß daher all ihre Opfer für die Zöglinge vergeblich seien. „Der Hölle werden sie nicht entrinnen!“ Sie erwiderete: „Ich hoffe ganz bestimmt, daß wenigstens einige standhaft bleiben werden, und damit allein kann ich schon zufrieden sein. Doch hoffe ich ferner, daß ein Großteil der Unstandhaften wenigstens in der letzten Krankheit sich wieder bekehren werde. Sollte aber dies alles mich täuschen, so bin ich damit zufrieden, daß diese entarteten Kinder wenigstens in der Zeit ihres Hierseins vor vielen Sünden bewahrt bleiben. Sollten sie alle verloren gehen, so bleiben doch immerhin Gott dem Herrn viele Beleidigungen und den Kindern viele Höllenstrafen erspart.“

Erinnern wir die Gläubigen auch, daß die Verdammten nicht für jene schweren Sünden zu büßen haben, welche ihnen im Leben verziehen worden sind, und da-

her durch Gottes Erbarmen für alle Ewigkeit verziehen bleiben. Der heilige Glaube lehrt uns, daß hierin Gott viel großherziger ist als Menschen zu sein pflegen. Denn vom irdischen Richter wird bei der bedingungsweisen Verurteilung von Missetätern für den Strafaufschub ihre Bewährung verlangt und nach einem etwaigen Rückfalle die aufgeschobene Strafe nachgeholt. Was aber Gott verziehen hat, bleibt verziehen. Wie groß mag die Zahl jener Verdammten sein, denen Gott der Herr zehn- und vielleicht hundertmal verziehen hat, bevor die strafende Gerechtigkeit sie ereilt hat! Sie werden eine klare, wenn auch bloß natürliche Erkenntnis haben, daß sie in diesem Sinne noch immer im Genusse der schon erhaltenen Verzeihungen sind und viel weniger zu leiden haben, als sie verdient hätten.

Ein dritter Punkt, der den Gläubigen bereit zu Gemüte geführt werden soll, ist die ewig dauernde Erleichterung der Höllenstrafen, welche den Verdammten zugute kommt durch die gnadenreiche und manchmal selbst wunderbare Behütung vor vielen Sünden, mit welchen sie sich belastet hätten, wenn die Vorsehung nicht etwa eine wahre Fülle von Mitteln zu ihrem Schutze aufgeboten hätte. Es kommt ja vor, daß wir auch bei verstockten Sündern schon in diesem Leben eine tiefe Erkenntnis finden, daß nicht ein Mangel an göttlicher Liebe, sondern nur der eigene verkehrte Wille die Ursache ihres Verderbens ist.

Es hat einmal, 1882, ein Mann in einem Krankenhaus einem anderen Kranken folgendes gestanden: „Ich bin der größte Schuft, den es gibt auf der ganzen Welt . . . Meine Frau, sie war ein Engel, ist vor einigen Jahren gestorben. Ich habe eine Tochter von 16 Jahren, das treue Abbild der Mutter. Ich habe nicht Geld genug, sie mit Hilfe meiner Ersparnisse erziehen zu lassen und ausstatten zu können. Aber ich bin in guter Stellung und könnte sie leicht reichlich versorgen, wenn ich mir noch etliche Jahre das Leben erhalten wollte; nur müßte ich mir das starke Rauchen abgewöhnen; ich könnte mir's auch abgewöhnen, wenn ich wollte; darüber bin ich mir ganz klar; aber ich mag nicht; ich weiß, daß es mir in kurzer Zeit das Leben kosten wird. Meine Tochter hat mich schon öfters kniefällig gebeten. Sie wird voraussichtlich mit Leib und Seele zugrunde gehen, wenn ich mir so das Leben verkürze. Aber das alles nehme ich auf mich, nur um meiner Leidenschaft zu genügen. Ich bin der größte Schuft, den es gibt.“

Ein schwaches Beispiel für die Klarheit, mit der die Verdammten ihre eigene Schuld, ihre Unentschuldbarkeit erkennen.

Endlich dürfen wir beim Unterrichte über die Hölle ja nicht die Tatsache übersehen, daß die Verdammung kein bloßes passives Ertragen von Schmerzen ist, sondern daß ein wesentlicher Teil der Qual der fortwährende aktive Zorn gegen Gott und gegen die Menschen ist, eine fortwährende, wenn auch ohnmächtige Empörung gegen Gott und zugleich ein fortwährender, zur eigenen Qual genährter Haß gegen die anderen Verdammten, ja ein qualvolles Wüten gegen sich selbst. Kann es anders sein? Der Verdammte erkennt die Liebenswürdigkeit Gottes; er weiß, daß er ohne Gott und seine Liebe nicht glücklich sein kann; er weiß, daß er, nur er selbst sein Unheil verschuldet hat; er erkennt seine Abscheulichkeit. Wo sollte er jetzt die sittliche Kraft hernehmen, sich zur Liebe Gottes zu erheben, in dessen Haß er gestorben ist?

Vor einigen Jahren hat ein Katechet im Unterrichte über die Hölle diesen Punkt zu betonen unterlassen. Wie schnell hat sich der dadurch angerichtete Schaden gezeigt! Der Katechet bemerkte, daß ein begabter Knabe Tränen in den Augen hatte. Er fragte ihn um den Grund seiner Bewegtheit und der Kleine antwortete: „Weil mir der Teufel erbarmt!“

Die Katechese war also mißraten, weil sie in den Kindern den Eindruck hervorgerufen hatte, daß Gott ein zu harter Richter, der Satan aber ein beweinenswertes Opfer der göttlichen Erbarmungslosigkeit sei.

Wenn aber jener Knabe nicht Tränen in den Augen gehabt hätte, wäre es dem Katecheten wohl entgangen, welchen Fehler er gemacht hatte.

Stammt nicht ein Teil der modernen Glaubenszweifel über die Hölle vielleicht auch aus solchen mißlungenen Katechesen und aus dogmatisch mangelhaften Höllenpredigten? — — —

Die dramatische Literatur bietet Beispiele zur Erklärung solcher Seelenvorgänge. Wir werden sie bei Shakespeare eher finden als bei Schiller. König Lear hat seine Liebe den trügerischen Töchtern geschenkt, der edlen Cornelia aber sein Herz entzogen. Welch furchtbare Seelenleid, da er seine Schuld erkennt! Was wird aber erst der Mensch empfinden, wenn er erkennen wird, wie er der trügerischen Welt sein Herz geschenkt und die Liebe Gottes zurückgewiesen hat! — Dabei wird man es nicht unterlassen dürfen, selber auf jene Unterschiede

aufmerksam zu machen, in welchen der Vergleich nicht stimmt. Wird das richtig angepackt, wird die Darstellung interessant und spannend.

Der Zielpunkt der Höllenpredigt muß auch hiebei immer eine bessere Erkenntnis Gottes sein.

Wie können die Menschen Gott richtig erkennen, wenn sie die Hölle so arg verkennen?

In der objektiven Stoffwahl muß sich also der Seelsorger genauestens an die Lehre der Kirche halten und sie volkspädagogisch darbieten.

In der subjektiven Stoffwahl dürfen wir die nun einmal vorhandenen Anschauungen und Vorurteile nicht ganz unbeachtet lassen und sollen uns daher in der Darstellung der „*poena sensus*“, der Empfindungsstrafe, taktvolle Zurückhaltung auferlegen. Es ist ja Tatsache, daß manche bildlichen Darstellungen und daß vermeintliche oder absichtlich gefälschte „Offenbarungen“ über die Hölle so geschmacklose Formen angenommen haben, daß in manchen Kreisen der Glaube an die Hölle fast lächerlich geworden ist. Leo Taxils gefälschte Offenbarungen über den Teufel Bitru, die vor allem in Frankreich, aber auch in einigen deutschen Blättern voreilig für wahr gehalten wurden, haben in weiten Kreisen sehr geschadet.

In Nazareth fand ich in der *Casa nova* einen italienischen Ölfarbendruck, dessen Höllenbild einen geradezu ulkigen Eindruck machte: in der Mitte ein riesiger brodelnder Kessel, in dem Männlein und Weiblein herumrudern; am Rande suchen einige wie Frösche davonzuspringen; aber bocksbeinige Gesellen mit lustig geschwungenen Mistgabeln spießen die Flüchtlinge auf und kopfüber fliegen sie wieder in die Brühe hinein.

In der rednerischen Behandlung der „*poena sensus*“ muß man also wohl dem Verdachte ausweichen, als wollte man solche mehr als naive Vorstellungen verteidigen. Wir dürfen ja nicht fürchten, unserer Darstellung die Kraft zu rauben, wenn wir uns auf jene Worte beschränken, mit welchen Jesus selbst von der Hölle gepredigt hat: „... wo das Feuer nicht erlischt und der Wurm nicht stirbt.“

Aber nicht bloß in der Beschränkung des Stoffes sollten wir gerade in unseren Tagen das rednerische Beispiel Jesu befolgen, sondern auch in der Wahl der Gelegenheit und der Zeit. Der Heiland hat selten die Hölle zum eigentlichen Gegenstande einer Rede gemacht, hat aber sehr häufig mit kurzen und sehr nachdrücklichen

Worten auf sie hingewiesen. Bei Missionen und Exerzitien wird wohl fast immer ein eigener Vortrag über die Hölle gehalten. Aber sonst wird es kaum jemals gut sein, über sie eigens zu sprechen; aber öftere gelegentliche und nicht zu lange Hinweise sind sehr heilsam.

Soviel über die Hölle in der Stoffwahl der Predigt.

3. Was ist zu beachten bezüglich der sogenannten inneren Form für die Behandlung der Hölle?

Die Geschichte der Homiletik lehrt uns, daß besonders in der Barockzeit, als die einseitig klassizistische Schulung der Prediger vielfach Mode war, auf diesem Gebiete starke Entgleisungen vorgekommen sind; da sich solche auch bei berühmten Musterpredigern finden, leiden wir heute noch unter den Nachwehen jener Zeit. Die Vorliebe fürs Theatralische und Effektvolle, die Unlust an der seelischen Vertiefung und Verinnerlichung der Predigt führte eher zur Darstellung gewaltiger Leidenschaften als stiller Tugenden, eher zur Schilderung höllischer Verzweiflung als himmlischer Freuden. Es war die Zeit, die einem Tintoretto mit seinem Gedränge gliederverrenkender Gestalten eine unabsehbare Schar von Nachahmern gab, während Raffael, als er die Augen schloß, unter seinen zahlreichen Verehrern und Schülern keinen einzigen wirklichen Jünger und Nachfolger hatte. Wie die Gemälde jener Kunstrichtung besser für Museen als für Kirchen taugen, die Kompositionen besser fürs Konzert als fürs Meßopfer, so die Predigten besser in Beispielsammlungen für Stilkunde als auf die Kanzel. Diese Kanzelredner haben es offenbar manchmal gar nicht mehr gefühlt, wenn sie selbst die dogmatische Richtigkeit einem rednerischen Knalleffekte geopfert haben.

Ein Beispiel. Im Buche der Weisheit 4, 18 heißt es von Sündern: „Der Herr wird ihrer spotten.“ Angenommen, aber nicht zugegeben, daß hier ein starker Anthropomorphismus vorläge, so dürfte man ihn doch nicht so, wie Segneri tat, ausmalen, daß das Hohngelächter Gottes über die Verdammten und seine Spottreden über sie geschildert werden. Aber aus dem Zusammenhang und aus dem Vergleich mit Kapitel 12 ergibt sich klar, daß dieses „spotten“ überhaupt nur den Sinn hat: „mit Leichtigkeit zu Fall bringen.“ Denn der anschließende Vers 19 lautet: „Dann werden sie einen schimpflichen Fall tun und in ewiger Schande unter den Toten sein.“ — Solche Fehler der Homiletik werden aber manches Mal auch jetzt noch begangen. Ein in manchen Einzelheiten seltsames Beispiel habe ich selber erlebt.

Als vor mehreren Jahren ein junger Geistlicher im Waldviertel (Niederösterreich) Pfarrer wurde, hatte er die Absicht, nach zwei Jahren eine Mission zu halten; diese Frist hielt er für notwendig, die Verhältnisse vorher kennen zu lernen. Aber die Umstände fügten es so, daß er sich entschloß, die Mission schon nach einem halben Jahre halten zu lassen. Er war der Meinung, seiner braven Gemeinde damit eine Freude zu machen; aber er erfuhr bald, daß er sich da sehr geirrt hatte. Die Leute waren über sein Vorhaben tief verletzt und aufgeregt. Sie sagten ihm: „Was haben wir denn verbrochen, daß Hochwürden uns eine Mission halten lassen?“ Jetzt erst wurde ihm berichtet, daß in jener entlegenen Gegend erst ein einziges Mal, und zwar in einem Nachbarorte, eine Mission gehalten worden war und daß gleich zu Beginn derselben ein Missionär durch eine Höllenpredigt das fromme Empfinden der Gläubigen so verletzt hatte, daß noch jetzt mit Unwillen darüber gesprochen wurde. — Dank der liebreichen göttlichen Vorsehung kam nun aber der richtige Mann als Missionsleiter, nämlich der schon längst verstorbene Pater Franz Ertl, Lazarist in Wien. Er traf sozusagen unbewußt den richtigen Ton; insbesondere die Höllenpredigt war so ganz von natürlichem Ernste, aber auch von warnender Liebe beseelt, daß sie einen recht guten Eindruck machte. Als ich einige Zeit später in jene Gemeinde kam, erzählte mir eine Persönlichkeit: „Diese Höllenpredigt bleibt uns unvergessen. Der Pater Ertl sagte zum Schluß: ‚Als Bote Gottes habe ich euch beides gezeigt, die Tugend und die Sünde, den Himmel und die Hölle. — Und nun wählet! Amen.‘ Diese äußerst schlichten Worte aus solchem Munde haben alle gewaltig ergriffen.“

Es ist also gerade in der Höllenpredigt alles Gemachte, alles Theatralische sorgfältig zu meiden und in demütiger Beschränkung auf die gesunde Lehre der Kirche mit betrachtender Innerlichkeit und mit seelen-eifriger Herzlichkeit zu sprechen.

Dies gilt in noch höherem Grade von der Katechese über die Hölle.

4. In der rednerischen Darbietung, in der äußeren Form der Höllenpredigt sind vor allem drei Fehler zu meiden: Effekthascherei, erkünstelte Kälte und Unbeherrschtheit der Gefühle.

Ein guter Selbstschutz gegen die Effekthascherei ist die Vermeidung des theatralischen Stils; denn diese zwei Fehler hängen ihrer Natur nach miteinander innig zusammen; nur besteht der große Unterschied, daß der

Priester die Form des Stils zu Hause überprüfen und überlegen kann, während die Form des Vortrages zum großen Teile von der Eingebung des Augenblickes abhängt. Daher hat die Selbstschulung beim Stil zu beginnen.

Die erkünstelte (affektierte) Kälte kommt in gewöhnlichen Predigten nicht oft vor, am wenigsten in Missionspredigten, häufig aber in Exerzitienvorträgen, und hier besonders — wie mir scheint — in Priesterexerzitien. Die Absicht scheint dabei auf zwei praktische Ziele gerichtet zu sein: fürs erste hat man eine gewisse Angst vor der Gefühlsreligion und hält sich verpflichtet, ihr vorzubeugen; fürs zweite legt ja der heilige Ignatius großes Gewicht auf die Selbstdurchsetzung des Exerzitanten und darum will man dieser Selbstdurchsetzung, die nach dem Vortrage in der Betrachtungszeit erfolgen soll, nicht vorgreifen. Ob aber diese zwei wohlberechtigten Absichten die affektierte Kälte wirklich berechtigt erscheinen lassen? — Besteht denn tatsächlich eine so große Gefahr einseitiger Gefühlsreligion? Bei einigen wenigen Zuhörern kann sie gewiß vorhanden sein; aber der häufigere Fehler, besonders bei Männern, ist jedenfalls die Gefühlsarmut. — Die Selbstdurchsetzung kann aber unmöglich dadurch gehemmt werden, daß jeder Betrachtungsgegenstand, somit auch die Lehre von der Hölle, mit jener Wärme dargestellt wird, die er nach vernünftiger Überlegung verdient. Die erkünstelte Kälte ist nicht selten ein Hindernis für den vollen Erfolg der Exerzitien — besonders bei Priesterexerzitien; gerade für uns Priester gilt das verhängnisvolle Wort: „quotidiana vilesunt.“ Wenn nun unser Herz nicht einmal während der Exerzitien warm wird — ja, wann denn sonst? — Vor kurzer Zeit gehörten die Exerzitien zu den außerordentlichen Mitteln der Seelsorge, heute aber zu den ordentlichen; daher werden diese Bemerkungen vielleicht nicht überflüssig sein.

Ein seltener, aber wichtiger Fehler ist der Mangel in der Beherrschung der eigenen Gefühle. Die volle Beherrschung der eigenen Ergriffenheit ist jedenfalls ein schwieriges homiletisches Problem.

Manchen Fachgelehrten scheint seine Lösung freilich recht einfach zu sein. Vor etwa fünfzig Jahren hat ein Schriftsteller die Meinung ausgesprochen, daß vor allem etwas kräftigere Fleischkost den Prediger vor Übermannung durch allzustarke Rührung zu schützen vermöge. Ist das allgemein richtig?

Vom heiligen Bernardus wird berichtet, daß er einmal auf der Kanzel nach der Verlesung des Evangeliums von Septuagesimä in die Knie gesunken sei, das tränenüberströmte Angesicht in den Händen bergend; nach geheimer Weile hat er zu den Gläubigen gesagt: „Verzeihet das Übermaß meiner Gemütsbewegung! Aber die Worte, daß viele berufen und nur wenige auserwählt sind, haben mir die Frage aufgedrängt, ob ich wohl einmal des Himmels oder der Hölle werde würdig sein! Dieser Gedanke hat mich so tief erschüttert.“

Sollte an dieser Rührung des heiligen Bernardus bloß die Fastensuppe der Klosterküche von Clairvaux schuld gewesen sein?

Ein Student hatte viel für die Bekehrung seines trunksüchtigen Vaters gebetet; bei einem Unglücke ist dieser aber tief berauscht plötzlich gestorben. Als der Student Priester geworden war, hat ihn beim Predigen bei Erwähnung der Höllenstrafen eine innere Bewegung immer so stark ergripen, daß er sich kaum beherrschen konnte. — Wäre da vielleicht englisches Rostbeef das richtige Mittel gewesen, die so schmerzliche Herzenswunde besser vernarben zu lassen?

Ein Pfarrer stammte aus einer etwas hysterisch belasteten Familie; er predigte nicht gerne, weil er sich selber davor fürchtete, daß ihn bei ergreifenden Gegenständen, und hiezu gehören ja ganz gewiß auch die Lehren von den Höllenstrafen, die Rührung überwältigen könne.

Diese Beispiele beweisen die Verschiedenartigkeit der Ursache dieser Erscheinung und die Notwendigkeit individueller Heilmittel. Wenn diese mächtige Gemütsbewegung aus der Betrachtung dieses genannten Predigstoffes oder aus der Erinnerung an erschütternde Ereignisse stammt, so ist es notwendig, den Stoff für die Betrachtungen ebenfalls so zu regeln, wie wir es hier bezüglich der Stoffwahl der Höllenpredigten dargelegt haben. Man wird freilich die Gefahr einer allzu großen Ergriffenheit niemals ganz ausschalten können; aber das sachgemäßeste Mittel besteht doch offenbar darin, in der eigenen Betrachtung eine dogmatisch einwandfreie Stoffwahl zu treffen, in der eigenen Betrachtung die Hölle nicht bloß als das Werk der strafenden Gerechtigkeit, sondern auch als ein Werk der unendlichen Weisheit und Liebe Gottes zu erkennen und sein Gemüt mit dem besten Beruhigungsmittel zu beruhigen: mit dem grenzenlosen Vertrauen auf die Erbarmungen des Herrn.

„Misericordias Domini in aeternum cantabo.“ (Ps 88.) „Diligis omnia, quae sunt, et nihil odisti eorum, quae fecisti; nec enim odiens aliquid constituisti aut fecisti . . . Parcis autem omnibus, quoniam tua sunt, Domine, qui amas animas.“ (Sap 11, 25 et 27.) Die Herz Jesu-Andacht hat das Eigentümliche, daß sie das Herz des Predigers einerseits vor Gemütsarmut bewahrt, anderseits vor einem Überschwange der genannten Gefühle.

Brandschäden und Moralfragen, die damit zusammenhängen.

Von Dr Josef Grosam.

(Fortsetzung.)

Übersicht über die Moralfragen aus dem Brandschadenversicherungsvertrag.

- I. Gerechtigkeitsverletzungen von Seite des Versicherers.
- II. Gerechtigkeitsverletzungen von Seite des Versicherungsnehmers.
- III. Die Restitutionsverpflichtungen bei Brandschäden und beachtenswerte Umstände bei Erfüllung derselben.

Wollen wir Übersicht gewinnen über die Moralfragen,¹⁾ die sich aus Brandschäden ergeben können, so müssen wir auf Grund der Darlegungen des zweiten Teiles die wichtigsten Vorgänge ins Auge fassen, die sich abspielen, bis es zur Auszahlung einer Entschädigungssumme aus einem Versicherungsvertrage kommt:

Der Versicherer stellt zum Zwecke der Brandschadenversicherung Kapital und Einrichtungen zur Verfügung. Er stellt einen Versicherungstarif auf, d. h. er bestimmt für die einzelnen Gefahrenklassen die Bedarfsprämie und die Nebengebühren. Der Versicherungsnehmer beantragt unter Angabe der Gefahrenumstände, sein Eigentum bis zu einer gewissen Werthöhe unter Versicherungsschutz zu nehmen. Der Versicherer überprüft die Angaben und bestimmt darnach die zu zahlende Prämie und schreibt eventuell gewisse Sicherheitsvorschriften oder einen Selbstvorbehalt vor. Der Versicherungsnehmer nimmt die vorgeschriebenen Bedingungen an und zahlt in der Folge seine Prämie. Er darf nicht selber Feuer an sein Eigentum legen. Kommt es doch

¹⁾ Die Moralfragen, die sich aus dem Verhältnis zwischen Versicherer und Rückversicherer ergeben können, sind hier nicht berührt, weil es sich um interne Geschäftsvorgänge handelt, in die Außenstehende keinen Einblick haben.

zum Schadensfall, so muß der Versicherte alles tun zur Abwehr oder Milderung des Schadens; er hat den Schadensfall ehestens dem Versicherer zu melden, darf inzwischen nichts an dem Zustande, der durch den Brand geschaffen wurde, ändern. Der Versicherer entsendet einen Beamten, der in Übereinstimmung mit dem Abbrändler oder unter Zuziehung eines Schiedsgerichtes die Entschädigungssumme festlegt. Die Versicherungsanstalt zahlt nach Maßgabe der AVVB diese Summe aus.

Wenn wir uns diese Vorgänge klar machen, so bekommen wir bei Beachtung dessen, was im zweiten Teil über den Versicherungsvertrag schon ausgeführt wurde, einen Überblick über die Gerechtigkeitsverletzungen, die sich von Seite der beiden Vertragschließenden ergeben können. Es sind folgende:

I. Von Seite des Versicherers:

1. Wenn er sich zur Übernahme von Versicherungen bereit erklärt, obwohl er nicht in der Lage ist, den aus den Versicherungsverträgen erwachsenden Verpflichtungen nachzukommen.

2. Wenn er ungerechten Gewinn aus dem Versicherungsgeschäfte zieht. Ein solcher kann zustande kommen:

- a) Durch Überhöhung der Bedarfsprämie.
- b) Durch unberechtigte Zuschläge bei den Nebengebühren.
- c) Durch ungerechte Einreihung der Versicherungsnehmer in eine höhere Gefahrenklasse.
- d) Durch bewußte Annahme von Überversicherungen.
- e) Durch ungerechte Herabdrückung der Entschädigungssumme.

3. Wenn er den Versicherungsnehmern ungerechterweise Schaden zufügt. Das kann in folgender Weise geschehen:

- a) Wenn er ungerechterweise die einen Versicherungsnehmer für die anderen zahlen läßt.
- b) Durch ungerechtfertigte Vertragskündigung während der Vertragsdauer.
- c) Durch ungerechtfertigte Verzögerung der Auszahlung der Entschädigungssumme.

II. Von Seite des Versicherten:

1. Wenn er die Gefahrenmomente bei Antragstellung nicht richtig angibt oder später eintretende Gefahrenmomente bewußt verschweigt, schon bestehende FFV nicht angibt, oder Sicherheitsvorschriften oder Selbstvorbehalte nicht einhält.

2. Wenn er die Prämie nicht zahlt, wie er sollte.
3. Wenn er die Entschädigungssumme in Anspruch nimmt, obwohl er selbst vorsätzlich oder aus grober Fahrlässigkeit den Schaden herbeigeführt hat.
4. Wenn er bei Ausbruch eines Brandes nicht auf Abwehr des Feuers oder Minderung des Schadens bedacht ist.
5. Wenn er den Ausbruch des Brandes nicht rechtzeitig dem Versicherer meldet oder den Zustand nach dem Brände verändert, um Spuren der Brandstiftung oder groben Fahrlässigkeit zu beseitigen.
6. Wenn er dem Versicherer nicht die notwendigen Behelfe zur Feststellung des Schadens zur Verfügung stellt oder bewußt Gegenstände als beim Brände beschädigt oder abhanden gekommen angibt, die es nicht sind.

Es wird notwendig sein, bei den einzelnen Punkten den Nachweis zu führen, daß Gerechtigkeitsverletzung vorliegt, und die Frage zu lösen, wieweit sich Wiedergutmachungspflichten für den Gewissensbereich daraus ergeben können.

I.

Zu I. 1.

Um gleich mit den Gerechtigkeitsverletzungen von Seite des Versicherers zu beginnen, so liegt es auf der Hand, daß eine *Versicherungsanstalt*, wenn sie Versicherungsverträge abschließen will, *in der Lage sein muß, ihren Verpflichtungen nachzukommen*. Würde sie das nicht sein und doch Anträge auf Feuerversicherung annehmen und sich Prämien zahlen lassen, so wäre das reiner Betrug, der auch von der weltlichen Behörde geahndet würde und auch Restitutionspflichten im Gewissensbereich zur Folge haben würde. Gesetzlich kann die Aufsichtsbehörde vor Beginn des Versicherungsgeschäftes oder während desselben Erlag einer Kautions- oder Erhöhung derselben fordern, um solche Betrugsfälle auszuschließen, die daher kaum je praktisch sein werden.

Vorbemerkung zu I. 2 und I. 3.

Die Unterscheidung: Ungerechter Gewinn und ungerechte Schädigung ist mit Rücksicht auf die Restitutionspflicht gemacht worden. Wohl ist jeder ungerechte Gewinn auf Seite des Versicherers eine ungerechte Schädigung des Versicherungsnehmers. Aber hinsichtlich der Wiedergutmachungspflicht ist ein Unterschied, wenn jemand von einem anderen ungerechterweise Vermögensvorteile gewonnen hat und wenn er ihn nur geschädigt hat, ohne sich dadurch zu bereichern. Daher wurde diese Stoffanordnung gewählt, obwohl sonst eine andere näher gelegen gewesen wäre.

Zu I. 2.

Wenn von ungerechtem Gewinn aus dem Versicherungsgeschäft die Rede ist, so kann man die Ungerechtigkeit schon aus der Bilanz allein herleiten wollen und den Gewinn deshalb ungerecht nennen, weil er außergewöhnlich hoch ist, höher als bei anderen Arten redlicher Kapitalgeschäfte; oder man kann auf die Arten schauen, wie dieser außergewöhnlich hohe Gewinn zu stande gekommen ist.

Unter dem ersten Gesichtspunkte ergibt sich die Frage: Ist ein Versicherungsgewinn schon deshalb als ein ungerechter zu bezeichnen, weil er übermäßig hoch ist? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten und natürlich wird es kaum möglich sein, im konkreten Fall mit Bestimmtheit zu sagen: Wo beginnt der ungerechte Gewinn?

Es ist schon oben gesagt worden, daß ein mäßiger Gewinn auch vom sittlichen Standpunkte aus durchaus einwandfrei ist. Der Dienst für die Allgemeinheit, den die Versicherungsanstalten leisten, rechtfertigt solche Vermögensvorteile. Bei unerwartet günstigem Schadensverlauf in einem oder dem anderen Jahre ist, wie ebenfalls schon oben, im II. Teil unter Punkt 4 ausgeführt wurde, gegen einen außergewöhnlich hohen Gewinn auch nichts einzuwenden: Geschäfte mit großem Risiko, wie das Versicherungsgeschäft, verlaufen eben trotz aller Wahrscheinlichkeitsberechnung in manchen Fällen sehr gewinnreich und in anderen Fällen dafür mit größeren Verlusten.

Anders wird die Sache aber zu beurteilen sein, wenn nicht bloß ein oder das andere Mal, sondern durch mehrere Jahre fort nacheinander höhere Gewinne sich ergeben als in anderen ehrlichen Kapitalgeschäften. Solche außergewöhnlich hohe Gewinne sind dann jedenfalls ein Zeichen, daß von den Versicherungsnehmern mehr gefordert wird, als recht ist.²⁾ Freilich wird, wenn nicht Kartellierung vorliegt, schon die Konkurrenz der Anstalten untereinander und die Werbetätigkeit der wechselseitigen Anstalten dafür sorgen, daß in solchen Fällen eine Prämienherabsetzung Platz greift und so eine Minderung des ungerechten Gewinnes eintritt. Wo aber die Versicherungsanstalten untereinander kartelliert sind und überdies die staatliche Aufsicht nicht auf der Höhe ihrer

²⁾ Das ist um so mehr anzunehmen, wenn die Mehrzahl der in einem Gebiete arbeitenden Versicherungsgesellschaften hohe Gewinne ausweisen.

Aufgabe steht, da kann es geschehen, daß ungerecht hohe Gewinne durch Jahre fort vorkommen. Die Anstalten werden es dann meistens so halten, daß sie ihre Gewinne verschleiern, damit die staatliche Behörde nicht so leicht daraufkommt.

Lehmkuhl sagt in I. n. 1357 seiner Moral, ein Gewinn, der wiederholt und durch Jahre fort übermäßig hoch ist, z. B. 20% und darüber, der scheine ihm gegen die Verkehrsgerechtigkeit zu verstößen und er fordert daher Herabsetzung der Prämie, und zwar, von jedem positiven Rechte abgesehen, vom Standpunkte des Naturrechtes aus. Man wird gegen die Aufstellung Lehmkuhls nichts Stichhaltiges einwenden können. Wenn Ballerini-Palmieri in III. n. 935 gegen diese Ansicht Lehmkuhls ankämpft (mit Hinweis darauf, daß bei vergrößerter Zahl der Versicherungsnehmer der Gewinn auch größer werden müsse und daher als Frucht der Geschäftstüchtigkeit, der industria, anzusehen sei), so wird man dazu zu sagen haben: Lehmkuhl hat nicht die absolute Höhe des Gewinnes ins Auge gefaßt, sondern nur die relative (20% des investierten Kapitals). Die relative Höhe des Gewinnes steigert sich aber nicht oder wenigstens nicht proportional der Anzahl der Versicherungsnehmer, und mit der größeren Zahl der letzteren wächst ja auch das investierte Kapital. Der Gegengrund beweist also nichts.

Trotz alledem wird man sich schwer tun, zu sagen: Der Gewinn dieser Anstalt ist schon durch mehrere Jahre so und so hoch, er ist daher ein ungerechter und es muß Wiedergutmachung gegenüber den Versicherten erfolgen. Sicher ist nur das, daß ein sich öfter wiederholender Gewinn von 20% und darüber sehr gegen die soziale Gerechtigkeit verstößt und nach einem staatlichen Eingreifen schreit. Solange aber ein solches nicht erfolgt, wird eine konkrete Wiedergutmachungsforderung nicht bloß kein Gehör finden, sondern auch schwer zu beweisen sein.

Viel klarer und sicherer lassen sich Ungerechtigkeiten auch im Einzelfall erweisen und Wiedergutmachungsforderungen aufstellen, wenn man die Praktiken kennt, die zum Zustandekommen eines sehr hohen Gewinnes geführt haben. Darüber im Folgenden:

Zu I. 2. a.

Der erste Weg, der zu sicher ungerechtem Gewinn führen würde, wäre Überhöhung der Bedarfsprämie in den einzelnen Tarifposten.

Es ist schon im zweiten Teile dieser Artikelreihe dargelegt worden, daß bei Bestimmung der Bedarfsprämie genau die Gleichheit zwischen Leistung und Gegeleinistung einzuhalten ist. Obwohl es sich nur um Abschätzung oder Berechnung von Wahrscheinlichkeiten handelt, so ist doch *der Wahrscheinlichkeitsbedarf an Entschädigungssummen*, den eine Versicherungsanstalt zur Deckung der Brandfälle braucht, *eine fixe Größe* und *daher auch die Bedarfsprämie*. Mag es auch vielleicht nicht möglich sein, dieselbe auf ein oder zwei Einheiten genau anzugeben, muß man dem Versicherer auch das Recht zugestehen, sie so hoch zu wählen, daß er sicher das Darauskommen finden kann, so muß doch *Grundsatz* bleiben: Es darf *nicht soviel an Bedarfsprämie* gefordert werden, daß *daraus allein schon notwendig ein Gewinn sich ergibt*. Es ist ja bei den Nebengebühren ohnehin ein Zuschlag für den Reservefonds und für einen entsprechenden Gewinn vorhanden. Einen sicheren Gewinn schon aus der Bedarfsprämie herausschlagen wollen, verstößt sicher gegen die Gerechtigkeit.

Man kann sich *nicht darauf berufen*: Der *Versicherungsnehmer* stimmt ja durch Annahme des Vertrages auch *einer solchen überhöhten Forderung* zu. Wäre die Feuerversicherungsprämie eine Luxusausgabe, die reiche Leute sich leisten, um einen nicht notwendigen Genuß sich zu verschaffen, so könnte man eine wirklich freiwillige Zustimmung annehmen. Um so etwas handelt es sich aber bei der Prämie wahrlich nicht. Die Zustimmung zum Vertrage erfolgt nur in dem Glauben, daß nicht mehr gefordert wird, als gerechtfertigt ist. Jede Mehrforderung würde von der Gesamtheit der *Versicherungsnehmer* abgelehnt, wenn sie darum wüßten.

Es ist nun allerdings, falls keine Kartellierung der Anstalten vorliegt, auch gar nicht wahrscheinlich, daß die Bedarfsprämie über Gebühr hoch gehalten wird. Die Rücksicht auf die Konkurrenz zwingt zur Mäßigung. Aber die Festsetzung der Tarifposten erfolgt doch meist im Wege gemeinsamer Besprechungen der leitenden Direktoren jener Anstalten, die in einem Gebiete arbeiten. Da kann es dann doch geschehen, daß (insbesondere bei kartellierten Anstalten) nicht die Wahrscheinlichkeitsrechnung, sondern das Gewinnstreben entscheidet, wie hoch die Prämie werden soll, und wenn die staatliche Kontrolle versagt, so sind trotz der Konkurrenz der nicht an den Tarif gebundenen Anstalten Überforderungen nicht ausgeschlossen. *Überhöhte Bedarfsprämien führen*

aber zu Gewinnen, für die jeder Rechtstitel fehlt, die nichts anderes sind als ein Beutezug des Versicherungskapitals auf Kosten der Versicherungsnehmer. Die Wiedergutmachungspflicht wäre da sicher gegeben und ginge sowohl die Aktionäre als vor allem die Direktoren an, die die Ursache der Überforderung waren.

Zu I. 2. b.

Gerechtigkeitsverletzungen von Seite der Versicherer können weiterhin geübt werden bei Festsetzung der Nebengebühren. Es ist oben im zweiten Teil, S. 534, angegeben worden, zu welchen Zwecken die Nebengebühren erhoben werden. Es ist ohne Zweifel gerechtfertigt, soviel zu berechnen, als zur Deckung der Verwaltungsauslagen, zur staatlich vorgeschriebenen Stärkung des Reservefonds, zur Kapitalsverzinsung, zur Bezahlung der staatlichen Aufsicht, der Steuern und der vorgeschriebenen Feuerwehrbeiträge erforderlich wird. Auch ein angemessener Gewinnzuschlag ist gerechtfertigt. Daß dieser wesentlich höher sein müßte als sonst bei Kapitalaufwendungen im Dienste der Allgemeinheit, wird, wie schon gesagt, kaum zu erweisen sein. Alles in allem genommen, ergibt sich auch bei Bestimmung der Höhe der Nebengebühren eine Grenze, die nicht überschritten werden darf, ohne daß die Gerechtigkeit verletzt wird. Denn zu weiterer Erhöhung fehlt dann ein Rechtstitel, und was darüber hinaus eingenommen wird, ist nichts anderes als ungerechter Gewinn.

Vielleicht ist gerade hier die Gefahr der Überforderung mehr gegeben als bei der Bedarfsprämie. Denn die Nebengebühren sind gegenwärtig ziemlich hoch (bis zu 30 und 40% der Bruttoprämie), sie sind seit dem Kriegsende wiederholt erhöht worden, während man die Bedarfsprämie trotz der starken Änderung der Verhältnisse unverändert gelassen hat.³⁾ Es sind eine Reihe von Titeln darunter, die auch für die staatliche Aufsicht reichlich undurchsichtig sind (wer kann kontrollieren, ob für Verwaltungsauslagen gerade so und soviel notwendig ist). Hier versagt auch leicht der sonst so heilsame Einfluß der wechselseitigen Versicherungsanstalten, da sie ja auch naturgemäß froh sind, für Verwaltungszwecke, Gehalte, Reiseauslagen u. s. w. reichlich große Summen zur Verfügung zu haben. Verschleierte Gewinne können sich darum unter dem Titel der Neben-

³⁾ Als Grund wird angegeben: Wegen Einfachheit der Berechnung.

gebühren leicht verstecken, wie es scheint. Grundsätzlich muß aber daran festgehalten werden, daß nicht mehr gefordert werden darf, als die einzelnen Titel rechtfertigen.

Zu I. 2. c.

Die Versicherungsanstalten dürfen ohne Verletzung der Gerechtigkeit *die unter Versicherungsschutz zu nehmenden Objekte nicht in eine höhere Gefahrenklasse einreihen als recht ist*. Die Gefahr willkürlicher Anwendung der Tarife ist keine geringe. Mayerhofer redet in seinem schon erwähnten Buche: „Technik der Feuerversicherung“ auf Seite 21 von nahezu 5000 Prämien-sätzen, mit denen der Tarifeur von Zivilversicherungen zu operieren hat und „das sind“, sagt er, „wohlgemerkt nur die Grund-, bzw. Richtprämiensätze, ohne die verschiedenen Variationen, die sich durch Zuschläge oder Nachlässe ergeben, die ja wiederum beide in ihrer Art, je nach den Umständen, voll oder nur zum Teil in Anwendung kommen“. Da die Antragsbogen meist nicht von fachkundigen Beamten, sondern entweder vom Versicherungsnehmer oder vom Versicherungsagenten ausgefüllt werden, so kann man sich vorstellen, wie mangelhaft und unzureichend die Angaben oft sein werden. Und auf diese sollen nun die so genau ausgebauten Tarifsätze angewendet und darnach die Höhe der Prämie bestimmt werden! Da kommt offenbar sehr viel auf die Einschätzung des Beamten an! Wie leicht ist es unter solchen Umständen, den Tarif so zur Anwendung zu bringen, daß ein möglichst günstiges Ergebnis für die Anstalt und Ungerechtigkeiten für den Versicherungsnehmer sich ergeben! Von Seite der Anstaltsleitung wird eine höhere Einreichung, wenn sie auch bemerkt würde, kaum beanstandet, der Versicherungsnehmer kann nicht Einspruch erheben, weil er es nicht versteht. Die staatliche Aufsicht kann es dem Rechnungsabschluß, der so und so viele Objekte in dieser Gefahrenklasse ausweist, nicht ansehen, daß manche nur aus Gewinnabsichten höher gereiht sind. Und doch kann ein Unrecht im strikten Sinne vorliegen, weil der Versicherte mehr zahlen muß als recht wäre!

Man kann dagegen nicht einwenden: Infolge der ungenauen Angaben wird ebenso die Anstalt Gefahr laufen, nicht zu dem zu kommen, was ihr gebührt. Diese Gefahr ist allerdings gegeben, aber die gehört eben zum normalen Risiko, das die Anstalt zu tragen hat und das durch Reservefonds und Gewinnzuschlag gedeckt ist. *Bewußte Einreichung von Versicherungsobjekten in eine*

höhere Gefahrenklasse, als recht ist, ist eine objektive Ungerechtigkeit und muß daher vermieden werden, so gut man kann.

Man wird daher vom Tarifeur verlangen müssen, daß er mit größter Gewissenhaftigkeit vorgeht. Er darf im Zweifelsfall und wo eine Rückfrage nicht Klarheit zu schaffen vermag, zugunsten seiner Anstalt entscheiden. Sonst aber muß er sich hüten, durch bewußt höhere Einreihung⁴⁾ zugunsten seiner Dienstgeber die Gerechtigkeitspflicht gegen die Versicherungsnehmer zu verletzen: Er würde sonst auch selbst schadenersatzpflichtig werden.

Zu I. 2. d.

Die Versicherungsanstalt darf nicht Überversicherungen zulassen, sobald sie zur Kenntnis solcher kommt. Die Unmoralität der Annahme von Überversicherungen ist schon oben im zweiten Teil, S. 541, aufgezeigt und bewiesen worden: Wenn es also auch moralisch unmöglich ist, den Zeit- oder Versicherungswert aller bei einer Anstalt versicherten Gegenstände in jedem Augenblicke genau zu bestimmen, wenn die Gesellschaft in allen zweifelhaften Fällen zu eigenen Gunsten entscheiden darf, wenn der Versicherungsnehmer etwaige höhere Prämien, die er bei Überversicherungen zu zahlen vorgeschrieben erhält, sich selber zuschreiben muß (seiner Unkenntnis oder im Falle des beabsichtigten Versicherungsbetruges seiner Habgier), so kann doch die Versicherungsanstalt niemals ein Anrecht haben auf jene Mehreinnahmen, die sich aus offenkundigen Überversicherungen ergeben. Es muß das ehrliche Streben eines jeden Versicherers sein, Überversicherungen sobald als möglich zu erkennen und zu beheben.

Die Immoralität der Entgegennahme der höheren Prämie beginnt im Augenblick, wo die Überversicherung als solche erkannt wird. Die bis dorthin geleisteten Überzahlungen brauchen nicht zurückgegeben zu werden,⁵⁾ denn die Prämie ist die jährliche Gegenleistung des

⁴⁾ Der Gedanke: die Konkurrenz macht es billiger, wird ihn auch oft zurückhalten.

⁵⁾ Sicher ist das hinsichtlich der bereits verjährten Überzahlungen (also der mehr als drei Jahre zurückliegenden). Hinsichtlich der in den letzten drei Jahren geleisteten Überzahlungen (die auch in der Regel einen verhältnismäßig geringen Betrag ausmachen werden) müßte der Versicherer grundsätzlich als possessor injustus bonae fidei betrachtet werden und sollte daher das Übermaß zurückgeben. Da aber der Versicherungsnehmer selber die Überversicherung beantragt und den Versicherer kein Verschulden trifft, kann man wohl Leistung und Gegenleistung auch der letzten drei Jahre als ein ab-

Versicherungsnehmers für Versicherungsschutz. Dieser ist in den vorausgehenden Jahren geleistet worden, und wenn die Gegenleistung auch infolge des beiderseitigen Irrtums höher war als sie hätte sein müssen, so trifft doch dafür den Versicherer kein Verschulden. Der Versicherte hätte sich selber umsehen müssen und hat sich seinen Verlust selber zuzuschreiben. Sobald der Versicherer aber die Überversicherung erkannt hat, wird er unredlicher Besitzer des Mehrbetrages und kann ihn daher nicht mehr behalten.

Zu I. 2. e.

Die Versicherungsanstalt darf bei Eintritt des Schadensfalles die Entschädigungssumme nicht durch ungerechte Mittel herabdrücken.

Bei Feststellung der Entschädigungssumme kann es leicht zu Ungerechtigkeiten kommen. Es ist oft überhaupt schwer, den wirklichen Schaden herauszubekommen. Sehr oft kommt es auf die Einstellung des Sachverständigen an, ob mehr oder weniger ausbezahlt wird. Zwar sehen die AVVB in Übereinstimmung mit dem Gesetze zum Schutze des Versicherten und zur Vermeidung von Streitigkeiten Schiedsgerichte vor. Jedoch hat meist niemand viel Freude mit dem Schiedsgericht und der Abbrändler stimmt leicht einer Schadensermittlung zu, die den Versicherungswert seiner verbrannten Sachen ziemlich hoch hinaufsetzt. Er meint in einem solchen Falle auch zu einer möglichst hohen Entschädigung kommen zu müssen. Das wird auch zutreffen bei Über- und Vollversicherung, nicht aber bei Unterversicherung.

Man nehme an: Ein Haus, auf 10.000 S versichert, ist abgebrannt, die Mauern sind stehen geblieben. Wirklicher Wert des Hauses 15.000 S, Wert des Mauerwerkes 3000 S. Wirklicher Schaden ist also 12.000 S. Weil Unterversicherung vorliegt, so wird nur ersetzt im Verhältnis von $10.000 : 15.000 = 2 : 3$. Also nach richtiger Berechnung zwei Drittel von 12.000 S. Also 8000 S wären auszubezahlen.

Nun kommt der Vertreter der Anstalt mit seinem Sachverständigen, besichtigt den Schaden und sagt: Ich schätze Ihr Haus auf 18.000 S, das Mauerwerk, das noch steht, auf 4000 S. Das kommt dem Abbrändler und seinem Sachverständigen hoch vor, aber weil auch das Haus hoch geschätzt wird, erklärt er sich mit der Schätzung einverstanden. Bei Berechnung ergibt sich nun als Schadenssumme $18.000 - 4000 = 14.000$ S. Nach der anerkannten Schätzung liegt Unterversicherung im Verhältnis von $10.000 : 18.000 = 5 : 9$ vor. Es werden also nur fünf Neuntel von 14.000 S = 775 S aus-

geschlossenes Kaufgeschäft betrachten, das dem Versicherer infolge der Uneschicklichkeit des Versicherungsnehmers etwas mehr Vorteil eingetragen hat als es bei voller Sachkenntnis der Fall gewesen wäre.

bezahlt. Der Beamte hat seiner Anstalt 225 S erspart. Diese sind dem Abbrändler ungerecht entzogen worden.

Wenn der sich wundert, daß er trotz der hohen Einschätzung so wenig ausbezahlt erhält, so wird ihm der Beamte sagen: Ja, Sie haben eben Ihr Haus zu niedrig versichert. Hätten Sie statt auf 10.000 S auf 18.000 S versichert, so hätte ich Ihnen jetzt statt 7775 S nicht weniger als 14.000 S ausbezahlen können.

Reelle Versicherungsanstalten werden solche Kniffe zur Verminderung der Entschädigungssumme nicht anwenden. Unreelle wissen außer diesen noch allerhand ungerechte Mittel, um weniger als vertragsentsprechend wäre, zahlen zu müssen. Es liegt auf der Hand, daß alle derartigen Praktiken, weil gegen die Gerechtigkeit verstößend, Restitutionspflicht zur Folge haben.

Ungerechte Schädigung für die Versicherungsnehmer ohne Bereicherung des Versicherers kann sich ergeben:

Zu I. 3. a.

Wenn der Versicherer ungerechterweise die einen Versicherungsnehmer für die anderen zahlen läßt.

Es handelt sich da um den nicht seltenen Fall, daß in einer Gegend die Brandseuche ausbricht und es wahrscheinlich wird, daß bei einer Reihe von Bränden Versicherungsbetrug vorliegt, ohne daß man ihn nachweisen kann. Da wird eine Versicherungsanstalt, die in dem Gebiete einen größeren Stand von Mitgliedern hat, durch Deckung der unerwartet hohen Brandschäden stark in Mitleidenschaft gezogen, es müssen starke Rückgriffe auf den Reservefonds gemacht werden, die Rückversicherungen werden stark mitgenommen und es bleibt schließlich nichts anderes übrig als an Erhöhung der Prämien zu denken. Nun bestehen zwar in brandreichen Ländern meist ohnehin verschiedene Ortsklassen mit verschiedenen Prämiensätzen, wobei die niedrige Ortsklasse zur höchsten sich ungefähr wie 1 : 2 verhält. Da es schwer ist und nicht viel einträgt, wenn eine neue Ortsklasse mit noch höheren Prämien geschaffen wird, so wird ein solcher Anlaß leicht benutzt, um eine allgemeine Erhöhung vorzunehmen.

Das scheint nun *nicht recht mit den Forderungen der Gerechtigkeit* vereinbar zu sein, da es doch nicht angeht, wegen des Mißbrauches in dem einen Gebiet, andere mitzahlen zu lassen. Ein gewisser Riskenausgleich zwischen guten und schlechten Risiken ist nun freilich eine Notwendigkeit und es könnte sich keine Anstalt halten, wenn sie streng nach der Brandhäufigkeit oder der Höhe der Entschädigungssummen Ortsklassen

machen wollte. Denn es sind in derselben Gegend meist viele Versicherungsanstalten interessiert; die eine wird mehr, die andere weniger durch die vorkommenden Brandfälle getroffen sein und keine kann fortwährend mit ihren Prämienforderungen wechseln, abgesehen davon, daß die meisten Verträge auf 5—10 Jahre geschlossen sind. Wenn aber die Brandschäden in einem Gebiet auffallend steigen, so wäre es doch wohl vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus geziemender, nur den betreffenden Bezirk zu steigern, wenn diese Steigerung auch sehr empfindlich ausfallen würde. Eine solche Steigerung würde auch sehr erziehlich wirken und die Leute einer solchen Gegend dazu bringen, selber auf Beseitigung der Brandseuche hinzuarbeiten, besonders wenn die Prämienerhöhung nur bedingt ausgesprochen wird (für die Andauer der Brandseuche). Ich verkenne aber nicht, daß zur Durchführung dieser Bestimmung die Mitwirkung der Behörde und *wohl eine Rücksichtnahme der Gesetzgebung auf diesen Sonderfall gefordert* wird und ich würde es *nicht* wagen, solange die notwendigen Voraussetzungen nicht geschaffen sind, von einer *Wiedergutmachungspflicht der Versicherungsanstalten* zu reden, wenn sie es bei der bisherigen Praxis belassen. Nur sollten solche Anlässe nicht dazu benutzt werden, daß alle Anstalten eines ganzen Landes eine so ausgiebige Erhöhung vornehmen, daß nach derselben ein größerer Gewinn übrig bleibt und bei Besserung der Verhältnisse dürfte die Herabsetzung der Prämie nicht vergessen werden.

Zu I. 3. b.

Die Versicherungsanstalten dürfen nicht ungerechte Mittel anwenden, um unbequeme Versicherungsnehmer während der Dauer des Vertrages abzuschütteln.

Das Vertragsverhältnis ist an sich von beiden Seiten ein freiwilliges.⁶⁾ Jeder der beiden Teile kann den Vertrag schließen oder ablehnen. Auch während der Geltdauer können beide Teile kündigen, aber nun nicht mehr nach Willkür, sondern nur unter Einhaltung der AVVB. Wenn die Anstalt von ihrem Rechte Gebrauch macht, wie es dort vorgesehen ist, z. B. bei nicht rechtzeitigen Prämienzahlungen, so wird man nichts dagegen sagen können, auch wenn der Versicherungsnehmer infolge der Kündigung mancherlei Schaden hätte. Wer

⁶⁾ Wenigstens in den meisten Ländern.

eben von seinem Rechte Gebrauch macht, tut niemandem Unrecht.

Es kann aber sein, daß eine Anstalt sich aus einer Gegend zurückziehen möchte, etwa weil die Brandseuche dort Platz greift oder wegen der unerwünschten Konkurrenz anderer Anstalten oder aus irgendwelchen anderen Gründen. Da nun aber meist fünf- bis zehnjährige Verträge bestehen, geht das nicht so leicht. Da bekommt nun der Agent den Auftrag, das zu besorgen. Er besucht die Mitglieder, tritt entsprechend grob und anmaßend auf, so daß sich dieser und jener zur Kündigung fortreißen läßt. Oder man schickt jenen Versicherungsnehmern, von denen man keinen Widerstand erwartet, einfach die Nachricht hin, daß die Anstalt nicht mehr in der Lage sei, die Versicherung aufrecht zu erhalten. Trifft der Versicherungsnehmer nicht rechtzeitig Gegenmaßnahmen, so wird er seiner Rechte verlustig und ist nun nicht bloß außer Versicherungsschutz, sondern wird vielleicht auch bei einer anderen Versicherungsanstalt keine Aufnahme mehr finden und kann es dann erleben, daß ihm die auf seinem Hause lastenden Hypotheken gekündigt werden und er anderweitigen Schaden hat. *In einem solchen Vorgehen von Seite der Versicherungsanstalt liegt offenkundige Ungerechtigkeit und Wiedergutmachungspflicht ist zweifellos gegeben.*

Zu I. 3. c.

Endlich darf die Versicherungsanstalt auch nicht die Auszahlung der Entschädigungssumme über Gebühr hinausverzögern. An sich wäre die Leistung des Versicherers mit dem Ablauf eines Monates nach Anzeige des Brandfalles, beziehungsweise vierzehn Tage nach Beendigung der notwendigen Erhebungen, fällig. Da es aber die Versicherungsanstalt in der Hand hat, auch unbegründete Einwendungen zu machen, nur zu dem Zwecke, die Auszahlung zu verzögern, so kann der Abbrändler dadurch zu Schaden kommen. *Solche bewußt ungerechtfertigte Verzögerung der Auszahlung macht ersatzpflichtig für alle Nachteile, die dem Versicherten dadurch erwachsen.*

Das wären die hauptsächlichsten Gerechtigkeitsverletzungen, die von Seite des Versicherers vorkommen können.

II.

Gehen wir nun auch daran, die Arten von Ungerechtigkeiten zu behandeln, die von Seite des Versicherungsnehmers geübt werden können.

Zu II. 1.

Der Versicherungsnehmer darf bei Antragstellung vorhandene oder während der Vertragsdauer auftretende erhebliche Gefahrenmomente nicht bewußt verschweigen. (Was als erhebliche Gefahrenerhöhung anzusehen ist, ist im zweiten Teile, S. 543, gesagt worden.) Das ist klar zutage liegende *Gerechtigkeitsverpflichtung*, zum mindesten im äußeren Rechtsbereich. Denn nach den Gefahrenmomenten richtet sich die Höhe der Prämie. Bewußtes Verschweigen erheblicher Gefahrenmomente hat daher zur Folge, daß der Versicherer sein objektives Risiko nicht richtig einschätzen kann. Er würde vielleicht bei Darlegung der Gefahrenmomente die Versicherung überhaupt nicht eingegangen sein oder er hätte ein Recht gehabt auf eine höhere Prämie. Überdies hat sich der Versicherungsnehmer ausdrücklich bei Abschluß des Vertrages dazu verpflichten müssen, die erheblichen Gefahrenmomente richtig anzugeben.

Es ist daher auch bei *Nichteinhaltung* dieser Bedingung dem Versicherer das Recht eingeräumt, innerhalb Monatsfrist nach Kenntnisnahme verschwiegener Gefahrenmomente den Rücktritt vom Vertrag auszusprechen, wodurch er von seiner Verpflichtung zur Entschädigungsleistung frei wird. Nur wenn der Versicherer bei Annahme des Vertrages von der Mangelhaftigkeit der Angabe Kenntnis hatte oder haben mußte oder wenn der Versicherte kein Verschulden an der unrichtigen oder unvollständigen Beantwortung hat oder die unrichtig angegebenen oder verschwiegenen Umstände weder den Eintritt des Versicherungsfalles, noch den Umfang der dem Versicherer obliegenden Leistung beeinflußt haben, bleibt die Leistungspflicht des Versicherers bestehen.

Es wird sich fragen, ob die Verletzung dieser Gerechtigkeitspflicht, wenn sie zwar mit dem Bewußtsein der Vertragswidrigkeit begangen, aber im äußeren Rechtsbereich nicht bekannt wird, mit Verlust des Rechtes auf die Entschädigungssumme auch für den Gewissensbereich verbunden ist; mit anderen Worten, ob der Versicherte unter den gemachten Voraussetzungen die etwa empfangene Entschädigungssumme zurückzuzahlen hat. *Das scheint mir nicht zuzutreffen,*⁷⁾ und zwar aus

⁷⁾ Wo gar kein Gedanke an Vertragswidrigkeit ist, ist das ganz sicher; denn ohne Gewissensschuld auch sicherlich keine Gewissensbindung zur Restitution!

mehreren Gründen. Einmal schon deshalb, weil es sich hier offenbar um eine so schwere Strafsanktion (Verlust des Rechtes auf Entschädigung) handelt, daß man kaum annehmen kann, daß das weltliche Gesetz, das diese Strafsanktion aufgestellt hat, darüber hinaus noch eine Gewissensverpflichtung auferlegen wollte. Die AVVB können nach dem Versicherungsgesetz (§ 153 des österreichischen, § 172, 174, 176, 178 des deutschen Versicherungsgesetzes) den Versicherungsnehmer nicht schlechter stellen, als das im Versicherungsgesetze ausgesprochen ist. Überdies ist mit dem Artikel 10 der AVVB für jene Fälle, wo das Verschweigen keinen Einfluß hatte auf Eintritt des Versicherungsfalles oder den Umfang der Versicherungsleistung, keine Rede von einem Nachzahlen der sonst zu zahlenden höheren Prämie. Sollte eine Gewissensverpflichtung an und für sich ausgesprochen werden, so wäre es gerechtfertigt, ja man müßte es erwarten, daß dann wenigstens nachträglich die zu wenig gezahlten Prämienbeträge von der auszuzahlenden Entschädigungssumme abgezogen würden, was nicht geschieht. Also ist der Versicherungsnehmer wohl *ex justitia legali*⁸⁾ verpflichtet, erhebliche Gefahrenumstände anzugeben, wenn er solche kennt, er setzt sich auch, wenn er das nicht tut, der Gefahr aus, seine Entschädigungsansprüche einzubüßen, aber er ist weder hinsichtlich der etwa entfallenden höheren Prämienzahlung, noch hinsichtlich der etwa trotzdem ausbezahlten Entschädigungssumme ersatzpflichtig.

Dasselbe wie hinsichtlich der Gefahrerhöhungen scheint auch zu sagen hinsichtlich der allgemein vorgeschriebenen Anzeige schon eingegangener Versicherungen, etwa gemachter besonderer Sicherheitsvorschriften und Selbstvorbehalte. In all diesen Fällen hat der Versicherungsnehmer *ex justitia legali* das einzuhalten, wozu er sich verpflichtet hat, er läuft Gefahr, seines Entschädigungsrechtes verlustig zu gehen, wenn er es nicht tut; im Gewissensbereich erwächst aber keine Verpflichtung zur Nichtannahme oder Rückgabe der Entschädigungssumme, wenn er diesen Vorschriften nicht entsprochen und er trotzdem, weil es geheim geblieben ist, sein Geld erhalten hat. Erfüllung aller dieser Vorschriften erwarten das Gesetz und im Einklange damit

⁸⁾ Daß man nicht von *justitia commutativa* sprechen muß, trotz der vertraglichen Verpflichtung des Versicherungsnehmers im äußeren Rechtsbereich, scheint mir aus dem im Versicherungsgesetze ausgesprochenen Grundsatz *vertretbar*, daß die AVVB den Versicherungsnehmer nicht schlechter stellen dürfen als das Versicherungsgesetz.

die AVVB durch die strenge Strafsanktion, nicht aber von der Gewissenhaftigkeit der Versicherungsnehmer.

Zu II. 2.

Der Versicherungsnehmer ist ex justitia commutativa verpflichtet, die vorgeschriebene Prämie unter den in den AVVB genauer bestimmten Bedingungen zu zahlen. Das ist ja die hauptsächlichste Gegenleistung des Versicherungsnehmers für sein Recht auf die Entschädigungssumme. Es ist schon im zweiten Teile betont worden, daß dieses Recht Jahr für Jahr neu erkauft werden muß, daß also die gezahlte Prämie nicht eine Art von Guthaben beim Versicherer darstellt.⁹⁾ Die Beobachtung dieser Verpflichtung mit all den in den AVVB enthaltenen Umständen ist durch Klagerecht der Anstalt und strenge Strafbestimmungen für den Fall der Nichteinhaltung gesichert. Obwohl aber hier aus der Natur der Verpflichtung heraus Nichtzahlung auch zur Restitution führen müßte, wird dieselbe kaum je praktisch sein: Der Versicherte muß eben zahlen; wenn er es nicht tut, wird er durch die Klage gezwungen und kommt um seinen Entschädigungsanspruch.

Zu II. 3.

Der Versicherungsnehmer verletzt die Gerechtigkeit, wenn er die Entschädigungssumme in Anspruch nimmt, obwohl er selbst (vorsätzlich oder aus grober Fahrlässigkeit) den Schadensfall herbeigeführt hat. Eine Bestimmung, die für eine große Anzahl der vorkommenden Restitutionsfälle die Grundlage bildet!

Bei Behandlung dieser Frage sind zwei Unterscheidungen genau zu beachten: 1. Die Unterscheidung zwischen äußerem und innerem Rechtsbereich. 2. Ob vorsätzliche oder grob fahrlässige Brandstiftung vorliegt.

Die für diese Untersuchung wichtigste Unterscheidung ist die erste: Äußerer und innerer Rechtsbereich.

Die Bestimmungen der einschlägigen Versicherungsgesetze wie die AVVB berücksichtigen nämlich zuerst und unmittelbar nur den äußeren Rechtsbereich und sehen von den Gewissensfragen ganz ab.

Im äußeren Rechtsbereich wird der Entschädigungsanspruch aberkannt, wenn der Versicherungsnehmer selbst sein Eigentum vorsätzlich oder mit grober Fahrlässigkeit in Brand gesteckt hat. Dem Versicherungsnehmer ist gleichzusetzen der Versicherte, wenn es sich um

⁹⁾ Vergleiche dazu auch Linzer „Theologisch-praktische Quartalschrift“, 1888, S. 735.

sein Eigentum handelt und er vom ersten verschieden ist. Ebenso der gesetzliche Vertreter des Versicherungsnehmers und bei moralischen Personen der mit der Geschäftsführung Beauftragte.

Es ist begreiflich und wird durch die Natur der Sache gefordert, daß im Falle der absichtlichen Brandstiftung durch den Versicherungsnehmer oder seinen gesetzlichen Vertreter der Entschädigungsanspruch verloren geht: Geschähe das nicht, so würde die Feuerversicherung, statt ein wertvoller Behelf zu sein im Falle eines Brandunglückes, ein Anreiz werden zum Verbrechen des Versicherungsbetruges. So manchem Eigentümer wäre ein neues und schöneres Heim, wenn er es ohne oder ohne bedeutende Kosten durch die Brandschadenversicherung haben könnte, lieber als sein gegenwärtiger alter und unpraktischer Besitz. Und es würde kein Ende des Brennens sein!

Vorsätzliche Brandstiftung nimmt den Entschädigungsanspruch, ob diese nun besteht in einer positiven Handlung, die mit dem Ziele gesetzt wird, daß ein Brand entsteht, oder in der freiwilligen Unterlassung einer Handlung, die den Ausbruch des Feuers hätte verhindern können, oder dadurch, daß dritte Personen angestiftet wurden, den Brand herbeizuführen.

Aber nicht bloß vorsätzliche, sondern auch grob fahrlässige Handlungen des Versicherungsnehmers oder seines gesetzlichen Vertreters nehmen das Entschädigungsrecht. Der Begriff: Grob fahrlässige Brandstiftung ist nicht so leicht eindeutig bestimmt. Allgemein gesprochen besteht die grobe Fahrlässigkeit in einer auffallenden Vernachlässigung der erforderlichen Sorgfalt, in einem auffallenden Verstoß gegen das normale Handeln, wenn jene Sorgfalt nicht zur Anwendung kommt, welche ernste und vernünftige Menschen bei ihren Handlungen allgemein anzuwenden pflegen. Grobe Fahrlässigkeit ist auch dann gegeben, wenn das ungehörige Handeln nicht mit Wissen und Willen erfolgte, sondern auf einem Versehen, auf einem Mangel der gehörigen Aufmerksamkeit und Umsicht beruhte. Der Richter kümmert sich bei seiner Entscheidung gar nicht um die Frage, ob das grob fahrlässige Handeln mit Erkenntnis des entstehenden Brandes und dem Willen dazu verbunden war. Auch wenn sonnenklar erwiesen würde: Trotz seiner grob fahrlässigen Handlungsweise war dem Eigentümer der Ausbruch des Feuers sehr zuwider, wird und muß der Richter ihn verurteilen. Auf Vorhanden-

sein oder Nichtvorhandensein von Gewissensschuld kommt es nicht an. Rauchen auf Heuböden, Herumgehen mit einem offenem und ungeschützten Licht, eine mangelhafte Stalllampe im Stalle hängen lassen und dann vergessen, Anzünden einer Lötlampe in einer Autogarage, Verwahren von Benzin durch einen Kraftwagenlenker an einem unsicheren und nicht durch Mauerwerk geschützten Orte u. s. w.¹⁰⁾ Der Begriff der groben Fahrlässigkeit ist *im Einzelfall durch das Gericht festzustellen* und solche Entscheidungen binden dann, wenn sie nicht auf einem Irrtum des Gerichtes hinsichtlich des Tatbestandes beruhen, auch im Gewissen. Ein Versicherter, dem durch richterlichen Spruch sein Entschädigungsrecht aberkannt wurde, kann sich, auch wenn es ihm möglich wäre, nicht geheim am Versicherer schadlos halten.

Wie steht es aber mit diesen Rechtsbestimmungen im Gewissensforum, wenn keine Entscheidung des Gerichtes vorliegt und doch eine oder die andere dieser Bestimmungen in Kraft treten würden, falls die geheimen Tatsachen bekannt würden? Dürfen Entschädigungssummen, die nur infolge Unkenntnis der betreffenden Tatsache ausbezahlt worden sind, zurückbehalten werden oder ist Restitutionspflicht gegeben?

Für den Gewissensbereich ist die Unterscheidung: *Vorsätzliche oder grob fahrlässige Brandstiftung*, die im äußeren Rechtsbereich maßgebend war, nicht brauchbar. Wohl ist der Begriff: *Vorsätzlich*, sowohl im äußeren wie im inneren Forum so ziemlich derselbe. Das *grob fahrlässige Handeln* ist aber nicht bloß im äußeren Rechtsbereich und ohne richterlichen Spruch nicht genau im Einzelfall festzulegen, es schließt, wenn man auf den Grad der Willensfreiheit und die damit zusammenhängende Verantwortlichkeit schaut, alle nur denkbaren Grade der letzteren in sich: ein Handeln, das im guten Glauben, aus Unkenntnis und Mangel an Erfahrung und daher ohne jede Schuld geübt wird; ein *Handeln aus Leichtsinn und Oberflächlichkeit*, das man nicht mehr als *actus perfecte humanus* nennen und das daher auch nicht die Grundlage für eine schwere Verpflichtung ab-

¹⁰⁾ Häufig wird fahrlässiges Handeln auch gesehen in der Verwendung von Dienstboten, deren Unzuverlässigkeit hinsichtlich der Brandgefahr dem Eigentümer bekannt ist: er weiß z. B., daß der Dienstbote wegen Brandlegung vorbestraft ist, oder hat ihn schon oft trotz Verwarnung mit Licht oder Feuer sehr unvorsichtig handieren gesehen und ihn doch behalten.

geben kann; eine läßlich sündhafte Handlung, die aber *actus perfecte humanus* ist; und schließlich ein Handeln, das mit schwerer Gewissensschuld verbunden und von einem vorsätzlichen Handeln praktisch kaum zu unterscheiden ist.

Das Entscheidende für den Gewissensbereich ist vielmehr: Ein aus voller Erkenntnis und freiem Willen hervorgehendes und darum voll anrechenbares Verhalten, das entweder direkt oder indirekt auf den Ausbruch des Brandes hinzielt, ob nun das eine positive Handlung oder eine Unterlassung ist, ob der Eigentümer die Handlung selbst setzt oder durch andere setzen läßt. Auch grob fahrlässige Handlungen, mit voller Erkenntnis der ernsten Brandgefahr und daher mit voller Verantwortlichkeit im Gewissensbereich gesetzt, gehören daher, selbst dann, wenn der Ausbruch des Brandes nicht der Beweggrund für das fahrlässige Handeln war. In allen diesen Fällen ist der Eigentümer die voll verantwortliche Ursache des Brandes. In allen anderen entweder nicht oder wenigstens nicht sicher.

Wenn wir das beachten und auf unseren Gegenstand anwenden, so wird man wohl so sagen müssen:

1. Wie im äußeren Rechtsbereich, so hat ein Besitzer, der selbst vorsätzlich sein Eigentum in Brand setzt, auch im Gewissensbereich kein Recht auf die Entschädigungssumme, auch wenn die von ihm vollzogene Brandstiftung geheim geblieben ist und gerichtlich nicht nachgewiesen werden konnte. Es ist aus der Natur der Sache ausgeschlossen, daß Brandstiftung durch den Eigentümer ein Anrecht auf Entschädigung durch den Versicherer gewähren könnte: Der Versicherer wollte kein solches Recht geben und wenn der Brandstifter die Entschädigung fordert oder annimmt, so kann er das nur durch die betrügerische Vorspiegelung erreichen, daß er an dem Brände unschuldig ist. Auf solche Weise kann ein Recht nie erworben werden, der Brandstifter kann die Summe nie fordern, und wenn er sie erhält, so kann er sie auf keinen Fall behalten; auch ohne jeden richterlichen Spruch ist er restitutionspflichtig.

Für den Gewissensbereich ist es ganz gleichgültig, ob die vorsätzliche Brandstiftung durch einen positiven Akt erfolgt, den der Besitzer mit dem Ziel und in der Absicht setzt, daß der Brand entstehe; oder ob der Brand eintritt durch freiwillige und überlegte Unterlassung einer Handlung, deren notwendige oder wahrscheinliche

Folge der Ausbruch des Feuers¹¹⁾ sein wird; oder ob der Besitzer andere Personen, seien es auswärtige oder Familienangehörige oder Bedienstete, die mit ihm in häuslicher Gemeinschaft leben, zur Brandlegung anstiftet: In allen Fällen ist zweifellos der Besitzer selbst die eigentliche oder primäre Ursache für das Ausbrechen des Brandes und es gibt kein Recht auf Entschädigung im Gewissensbereich und auf jeden Fall muß Restitution erfolgen.

2. Wäre der Brand entstanden durch eine Handlung, die das Gericht, wenn es sich damit zu befassen hätte, sicher oder wahrscheinlich als grob fahrlässig bezeichnen würde, so ist zu unterscheiden: War es eine Handlung, die mit voller Erkenntnis der ernsten Brandgefahr und daher mit voller Verantwortlichkeit dafür gesetzt wurde, so hat der Eigentümer auch für den Gewissensbereich das Recht auf die Entschädigungssumme verloren.

War das grob fahrlässige Handeln aber entweder kein actus perfecte humanus (ein Handeln aus Leichtsinn oder Oberflächlichkeit) oder ging es hervor aus einem Irrtum über die Brandgefahr, oder steht es wenigstens nicht sicher, daß schwere Gewissensschuld (gravis culpa theologica) damit verbunden war, so bleibt es ohne richterlichen Spruch unsicher, ob der Besitzer als Brandstifter anzusehen ist. Der Abbrändler darf daher die Entschädigungssumme, weil er sein Recht darauf noch nicht sicher verwirkt hat, in Anspruch nehmen und, wenn sie ausbezahlt wird, auch behalten.

Zu II. 4.

Der Versicherungsnehmer darf nicht das unterlassen, was er zur Abwehr oder Minderung des Schadens tun kann. Dazu muß er sich bei Eingehung des Versicherungsvertrages verpflichten und diese Forderung des Gesetzes und des Versicherers ist auch begreiflich. Ja, der Versicherer verpflichtet sich sogar, etwa zu diesem Zwecke gemachte Aufwendungen über die Entschädigungssumme hinaus dem Versicherungsnehmer zu ersetzen.

Es handelt sich zweifellos um eine Gerechtigkeitsverpflichtung im strikten Sinne, die auch als sachgemäße Folgerung aus der im vorausgehenden Punkte behandel-

¹¹⁾ Ein Beispiel einer negativen Mitwirkung zum Entstehen eines Brandes, die restitutionspflichtig macht, siehe Linzer „Theologisch-praktische Quartalschrift“, 1890. S. 118.

ten Verpflichtung folgt: Unterlassung dieser rettenden oder bewahrenden Tätigkeit wäre ja gleichbedeutend damit: selbst schuld sein an der Vernichtung jener Gegenstände und Werte, die durch das rettende Eingreifen hätten erhalten werden können. Daher wird der Versicherte auch *im Ausmaße des dadurch entstandenen Schadens ersatzpflichtig*. Man wird auch hier für gewöhnlich auf ein gerichtliches Urteil warten können. Wenn keines gefällt wird, so wird im Sinne des vorausgehenden Punktes *Ersatzpflicht für den Gewissensbereich nur so weit auszusprechen sein, als Erkenntnis und Wille vorhanden war, auf diese Weise Schaden oder größeren Schaden durch das Feuer entstehen zu lassen*. Wo kein schwer sündhafter Wille in diesem Sinne vorhanden war, oder das nicht sicher steht, kann *Restitutionspflicht ohne Richterspruch nicht aufgestellt werden*.

Zu II. 5.

Der Versicherte hat *den Eintritt des Schadensfalles längstens drei Tage, nachdem er Kenntnis davon erhalten hat, dem Versicherer anzuseigen*. Für den Fall der Nichteinhaltung wird mit Verwirkung des Entschädigungsanspruches gedroht. Artikel 19 der AVVB besagt jedoch im Anschluß an das Gesetz, daß diese Rechtsfolge nur dann eintritt, wenn dem Versicherungsnehmer entweder Vorsätzlichkeit oder grobe Nachlässigkeit zur Last fällt oder wenn Nichteinhaltung die Feststellung des Versicherungsfalles oder den Umfang der dem Versicherer obliegenden Leistungen beeinflußt hat.

Auch in diesem Punkt wird man *richterliche Entscheidung abwarten können* und ohne eine solche Verlust des Rechtes nicht aussprechen. Es handelt sich um eine Strafbestimmung, die im Interesse der Feststellung der Brandursache begreiflich ist; *eine darüber hinausgehende Verpflichtung im Gewissensbereich*, bei Nichteinhaltung die Entschädigungssumme nicht annehmen zu dürfen, wird man *nicht behaupten können*.

Ferner darf der Versicherungsnehmer *an dem durch den Brand herbeigeführten Zustand ohne Zustimmung des Versicherers nichts ändern*, es sei denn, daß die Veränderung zum Zwecke der Schadensverminderung oder im öffentlichen Interesse geboten ist. Auch hier ist wiederum dieselbe Strafsanktion wie voraus: Verlust des Entschädigungsrechtes, wenn die Übertretung im äußeren Rechtsbereich bekannt wird.

Für den Gewissensbereich ist es sicher, daß der Versicherungsnehmer durch Verwischung der von ihm mit schwerer Gewissensschuld verübten Brandlegung kein Recht erhält auf die Entschädigungssumme, wenn er die Auszahlung derselben auch erreicht.

Wie ist aber zu entscheiden, wenn er den Brand nicht mit schwerer Gewissensschuld, nur durch grob fahrlässige Handlungen veranlaßt hat? Er bekommt so die Entschädigungssumme, die ihm im äußeren Rechtsbereich nicht gebührt hätte. Man möchte ihm einerseits die erhaltene Summe gern zusprechen, weil entweder gar keine oder wenigstens keine schwere Schuld im Gewissensbereich vorliegt; andererseits ist es sicher, daß er durch Verwischen der Brandspuren den Versicherer gegen die ausdrücklichen Versicherungsbestimmungen hindert, ein für ihn wichtiges Gut, nämlich das Befreitwerden von der Verpflichtungsleistung, zu erreichen (worauf er im äußeren Rechtsbereich ein Recht hätte). Und die Moralisten lehren allgemein: Jemanden auch ohne Anwendung von ungerechten Mitteln daran hindern, daß er ein Gut erreicht, worauf er ein striktes Recht hat, bedeutet auf jeden Fall ein wahres und eigentliches Unrecht, das Restitutionspflicht zur Folge hat. (Vergleiche dazu z. B. Noldin-Schmitt, II, n. 430.) Ich zweifle sehr daran, daß man von dieser Pflicht unter den gegebenen Voraussetzungen freisprechen kann. Es wäre also auf jeden Fall von dem Versuch, die Spuren der Brandstiftung verwischen zu wollen, unbedingt abzuraten. Hingegen wird man den Brandstifter am eigenen Besitz nicht dazu verhalten können, daß er sein Vergehen, bevor ein strikter Beweis seiner Schuld erbracht ist, ohne weiteres eingestehen müsse. Wenn er auch nicht Lügen anwenden darf, so kann er doch, wie jeder Angeklagte, mit Mentalrestriktion antworten, ja auch die Leugnung seiner Schuld muß noch nicht als eigentliche Lüge gewertet werden, sondern ist nur so zu deuten: Ich bin nicht zum Geständnis verpflichtet, solange ein strikter Beweis für die Schuld nicht erbracht ist. Vergleiche dazu Noldin-Schmitt, Theologia moralis II, n. 732.

Zu II. 6.

Der Versicherte ist verpflichtet, dem Versicherer alle zur Feststellung des Versicherungsfalles oder des Umfanges der Versicherungsleistungen notwendigen Erhebungen zu gestatten, Geschäftsbücher, Geschäftsaufzeichnungen, Rechnungen und sonstige Behelfe und vom

Versicherer geforderte Belege, unter Umständen auch ein gerichtliches Schuldlosigkeitszeugnis, beizubringen; ferner Gegenstände, die nicht vom Feuer vernichtet wurden oder beim Brände abhanden gekommen sind, nicht als solche anzugeben.

Auch diese Verpflichtung wird mit Eingehung des Vertrages übernommen und ist vom Standpunkte des Versicherers begreiflich; er könnte ja sonst keine Gewißheit über Vorhandensein und Umfang seiner Leistungen gewinnen. Kommt der Versicherte seiner Obliegenheit nicht nach und erhält er auf diese Weise für manche in Verlust geratene Gegenstände keinen Ersatz, so hat er das der eigenen Nachlässigkeit zuzuschreiben. Gibt er Dinge als vom Feuer vernichtet oder beim Brände abhanden gekommen an, die es nicht sind, so wird er von Artikel 19 der AVVB mit Verlust seines Entschädigungsanspruches für diese Gegenstände bedroht. Ohne richterliche Entscheidung wird man ihn seines Rechtes nicht verlustig erklären dürfen, aus dem schon im voraus oft angeführten Grunde, daß es sich hier offenbar um eine Strafbestimmung handelt, die ohne richterlichen Spruch nicht Gewissenspflichten schafft. Aber auch ohne Richterspruch würde auf Grund der kommutativen Gerechtigkeit¹²⁾ Restitution gegeben sein hinsichtlich von Gegenständen oder Werten, die als gelegentlich des Brandes vernichtet oder als entwendet angegeben worden sind, ohne daß das zutrifft.

(Schluß folgt im 1. Heft des Jahrganges 1935.)

Wieder Krieg von Volk zu Volk?

Von Prof. Otto Schilling.

Bekannt ist die Lösung, die unsere Kirche im Blick auf den Völkerfrieden ausgegeben hat: „Der Friede Christi im Reiche Christi.“ Viel zu wenig wurde und wird vielleicht jetzt noch auch zum Teil auf katholischer Seite die Tragweite und der ganze Ernst dieser Lösung und Forderung beachtet und gewürdigt. Diese Lösung besagt und bedeutet kurz und klar dasselbe, was die mit der christlichen Tradition vertrauten Vertreter der Sozialethik immer betont haben, daß nämlich ohne Rückkehr der Regierungen und der Völker zum Gottesgedanken und zum Christusglauben auf eine Verwirklichung

¹²⁾ Hier kommutative Gerechtigkeit, weil Betrug in dieser Art nicht bloß durch positives Gesetz, sondern naturrechtlich verboten ist.

der gewaltigen Idee des Völkerfriedens niemals zu hoffen und zu rechnen sein wird. Eindringlich hat deshalb die Kirche wiederholt gemahnt und verlangt, daß die Bestrebungen des Völkerbundes im Dienst des Friedens der Völker sich gründen müssen auf den Gottesgedanken. Ohne Gottes Segen wird das große Werk nicht gelingen. Wenn der Herr das Haus nicht baut, wenn sein Name verleugnet wird, wenn die Vertreter der Völker und der Staaten selbstherrlich ihre Ziele zu erreichen suchen, wenn nicht aufrichtige christliche Gesinnung die Herzen zurückführt zum Geist und Willen der Gerechtigkeit und der Liebe: alsdann wird ein Fehlschlag und Fiasko ohne gleichen die unvermeidliche Folge sein.

In der Tat. Bereits reifen die Früchte unchristlicher Gesinnung heran. Statt der Abrüstung Aufrüstung, statt zunehmenden Vertrauens wachsendes Mißtrauen, statt Versöhnlichkeit Haß und Feindschaft. Ja, selbst die Errungenschaften, die in langer und mühseliger Kulturarbeit, unter entscheidender Mitwirkung der Kirche und des christlichen Geistes, der Menschheit zuteil geworden sind, sollen, wie es scheint, mehr oder weniger rückgängig gemacht werden.

Leider sind das keine Übertreibungen. Droht doch die Gefahr, um nur dies zu erwähnen, daß der Grundsatz, wonach der Krieg nur von Staat zu Staat, von Heer zu Heer geführt wird, zu gelten aufhört und an dessen Stelle wieder der altheidnische Grundsatz tritt: der Krieg wird von Volk zu Volk geführt. Es soll also nicht mehr das humane Wort eines deutschen Herrschers gelten: „Mit Soldaten, nicht mit friedlichen Bürgern führe ich Krieg“, sondern auch der edler Denkende soll fortan, wie es den Anschein gewinnt, gezwungen sein, zur Stufe barbarischer Denk- und Handlungsweise zurückzukehren, gezwungen sein, Gasbomben und Brandbomben gegen friedliche Bürger, wehrlose Frauen und Kinder zu verwenden. Wenn die Berichte zuverlässig sind, besteht in einem Lande bereits das Gesetz, daß die am Luftschutz sich nicht beteiligenden Bürger mit Gefängnisstrafen bedroht werden. So weit sind wir also bereits im Vertrauen und in der Kultur vorangeschritten. Da somit die Gefahr der Rückkehr der Staaten zu barbarischer Theorie und Praxis offenbar bereits sehr nahe gerückt ist, soll im folgenden dieser Standpunkt gewürdigt werden, nachdem zunächst der bewundernswerten Bemühungen der Kirche um Milderung der Kriegssitten gedacht ist.

1. Wenn man die unermüdlichen und erfolgreichen Bemühungen der Kirche um Frieden und Milderung der Kriegssitten richtig würdigen will, hat man auszugehen von der Treuga Dei, von dem seitens der Kirche verkündeten und verwirklichten Gottesfrieden. Zunächst hat die Kirche den Versuch unternommen, den Handel gegen Raub und Kriegsgefahr zu schützen. Schon eine Urkunde von 998 zeugt von diesem Bemühen. Und ein Kanon des Konzils von Clermont im Jahre 1095 verordnet, daß die Kaufleute, die zur Messe kommen, auf den Gottesfrieden Anspruch haben, wer sie angreife, sei ein Feind des Gottesfriedens. Das Laterankonzil von 1139 verkündet einen ewigen Frieden zugunsten der Priester, der Mönche, der Reisenden, der Kaufleute und der Bauern, mögen sich diese auf dem Wege oder bei ihrem Geschäft befinden. In den Verhandlungen der kirchlichen Autorität, die zur Begründung der Treuga Dei führten, treten bereits die Grundsätze zutage, die sich dann mehr und mehr durchsetzten und das Völkerrecht umgestalteten. Wer nicht direkt in die militärische Aktion einzogen und daran unmittelbar beteiligt war, mußte als außerhalb des Bereiches der Feindseligkeiten befindlich erachtet und behandelt werden, und analoge Grundsätze galten hinsichtlich des Eigentums. Nach den Bestimmungen eines französischen Provinzialkonzils von 1141 mußten die Kriegsführenden nicht nur die heiligen Stätten und die geistlichen Personen, sondern auch die dienende Bevölkerung, die Kaufleute, die Handwerker, die gesamte friedliche Bevölkerung schonen, und desgleichen sollte deren Eigentum als unantastbar angesehen werden. Das Übel des Krieges war strikt auf die Ritter, ihre Kriegsleute, auf ihre Schlösser und Kriegswerkzeuge eingeschränkt und die Leute Gottes, die friedlich Arbeiten konnten in Ruhe leben.¹⁾

„Wenn die Güter, die Freiheit und das Leben aller heutzutage nicht mehr, wie unter der cäsaristischen Herrschaft des Heidentums, allen Zufällen des Krieges ausgesetzt sind, so verdanken wir dies den ernstlichen Bemühungen der Kirche. Auf die Kirche muß man den Ursprung des Grundsatzes zurückführen, der seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts aufgestellt wird, daß nämlich der Krieg eine Beziehung des Staates zum Staate und nicht eine Beziehung des einzelnen zum einzelnen sei.“²⁾

¹⁾ Périn, Christliche Politik, 1876, S. 709 ff.

²⁾ Périn, a. a. O., S. 710.

Und dieser gewaltige Kulturfortschritt, diese unvergleichliche Errungenschaft soll jetzt wieder neuheidnischem Barbarentum zum Opfer fallen. Warum? Weil liberalistisches, laizistisches Neuheidentum in kurzsichtigem Egoismus und in blinder Selbstherrlichkeit kein Opfer mehr bringen will und die Grundsätze der Gerechtigkeit und der Liebe aus der Politik verbannt.

„Durch die Macht der Ereignisse findet Gott wieder seinen Platz in der Politik, aus der man ihn mit so vieler Anstrengung zu verbannen suchte; und er findet seinen Platz wieder durch die immer klarer werdende Notwendigkeit des Opfers, wenn anders den Gesellschaften Ordnung, Friede und Fortschritt gesichert werden soll.“³⁾ Leider ist dieses Wort Périns ein frommer Wunsch geblieben, aber wahr ist, daß es keinen Frieden gibt ohne Entzagung und Opfer, ohne den Geist der opferbereiten Liebe.

2. Nunmehr haben wir die Frage zu beantworten, wie die neuheidnische Auffassung zu beurteilen sei. Die Grundsätze, die vom christlichen Standpunkt aus für Krieg und Kriegsführung gelten, hat im Sinn der Tradition Augustinus festgestellt, und Thomas von A. hat sie systematisch wissenschaftlich entwickelt.⁴⁾ Was die Kriegsführung betrifft, so bezeichnet Augustinus als verwerflich die Begierde zu schädigen, die Grausamkeit der Bestrafung, einen unversöhnlichen Sinn, die Wildheit der Erhebung gegen den Sieger, die Herrschaftsucht und ähnliche Gesinnungen und Motive. Nach dem heiligen Augustinus und nach dem heiligen Thomas, der sich ganz an Augustinus anschließt, ist also jegliche verkehrte und gehässige Absicht und alle Maßlosigkeit zu verwerfen. Ja, Augustinus sagt, Bergpredigt und Naturrecht harmonisch vereinigend, kurz und schön, der Kriegsführende müsse sein „bellando pacificus“, der im christlichen Sinne Kriegsführende hat in der Hand das Schwert, im Herzen den Friedenswillen. Damit ist zum klaren Ausdruck gebracht, daß die Kriegsführung strengstens das durch die Kriegsnotwendigkeit gegebene Maß einzuhalten hat, es dürfen keine unnötig harten Mittel und Maßnahmen in Anwendung kommen, und die in Anwendung gebrachten Mittel finden in der absoluten Notwendigkeit gleichzeitig Grund und Grenze. Alle und jede Grausamkeit ist verwehrt.

³⁾ Périn, Über den Reichtum, II, 1868, S. 527.

⁴⁾ Schilling, Die Staats- und Soziallehre des heiligen Augustinus, 1910; Die Staats- und Soziallehre des heiligen Thomas v. A., 2. A., 1930.

Daß diesen traditionellen christlichen Auffassungen der Gedanke, den Luftbombenkrieg gegen Unschuldige, gegen friedliche Bürger, gegen wehrlose Frauen und arme Kinder anzuwenden, hohnspricht, braucht kaum konstatiert zu werden. Das Entsetzliche einer solchen Kriegsmethode tritt um so greller zu Tage, nachdem die Überzeugung, daß der Krieg nur von Staat zu Staat, von Militär zu Militär geführt werde, dank den unsäglichen Anstrengungen der Kirche und Gutgesinnter bei allen wirklichen Kulturvölkern zur Herrschaft gelangt war. Um sich der barbarischen Roheit dieses Kulturrückschrittes klar bewußt zu werden, ist es nicht erst nötig, die furchtbaren Wirkungen der Brandbomben und der Gasbomben auszumalen, zumal das in der Presse schon des öfteren geschehen ist.

Man kann nicht einwenden, das Verbot des Luftbombenkrieges, gerichtet gegen die friedliche Bevölkerung, und die Aufrechterhaltung des Grundsatzes, wonach der Krieg von Heer zu Heer geführt wird, seien Halbwahrheiten, man müsse aufs Ganze gehen und den Krieg überhaupt verbieten. Auf dem Papier kann man das allerdings tun. Aber solange die bereits am Anfange erwähnte Voraussetzung nicht auch nur zu einem bescheidenen Teil erfüllt und verwirklicht ist, muß man leider über derartige fromme Wunschbilder der extremen Pazifisten zur Tagesordnung übergehen und die Wirklichkeit und die Wahrheit ins Auge fassen. Das war ja ein Hauptfehler mancher Pazifisten, auch auf christlicher Seite, daß sie so stürmisch, nicht immer gegen Andersdenkende der friedlichen Sprache der Liebe sich bedienend, gleich aufs Ganze gingen und vereinzelt sogar allen Ernstes verlangten, daß das Volk einfach dem ungerechten Angriff und Einfall des Feindes keinen Widerstand im aktiven Sinne leisten, sondern solchem Unrecht nur mit passivem Widerstand begegnen solle. So hofften diese Utopisten den Krieg aus der Welt schaffen zu können! Wir müssen, es bleibt nichts anderes übrig, mit den Tatsachen und den tatsächlichen Möglichkeiten rechnen, und deshalb müssen wir vorläufig noch an den vom heiligen Thomas aufgestellten Grundsätzen, an der von ihm vertretenen Kriegsethik festhalten. Und deshalb müssen wir zunächst unseren flamgenden Protest gegen Versuche richten, den christlichen Grundsatz, wonach der Krieg nur von Staat zu Staat, nur von Heer zu Heer geführt wird, zu beseitigen und ihn durch den heidnisch barbarischen, wonach er von

Volk zu Volk geführt wird, zu verdrängen und zu ersetzen.

Einer Regierung, die mit einem solchen Gedanken auch nur spielte, sollte vom Weltgewissen das Kainszeichen aufgedrückt werden, eine Regierung, die einen solchen Gedanken ernstlich erwägt, wäre noch schlimmer als der erste Brudermörder, denn sie plant hundert- und tausendfachen Mord von friedlichen Bürgern, von wehrlosen Frauen und Kindern. Schon ein derartiger Plan schreit zum Himmel um Rache. Wehe dem Staate, der so weit abirrt vom ewigen Gesetz der Gerechtigkeit und der Liebe, und wehe der Menschheit, wenn sie nicht wie ein Mann diesem Rückfall in die Barbarei rechtzeitig entgegentritt. Freilich schiebt einer die Schuld auf den andern, in gegenseitigem Mißtrauen hält man den andern für fähig, daß er mit dem schrecklichen Beispiel vorangehen und den Gegner zu entsprechender Gegenwehr zwingen werde. Das ist das Proton Pseudos, der verbrecherische Zirkelschluß. Statt daß jeder Staat ehrlich und aufrichtig dem andern die Hand zum Frieden und zur Versöhnung bietet, wie das erst jüngst wieder Deutschland versucht hat, statt dessen starrt alles ringsum in Waffen und, was noch schlimmer ist, verbohrt man sich in blindes Mißtrauen. Wenn die Entwicklung so weiter geht, unterstützt von Freimaurern und von Christusfeinden, dann bedeutet das den Untergang der europäischen Kultur.

Wann und inwiefern fallen die philosophischen Schriften unter das kirchliche Bücherverbot?

Von Prof. Dr. theol. et phil. Albert Sleumer, Studiendirektor i. R.

Es ist begreiflich, daß die kirchliche Oberbehörde in ihrer Hirtensorge um die Unversehrtheit des heiligen Glaubens und der guten Sitten stets ein besonders wachses Auge auf die *philosophischen* Schriften der einzelnen Kulturvölker gehabt hat, weil sich in diesen Geisteserzeugnissen die *Grundlagen einer Weltanschauung* am deutlichsten offenbaren, die dann gegebenenfalls ihrer göttlichen Lehre klar oder versteckt feindselig gegenübersteht. So enthält denn — obwohl nur Werke ab 1600 verzeichnet werden — der amtliche römische Index noch heute eine stattliche Menge von Titeln philosophischer Arbeiten, die teils in lateinischer, teils in deutscher,

französischer, englischer, italienischer oder spanischer Sprache abgefaßt sind. Die meisten dieser Werke sind von der bis zum 25. März 1917 in Tätigkeit gewesenen Indexkongregation, andere von der Congregatio Sancti Officii und einige wenige auch durch eigene päpstliche Erlässe verboten worden. Zu den letzterwähnten gehören eine Reihe von Schriften des im Jahre 1893 in Bad Kreuth verstorbenen Priesters und Philosophen Jacob Frohschammer, der schon im Jahre 1863 in München als Universitätslehrer von seinem Amte suspendiert worden war.

Wir werden hier zunächst alle jene Philosophen nennen, die vor dem Jahre 1800 indiziert wurden, als dann mit Angabe der erfolgten *letzten* Verurteilung die Namen jener, die nach 1800 auf den Index kamen. Im dritten Abschnitte sollen dann die Bestimmungen des Kirchlichen Rechtsbuches von 1918 angeführt werden, die für die Beurteilung jener philosophischen Geisteserzeugnisse maßgebend sind, deren Urheber nicht eigens in dem Indexverzeichnisse genannt werden.

I. Ältere Philosophen bis zum Jahre 1800.

Es wurden unter Angabe der einzelnen Titel verboten: Werke von Bayle, Bajus, Cudworth, D'Alembert (zwei Schriften), D'Argens (fünf Schriften), Descartes (sieben Schriften), D'Holbach (acht Schriften), Dupin (mehrere Schriften), Diderot, Mirabeau, Montesquieu, Locke, Hobbes, Rousseau, Malebranche, Mirabaud, Spinoza und Voltaire (über fünfzig Schriften, in der Zeit von 1752 bis 1804, von denen viele unter allerlei Decknamen herauskamen, ähnlich wie es sich in unseren Tagen bei dem als Vitandus exkommunizierten Priester Josef Turmel wiederholte).¹⁾ — Außerdem sind mehrere „Wörterbücher“ = Konversationslexika oder Enzyklopädien von Voltaire, Diderot, D'Alembert sowie auch ein „Recueil de diverses pièces sur la philosophie“ (1742) von Leibniz, Newton und Clarke verboten worden. — Es sei hier gleich beigefügt, daß im Jahre 1873 auch das „Grand Dictionnaire universelle“ von Pierre Larousse und im Jahre 1891 die philosophische Zeitschrift „L'Initiation“ verurteilt wurden.

Von Giordano Bruno (1600) und von Thomas Hobbes (1703) wurden alle Werke verboten.

¹⁾ Näheres darüber in meinem Index Romanus, 9. Auflage, Osnabrück 1934 (Verlag von J. Jonscher), S. 205.

II. Neuere Philosophen mit dem Jahre der Verurteilung.

1. Deutschland.

Buhle, Johann: Geschichte der neueren Philosophie (1828); Carové, Friedrich Wilhelm: mehrere Werke (1835/36); Friedrich II. von Preußen: Oeuvres du philosophe de Sans-Souci (1760); Frohschammer, Jacob: sieben Werke, davon drei durch päpstlichen Erlaß vom Jahre 1862 (1857/73); Gaspar, Franz: Der Vernunftstaat (1884); Günther, Anton: neun Werke (1857); Hermes, Georg: zwei Werke (1835/36); Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft (1827); Knoodt, Peter: Schrift über Anton Günther (1859 und 1881); Lasaulx, Ernst von: vier Werke (1856/61); Pufendorf, Samuel von: mehrere Schriften (1692/1753); Thürmer, Josef Alois: Die Filosofie ohne Schleier, allen, die ihr gern ins Auge blickten; mit einer Erklärung der Kunstwörter (1854); Veith, Johann Emanuel: Philosophisches Taschenbuch (1857).

2. Frankreich.

Bergson, Henri: drei Werke (1914); Bordas-Demoulin: Mélanges philosophiques et religieux (1866); Chabauty, E. A.: vier Schriften (1896); Condillac, Etienne de: ein Werk (1836); Condorcet, M.-J.-Antoine-Nicolas de: ein Werk (1827); Damiron, Jean-Philibert (1834); Delmont, Théodore (1889); Ferri, Louis (1874); Hilaire de Paris (1894); Laberthonnière, Lucien (1906); Lamennais, Hugues-Félicité-Robert (1834/46); Michel, Louis de Fignanières (1860); Proudhon, Pierre-Joseph: Opera omnia (1852); Raynaud, Jean (1865); Simon, Jules (1857); Villers, Charles (1817; er schrieb auch über die Philosophie Kants).

3. Italien.

Borelli, Giambattista (1882); Bulgarini, G. B. (1885; Verteidigungsschrift für Rosmini); Bonucci, Francesco (1855); Caverni, Raffaelo (1878); De Dominicis (1874; Schrift über Galilei und Kant); De Rosa Luigi (1898); Ellero, Pietro (1877); Barilli, Giuseppe (1875); Franchi, Ausonio (1852/55); Gioberti, Vincenzo: Opera omnia (1852); Lomonaco, Francesco (1808); Lonigo, Antonio (1870); Mamiani della Rovere, Terenzio (1838/85); Mamone, Domenico (1819); Rosmini (1849); Siciliani, Pietro (1881/82); Spaventa, Bertrando: Opera omnia philosophica (1876); Tommaseo, Niccolò (1842; auch die von ihm herausgegebenen Werke Savonarolas); Vera, Augusto (1876; er schrieb in französischer Sprache, und alle seine Schriften wurden verurteilt).

4. Spanien.

Boronat-Sanz (1922); Lasplasas, Francisco (1911/13; fünfzehn Werke); Vianna, Pedro Amorim (1866); Vigil, Francisco (1853/64).

5. Belgien.

Goblet d'Alviella, Eugène (1893); Tiberghien, Guillaume (1845/81); Vercruyse, François (1876).

Während die genannten Schriften durch ihre ausdrückliche Erwähnung im Index librorum prohibitorum leicht als verboten zu erkennen sind, werden eine große Menge von anderen philosophischen Arbeiten durch die weit bedeutsameren *Allgemeinen Indexregeln* betroffen. Dazu gehören — um nur *deutsche* zu nennen — Geisteserzeugnisse von Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Oken, Baader, Schopenhauer, v. Hartmann, Herbart, Fechner, Feuerbach, Dühring, Häckel (Plate, Oswald, Büchner), Lassalle (eigentlich: Feist Lasal), Marx, Stirner (eigentlich: Kaspar Schmidt), Nietzsche, Eucken, Steiner, Messer nebst vielen anderen aus dem deutschen oder fremdsprachlichen Gebiete, von denen *kein einziger mit Namen* in der Indexliste verzeichnet steht, mögen sie auch zum Teil weit verderblichere Schriften verfaßt haben als die erstgenannten Männer.

III. Grundsätzliche Stellung des Indexgesetzes zu den religionsfeindlichen oder den den katholischen Glauben verneinenden Philosophen.

Auf alle jene Schriftsteller, die soeben gekennzeichnet wurden, ohne daß sich ihre Namen im Index selber zeigen, finden die wichtigen Allgemeinen Indexregeln Anwendung. Es kommen hier die folgenden Bestimmungen des Kirchlichen Rechtsbuches in Betracht:

A. Can. 1398, wo es heißt: „Das Bücherverbot bewirkt, daß ein Buch nicht ohne gehörige Erlaubnis herausgegeben, aufbewahrt, verkauft, übersetzt noch auch auf irgend eine Weise anderen mitgeteilt werden darf.“ Dieser letzte Teil des Satzes schließt es aus, daß durch einen Indexberechtigten — etwa im Hörsaal — das fragliche Werk *vorgelesen* werden dürfte, wie das nach der Konstitution Leo XIII. „Officiorum et munera“ vom Jahre 1896/97 noch möglich war.

B. Can. 1399, wo es im Hinblick auf unseren Zweck heißt:

„Von Rechts wegen werden (in der soeben erwähnten Art) verboten:

1. . . .

2. Bücher irgendwelcher Schriftsteller, die für die Irrlehre oder Kirchentrennung rechtfertigend eintreten oder welche die Grundlagen der Religion auf irgend eine Weise zu zerstören trachten.“ — Unter „Religion“ ist an dieser Stelle nach den Erklärern die natürliche, nicht die geoffenbarte Religion zu verstehen. Demnach wären als Grundlagen der Religion u. a. das Dasein Gottes, das Vorhandensein einer sittlichen Weltordnung, die Unsterblichkeit der Seele . . . zu bezeichnen.

3. „Bücher, welche die Glaubens- und Sittenlehre (der katholischen Kirche) absichtlich angreifen.“ — Mit Absicht oder Vorbedacht greift ein Buch diese Werte an, wenn die verkehrte Gedankenrichtung die ganze Schrift oder doch einen beträchtlichen Teil derselben beherrscht.

4. „Bücher irgendwelcher Nichtkatholiken, die ausdrücklich (d. h. dem Hauptinhalt nach) von der Religion handeln, außer wenn es feststeht, daß in ihnen nichts (d. h. nichts Erhebliches) gegen den katholischen Glauben enthalten ist.“ — Es leuchtet ein, daß hier der Begriff „Religion“ auch die geoffenbarten Wahrheiten, desgleichen Fragen der Sittenlehre, der Schriftauslegung und des Gottesdienstes (manche fügen noch bei: auch des Kirchenrechtes und der Kirchengeschichte) umfaßt. Der Umstand etwa, daß man im Besitze katholischer Gegenschriften ist, vermag die Lesung jener Bücher nicht zu rechtfertigen. Das Verbot ist vielmehr unbedingt, so lange man sich nicht die ausdrückliche Erlaubnis erwirkt hat, Indexbücher zu bewahren und zu lesen.

5. . . .

6. „Bücher, die irgend etwas aus den katholischen Glaubenssätzen angreifen oder verspotten, die ferner die vom Apostolischen Stuhle verurteilten Irrtümer (vgl. Syllabus u. s. w.) in Schutz nehmen.“

Außer diesen Bestimmungen muß hier mit Rücksicht auf die philosophischen Werke noch erwähnt werden:

C. Can. 1405, § 1: „Selbst wenn jemand die Erlaubnis zum Lesen verbotener Bücher erhalten hat, wird er doch auf keine Weise vom *naturrechtlichen Verbote* befreit, solche Bücher zu lesen, sobald sie ihm eine *nächste Gefahr für seine Seele* bereiten.“ — Man darf sich also niemals auf die erhaltene Indexerlaubnis berufen, wenn man sich durch ihre Benutzung leicht einer schweren Versündigung, sei es infolge von Willensschwäche, sei es wegen drohenden Rückfalls in frühere Todsünden, aussetzen würde.

D. Can. 2318, § 1, der besagt: „In die dem Apostolischen Stuhle in besonderer Weise vorbehaltene Exkommunikation fallen ohne weiteres (ipso facto) jene, die Bücher veröffentlichten von Abtrünnigen, Irrgläubigen, Kirchengetrennten, in denen der Glaubensabfall, die Irrlehre, die Kirchentrennung gerechtfertigt wird, ebenso jene, die solche Bücher oder andere, welche unter Namensnennung durch Apostolisches Schreiben verboten sind, verteidigen oder sie wissentlich ohne die gehörige Erlaubnis lesen oder bewahren.“

Nach Darlegung dieser Grundfragen wird es für jeden Einsichtigen feststehen, daß durch diese Verurteilung in überaus großem Umfange philosophische Schriften betroffen werden. Weder nötig noch möglich war eine namentliche Aufführung aller im einzelnen für die kirchliche Oberbehörde. Jene Bestimmungen des Kirchlichen Rechtsbuches sind klar und umfassend genug. Selbstredend könnte erst recht kein Privatmann eine Liste der vielen hundert Schriften aufstellen, die möglicherweise noch unter *die verbotenen* zu rechnen wären; sind sich doch fast niemals, besonders unter den Gebildeten, auch nur drei Menschen über den Wert oder Unwert des gleichen Buches einig! — Der gebildete, gewissenhafte Katholik, welcher von jenen verdächtigen oder auch sicher verbotenen Schriften des öfteren einige lesen muß, wird sich eben rechtzeitig die kirchliche Erlaubnis dazu erbitten. Wie er dies im einzelnen zu machen hat, kann er aus meinem „Index Romanus“, neunte Auflage, S. 118 f., ersehen.

Hat sich die Methode Smulders bewährt?

Eine Zusammenstellung von *Studienrat Dr. Heilweck, Landau, Pfalz.*

Professor Knaus in Graz hat seine Entdeckungen über die periodische Unfruchtbarkeit des Weibes im Jahre 1929 der Öffentlichkeit übergeben; die im Ergebnis gleichen Forschungen des japanischen Professors Ogino wurden in Deutschland im Jahre 1930 bekannt; die erste Auflage des für die praktische Anwendung grundlegenden Werkes von Smulders über die periodische Enthaltung in der Ehe (Verlag Manz in Regensburg) erschien im Jahre 1931. Die damals von anderer Seite vorgebrachten Bedenken waren hauptsächlich biologischer Art: man wollte abwarten, wie sich die neuen Entdeckungen in der Theorie und Praxis bewähren

würden. Nachdem inzwischen einige Jahre verflossen sind, ist heute sicherlich der Zeitpunkt gekommen, an dem man eine Rückschau halten und die gesammelten Erfahrungen prüfen kann. Es ist nun sehr erfreulich zu sehen, daß die medizinische Wissenschaft ihre anfänglichen Bedenken fast auf der ganzen Linie hat fallen lassen. Zahlreiche Forscher des In- und Auslandes haben sich für Smulders erklärt und seine Methode in der Theorie und Praxis bestätigt gefunden. Der Münchener Gynäkologe Dr Albrecht hat in einer Festnummer der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ vom 27. Oktober 1933 eine Überschau über diese Frage gegeben; er erhebt zwar noch einige Bedenken bezüglich der absoluten äußersten Berechenbarkeit in allen Fällen (die nirgends behauptet wird), muß aber zugestehen, daß das biologische Gesetz als solches heute feststeht und daß er selbst seinen diesbezüglichen Widerstand aufgegeben hat. Es würde in dieser Zeitschrift zu weit führen, die medizinischen Einzelforschungen anzugeben, die inzwischen dieses Gesetz bestätigt haben; es würde auch zu weit führen, von allen erreichbaren praktischen Erfahrungen zu berichten, die in dieser Frage gemacht wurden. Es möge genügen, einige medizinische Autoritäten hierzu sprechen zu lassen.

Knaus selbst kann im „Zentralblatt der Gynäkologie“, Nr. 24, Juni 1933, seine früheren Behauptungen voll aufrecht halten, an Tabellen von verblüffender Überzeugungskraft nachweisen und alle Einwände glaubhaft widerlegen. Bezeichnenderweise erklärt er auch Niedermeyers Beschränkung der unfruchtbaren Tage auf den 20. bis 25. Tag des „regelmäßigen“ Zyklus als absolut willkürlich und jeder sachlichen Grundlage entbehrend. Knaus faßt dann seine bisherigen Erfahrungen zusammen in den Worten:

„Gibt es noch eine exaktere Art des Nachweises der für jeden nur annähernd regelmäßigen Zyklus errechenbaren physiologischen Sterilität des Weibes? Ich verfüge heute bereits über eine ansehnliche Reihe von Fällen, bei denen nach Kohabitationen nur in der Zeit physiologischer Sterilität *viele Monate und Jahre lang* Schwangerschaft unterblieben und nach der *ersten* Kohabitation in der fertilen Zeit sofort Konzeption eingetreten ist. Die zahlreichen Nachrichten über die praktischen Auswirkungen, welche die Entdeckung der physiologischen Sterilität des Weibes für die Geburtenregelung in den verschiedensten Ländern der Welt zur Folge hatte, berechnigen mich zu der Feststellung, daß heute schon viele Tausende von Frauen auf diesem ganz natürlichen Weg den Eintritt von Schwangerschaft verhüten. Diese Last von Beweismaterial macht es eigentlich überflüssig, noch auf irgend einen Einwand zu antworten, der gegen das Bestehen der periodisch auftretenden Unfruchtbarkeit des Weibes

erhoben wurde. Nur das Bedürfnis nach Vollständigkeit in der Erwiderung auf die meine Lehre kritisierenden Arbeiten veranlaßt mich noch auf einzelne, bisher unbesprochen gebliebene Veröffentlichungen zurückzukommen.“

In seinem neuesten Buch „Die periodische Fruchtbarkeit des Weibes“ (Verlag Maudrich, Wien, Mai 1934, M, 15.—) bringt Knaus den zusammenfassenden, wissenschaftlichen, lückenlos geschlossenen Beweis für die Richtigkeit der Methode. Für die Praxis verlangt er sogar weniger Enthaltungstage als Smulders, so daß man die Methode Smulders als hinreichend vorsichtig bezeichnen muß.

Smulders, dessen Methode und Buch inzwischen in mehreren Sprachen weiteste Verbreitung gefunden hat, läßt in der siebten holländischen Auflage die letzten Bestätigungen ausführlich zu Wort kommen. Aus Hunderten von Bestätigungen wählt er 61 besonders kontrollierte Fälle aus und bespricht sie in allen Einzelheiten, wobei die Anwendung der periodischen Enthalzung in drei, zwei und anderthalb Jahren zum *völligen Erfolg* führte, auch in medizinisch streng indizierten Fällen. Die ausführliche Beschreibung umfaßt ungefähr 100 Seiten des Buches.

Im Juni 1933 erschien aus der Miller-Clinic in Hobart (Amerika) eine Arbeit von *Miller, Schultz und Anderson* über „The Conception Period in Normal Adult Women“. Außer der theoretischen Bestätigung von Ogino-Knaus wird die Smulderssche Methode durch Beobachtung in 97 Fällen (Frauen von zwölf verschiedenen Zyklusformen und acht verschiedenen Nationalitäten) ohne einen einzigen Mißerfolg auch experimentell als richtig erwiesen. Privat teilte Prof. Miller im Juni 1933 mit, daß seine Erfahrungen bereits 1429 Fälle umfassen. Unter seinen Beobachtungen findet sich auch ein Fall, in dem die unfruchtbaren Tage (im Einklang mit Smulders) durch elf Jahre beobachtet worden waren; eine einzige Abweichung führte sofort zur Schwangerschaft.

Der amerikanische Frauenarzt Dr Leo *Latz* von der Loyola-Universität in Chicago hat alle medizinischen und moralischen Fragen der Methode Smulders in einem prächtigen Büchlein volkstümlich und klar für weiteste Volkskreise verarbeitet. Es trägt den Titel: The Rhythm of Sterility an Fertility in Women (Verlag: Latz Foundation Republic Building Chicago Illinois). Die mir vorliegende Ausgabe vom Mai 1934 ist seit dem Jahre 1932 bereits die vierte Auflage und erscheint im 60. Tausend. Das Büchlein ist mit kirchlicher Druckgenehmigung und

mit einer empfehlenden Einleitung des Jesuitenpaters Reiner versehen, der ebenfalls als Professor an der Loyola-Universität in Chicago wirkt. Das Büchlein ist in mehrfacher Hinsicht lehrreich; einmal, weil der Verfasser aus seiner Praxis von zwei außergewöhnlichen, erfreulichen Fällen von beabsichtigter Fruchtbarkeit berichten kann (S. 52):

„Diese Kenntnis befähigt die Eheleute in erster Linie, die Tage herauszufinden, an denen die größte Wahrscheinlichkeit einer Empfängnis besteht: es ist der 14. bis 16. Tag vor der demnächst erwarteten Monatsregel. Solche, die sich nach Kindern sehnen, können Enttäuschungen beheben, die manchmal schon seit Jahren bestehen, indem sie die Anweisung des ‚Rhythm‘ befolgen. Es sei uns vergönnt, dies aus unserer eigenen Praxis zu erläutern: Ein Ehepaar war elf Jahre lang kinderlos. In seiner Sorge um Nachkommenschaft versuchte es, ob nicht die Rhythm-Methode ihm helfen könne. Die für die Empfängnis günstigste Zeit wurde dem Paar nach den Grundsätzen meines Buches herausgesucht. Sie befolgten die Anweisung und die Frau wurde schwanger. In einem anderen Fall war ein Paar nahezu sechs Jahre kinderlos. Durch Befolgung unserer Anweisung wurde sein Wunsch nach einem Kind erfüllt.“

Lehrreich ist das Büchlein auch, weil es Mißerfolge oder Versager zugibt (S. 70):

„Als gut über 30.000 Exemplare des ‚Rhythm‘ verkauft waren, waren acht Beschwerden eingelaufen, daß die Methode ‚nicht funktioniert‘, also eine Beschwerde auf je 4000 verkaufte Bücher. Bei jeder näheren Nachprüfung des berichteten Versagers konnte aber, soweit Antwort gegeben wurde, festgestellt werden, daß die Anweisungen meines Buches nicht befolgt worden waren. Obwohl dieser negative Beweis nicht schlüssig ist, ist er doch bezeichnend: Man muß vernünftigerweise annehmen, daß, wenn die Methode ganz wertlos wäre, die Büros der Latz Foundation hätten überschwemmt werden müssen mit Beschwerden von enttäuschten Benutzern des Buches, von ihren Ärzten, Geistlichen u. s. w.“

Ganz besonders lehrreich ist das Büchlein auch in den Berichten über seine Erfolge (S. 71):

„Positive Bestätigungen von erfolgreicher Anwendung der Methode empfangen wir fast jeden Tag. Die überzeugendsten Beweise, über die die Latz Foundation verfügt, sind die Kontroll-Kalender, die uns Eheleute eingesandt haben. Wir haben einige bezeichnende Fälle ausgewählt und veröffentlichten sie hier in der Form von bequemen Tabellen.“

In einer Abhandlung, die in „Saint Luc Médical“ 1933, Nr. 3 erschienen ist, bespricht der gelehrte katholische Frauenarzt Dr Guchteneere (Brüssel) mit großer Anerkennung dieses Buch von Dr Latz. Ebenso lobt und bestätigt er in den ehrendsten Ausdrücken die sechste holländische Auflage des Werkes von Smulders, das durch seine vollständige Umarbeitung und Vergrößerung und durch die Mitarbeit von Dr Holt zu einem hervorragenden wissenschaftlichen Werke gediehen sei. Zuletzt be-

spricht Dr Guchteneere das Buch von *J. E. Georg*, Eheleben und Kindersegen (Verlag Adolf Otto Czerny, Prag I., kart. M. 3.—, S 7.—, geb. M. 4.50, S 9.—, auch tschechisch erschienen bei Kuncir, Prag), und röhmt neben seiner Klarheit und seinem reichen und richtigen Inhalt vor allem die sozialen Ausblicke, die der Verfasser über die neuen Erkenntnisse und über die gesamte Ehefrage gebe. (Das wirklich wertvolle Buch von Georg ist im August 1934 deutsch und tschechisch in dritter Auflage erschienen und mit dem Imprimatur des erzbischöflichen Ordinariats Wien versehen. Es hat den besonderen Vorzug, daß es die Methode Smulders nicht nur klar und taktvoll darstellt, sondern sie als Teilfrage in das ganze Fragengebiet der katholischen Eheauffassung fein und edel hineinverarbeitet und hineingebettet hat, und zwar in Ausführungen, deren gepflegte Sprache kostbares Gedankengut enthält.)

Der gleiche Dr Guchteneere schließt eine ausführliche wissenschaftliche Abhandlung über den „zyklischen Wechsel der weiblichen Fruchtbarkeit“, die als Anhang der französischen Ausgabe von Smulders beigegeben ist (Verlag Letouzey, Paris) und die eine Menge von auffallenden Bestätigungen enthält, mit folgenden Worten:

„Aus der Gesamtheit dieser Beobachtungen, zu denen noch jene anderer Verfasser kommen, folgt, daß bei der gesunden Frau die Empfängnis in jedem Zyklus nur an einer begrenzten Zahl von Tagen möglich ist, deren Fälligkeit unveränderlich ist in Beziehung zur nächstfolgenden Monatsregel. Diese Theorie, die zuerst von Ogino verfochten wurde, beruht auf fester physiologischer Grundlage. Sie wird bestätigt durch das Studium des Genitalzyklus der entsprechenden Tiere und durch die klinische Beobachtung. Der Zukunft wird es vorbehalten sein, die Widersprüche zu beheben, die noch zwischen dem Zeugnis der Klinik und der Auslegung gewisser Erfahrungen und Beobachtungen physiologischer Ordnung bestehen.“

Dies waren nur einige wenige Zeugnisse aus vielen. Eine weitere Fülle von theoretischen und praktischen Bestätigungen finden sich zusammengestellt in dem reichen Literaturverzeichnis der oben erwähnten Neuauflage des Buches von *J. E. Georg*.

Aus allem ergibt sich, daß heute die Methode Smulders „so vertrauenswürdig ist, wie nur irgend ein physiologisches Gesetz es sein kann“ (Guchteneere) und daß es ein großes Unrecht an unsterblichen Menschenseelen wäre, wollte man die Methode weiterhin blindwütend bekämpfen oder sie ohne eingehendes Studium weiterhin als unsicher und sittlich anrüchig verdächtigen und so den Rettungsring vernichten, den offenbar die göttliche Vorsehung auf dem stürmi-

schen Meer unserer Gegenwart so vielen Menschen zu geworfen hat, die in Sünde und Not ertrinken. Jeder Seelsorger sollte gelegentlich im Beichtstuhl und — um schon der ersten Sünde vorzubeugen — in gebührend vorsichtiger Weise auch im Brautunterricht auf diesen Ausweg hinweisen. Unmittelbar für diesen seelsorgerlichen Zweck ist bearbeitet das Büchlein: *Petermann, Naturtreue Ehe, Ein Ausweg aus ihrer Gewissensnot* (Verlag Manz, Regensburg, M. —.30). Das Büchlein will dem Seelsorger und dem Beichtvater die unmögliche Aufgabe abnehmen, eine mündliche Belehrung über die Methode Smulders geben zu müssen. Es enthält in seinem dritten Teil eine allgemein verständliche, knappe und doch hinreichende Einführung in die neuen Berechnungen. Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, hat der Verfasser zwei Kapitel über den Wert und über die Bedrängnis der naturtreuen Ehe vorausgeschickt, in denen er mit tiefem sittlichem Ernst und mit seelsorgerlicher Wärme die katholische Lehre über den Wert des Kindes und über die Fluchwürdigkeit der Ehesünden darlegt und überleitend nachweist, daß die neue Methode keinen Bruch mit der bisherigen Praxis bedeutet und daß sie nicht der hemmungslosen Genußsucht dienen, sondern nur aus tiefer Not helfen will und zu diesem Zwecke und in dieser Weise stets als erlaubt gegolten hat.

Freilich muß man sich vor jener geräuschvollen und taktlosen Propaganda hüten, die der guten Sache in einigen Fällen bereits empfindlichen Schaden zugefügt hat. Andererseits dürfen wir in der Verbreitung auch nicht allzu schüchtern sein. Schon schickt sich die Gegenseite auf ihre Weise dazu an. Wenn wir die Verbreitung nicht selbst in die Hand nehmen und auf unsere Weise betätigen, dann wird es gehen wie mit der geschlechtlichen Aufklärung der Jugend: sie wird dann durch die Gasse und durch die Gosse erfolgen.

Die Methode Capellmann hat man jahrzehntelang geduldet und empfohlen, obwohl sie sehr bald fragwürdig erschien und heute als unrichtig erwiesen ist. Die Enttäuschung hierüber darf wohl zur Vorsicht mahnen, aber nicht zur bedingungslosen Ablehnung aller neuen Lösungsversuche. Wie oft erleben wir es in der Technik, daß ein Problem zuerst als unmöglich abgetan wird, daß die Verwerfung sich durch falsche Lösungen scheinbar bestätigt, bis dann auf einmal die richtige Lösung aufleuchtet und ihren Siegeszug über die Welt antritt.

In unserer Frage ist offensichtlich die richtige Lösung nun endlich gefunden. Die Methode Smulders fährt nicht wie ihre Vorgängerinnen mit der Stange im Nebel herum, sondern beruht auf sicheren theoretischen Grundlagen und hat sich in der Praxis reichlich bestätigt. Fehlergebnisse werden wohl eintreten müssen bei Rechenfehlern oder bei ungenauer Anwendung oder auch bei plötzlichen unerwarteten Sprüngen der physiologischen Regelmäßigkeit. Diese sind jedoch nur in beschränktem Rahmen möglich und können in vielen Fällen mit moralischer Sicherheit ausgeschlossen sein. In vielen anderen Fällen (Krankheit, Unfall und dergl.) können solche außergewöhnliche Schwankungen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorausgesehen und durch genaue Beobachtung der entsprechenden Anweisungen von Smulders, Georg u. s. w. unwirksam gemacht werden.

Besorgte Bevölkerungspolitiker brauchen nicht zu befürchten, daß durch die Verbreitung der Methode der Bevölkerungszuwachs weiter sinken wird. Jeder Seelsorger, der die furchtbare Ehenot unserer Tage kennt, weiß, daß dieser ohnedies sinkt, aber auf sündhafte Weise. Die neue Methode wird wohl die Zahl der Sünden mindern helfen, aber trotz ihrer biologischen Wirksamkeit die Zahl der Kinder kaum beeinträchtigen. Sie wird eine Erlösung sein nicht nur für viele Ehen in Not, sondern auch für alle Beichtväter, die es gewissenhaft nehmen mit ihrem heiligen Amt und mit der wahrlich ernsten Drohung, mit welcher der Heilige Vater in seinem Rundschreiben die Beichtväter vor jedem nachgiebigen Mitverschulden gewarnt hat unmittelbar im Anschluß an den Abschnitt über den Mißbrauch der Ehe. Weiteste, in der richtigen Weise erfolgte Verbreitung wäre deshalb keine Gefahr, sondern ein gutes Werk. Smulders besitzt ganze Stöße von Briefen, in denen ihm Frauen mit Ergriffenheit danken für diese Befreiung aus schweren Seelenkämpfen.

Gegen eine schrankenlose, genußgierige und unrechtfertigte Anwendung trägt die Methode in sich selbst einen mächtigen Schutz: Für den außerehelichen Gelegenheitsverkehr ist sie ihrem ganzen Wesen nach nicht geeignet, schon weil sie eine monatelange Vorbeobachtung erfordert. In der Ehe selbst verlangt auch sie von den Eheleuten das Opfer der Selbstbeherrschung, das je nach der Lage des Falles sogar ein sehr fühlbares Opfer werden kann; und nur Eheleute von sittlichem

Ernst werden sich zu ihrer Anwendung entschließen. Der Japaner Ogino z. B. wagt nicht seinen Lesern dieses Opfer zuzumuten, sondern gibt nur darüber seiner Freude Ausdruck, daß wenigstens für einen Teil des Monats die schädlichen Verhütungsmittel überflüssig geworden sind. Allerdings verlangt die neue Methode kein Heldentum, wie dies bei der vollkommenen ehelichen Enthaltung oft der Fall war, sondern ist allen möglich, die guten Willens sind. Sollten wir uns darüber nicht von Herzen freuen dürfen?

Pastoralfälle.

(Katholische Beerdigung eines Nichtkatholiken.) Der Missionär Leo wird auf der Straße von einem Manne und einer Frau angehalten, die erklären, sie wollten katholisch werden. Insbesondere die Frau erklärt nachdrücklich, das Sündenleben müsse nun ein Ende nehmen. Leo erfährt, daß beide einer der vielen am Ort vertretenen protestantischen Sekten angehören und miteinander im Konkubinat leben. Der Missionär bestellt sie für nachmittags ins Pfarrhaus, erwartet sie aber vergebens. Nach einigen Tagen erscheint der Mann und erzählt, seine Frau sei an jenem Tage plötzlich erkrankt und ins Krankenhaus eingeliefert worden, ohne daß jedoch die Ärzte den Zustand für gefährlich gehalten hätten. Gestern sei plötzlich eine Verschlimmerung und der Todeskampf eingetreten. Im Sterben habe die Frau gebeten, den Missionär zu rufen, aber ehe das geschehen konnte, war sie schon tot. Er bittet, sie katholisch zu begraben.

Der Missionär hält den Bericht für glaubwürdig und beerdigt die Frau. Er befürchtet zwar Anstoß und Hetze auf Seite der Protestant, wenn er jemand beerdigt, der als Mitglied ihrer Konfession gelte, kann aber infolge gewisser Umstände den Ordinarius nicht befragen und begnügt sich damit, zur Besichtigung des Anstoßes am Grabe sowie am nächsten Tag in der katholischen Schule die Lage des Falles darzulegen mit der Bitte, die Katholiken möchten das ihren protestantischen Bekannten wiedererzählen.

Von anderen Priestern angegriffen, weil er eine Protestantin beerdigt habe, beruft sich Leo darauf, daß der Frau nach can. 1239, § 3, die kirchliche Beerdigung zustehe, weil sie nicht nur irgend welche, sondern sehr deutliche Zeichen der Reue gegeben habe und mithin dem Wortlaut gemäß von can. 1240, § 1, n. 1, ausgenommen sei. Darauf entgegnen andere Priester, daß sie trotzdem die Frau nicht beerdigt hätten. Die protestan-

tischen Prediger würden den scheinbaren Übergriff weidlich zur Hetze gegen die katholische Kirche ausnützen und der Nachteil würde größer sein als der Vorteil. Die Erklärung, die Leo am Grabe und in der Schule gegeben habe, würde nicht bis zu den Protestanten dringen und das Ärgernis nicht beseitigen.

Zwei Fragen ergeben sich:

a) Hatte die Frau an sich ein Recht auf kirchliche Beerdigung?

b) Ist dieses Recht so gewichtig, daß der Missionär dafür eine gewisse Hetze mit ihren eventuellen Nachteilen — die farbigen Protestanten sind das eigentliche Missionsobjekt — in Kauf nehmen muß, oder entschuldigen ihn Klugheitsrücksichten von der katholischen Beerdigung der Frau?

Der Leib des Getauften ist ein „Glied Christi“, ein „Tempel des Heiligen Geistes“ (1. Kor 6, 15, 19) und als solcher zur Wiedervereinigung mit der Seele in der glorreichen Auferstehung bestimmt. Von dieser dogmatischen Wahrheit aus hat die Kirche seit den ersten Zeiten die Beerdigung der Getauften mit einer religiösen Weihe umgeben. Dieser in der Offenbarung begründete und aus der Glaubensüberzeugung der Kirche entstandene Brauch entsprach auch so völlig dem Wunsche und dem Verlangen der Hinterbliebenen, durch Gebet und Opfer der Seele des Verstorbenen zu Hilfe zu kommen. Ein Mitwirken des Priesters durch sein Gebet an der Leiche wird schon bei Tertullian und Origenes erwähnt. Ebenso weiß Tertullian bereits von einer Verbindung des heiligen Meßopfers mit der christlichen Totenfeier zu berichten. Im 4. Jahrhundert finden sich die kirchlichen Feierlichkeiten des Begräbnisses im wesentlichen schon ähnlich den heutigen: die Überführung der Leiche vom Sterbehaus zur Kirche unter Gebet und Psalmen gesang, der Gottesdienst in der Kirche in Anwesenheit des Leichnams und das Geleite des Leichnams von der Kirche zur Begräbnissstätte. Im can. 1204 des Kodex wird der Inhalt des Begriffes „kirchliches Begräbnis“ in wesentlich gleichem Sinne festgelegt: die Übertragung des Leichnams zur Kirche, die Exequien in Gegenwart des Leichnams in der Kirche und die Beisetzung an dem von der Kirche bestimmten, d. i. geweihten Orte. An heiligem Orte soll der geheilige Leib des Christen ruhen als ein Samenkorn der künftigen glorreichen Auferstehung; auf einem „Gottesacker“, wie eine glaubensfrohere Zeit den Friedhof so sinnvoll zu bezeichnen pflegte.

Die kirchliche Begräbnisfeier mit ihren zahlreichen Gebeten und Zeremonien soll zweifellos auch zum Troste der Hinterbliebenen wie zur Erbauung der christlichen Gemeinde dienen. Aber mehr noch spricht fast aus jeder Zeile des Textes

und der Rubriken des Beerdigungsritus die Absicht der Kirche, der Seele ihres verstorbenen Kindes in wahrhaft mütterlicher Weise Beistand und Hilfe zu gewähren. So wird die kirchliche Beerdigung zugleich zu einer feierlichen Bekundung der lebendigen Gemeinschaft zwischen dem Verstorbenen und der Kirche. Wenn aber das, dann kann ein kirchliches Begräbnis nur für jene in Frage kommen, die zu ihren Lebzeiten in dieser lebendigen Gemeinschaft mit der Kirche gestanden und sich bis zum Augenblicke ihres Hinscheidens dieser Gemeinschaft wenigstens nicht unwürdig gemacht haben. Als nicht zur Gemeinschaft der Kirche gehörig sind nach can. 1239, § 1, von vornherein alle Ungetauften vom kirchlichen Begräbnis ausgeschlossen. Eine Ausnahme wird im § 2 für die Katechumenen gemacht, die ohne eigene Schuld der Taufe vor ihrem Tode beraubt geblieben; diese sind, weil durch ihr Verlangen bereits zur Kirche gehörig, in dieser Hinsicht den Getauften gleichzustellen. Allen Getauften aber ist das kirchliche Begräbnis zu gewähren, „so weit sie desselben nicht etwa ausdrücklich vom Rechte aus beraubt sind“ (§ 3). Mit dieser einschränkenden Klausel sind alle jene Getauften zusammengefaßt, die sich der kirchlichen Gemeinschaft unwürdig gemacht oder sich mit freier Entschließung von ihr losgesagt haben: Apostaten, Häretiker, Schismatiker, Freimaurer und ähnliche Sektierer; Exkommunizierte und Interdizierte nach Fällung des Urteilsspruches; Selbstmörder; Duellanten; solche, die ihren Leichnam zur Verbrennung bestimmt haben; endlich auch sonstige öffentliche und notorische Sünder (can. 1240, § 1).

Ein solches Gesetz mag beim Fernstehenden vielleicht den Eindruck einer gewissen Härte hervorrufen; dem liberalen Geist wird es immer ein Stein des Anstoßes bleiben. Das wird jedoch die Kirche durchaus nicht hindern, auch in Zukunft an diesen Bestimmungen festzuhalten. Denn das Gesetz ist ganz und gar konsequent, ja es ist von der Rücksicht auf innerste Zusammenhänge zwischen Dogma und Disziplin geradezu gefordert. Wer sich bis zum letzten Augenblicke durch seinen Glauben oder auch durch sein Leben notorisch von der Kirche getrennt gehalten, kann auch nach seinem Tode keinen Anspruch auf eine Gemeinschaft mit ihr besitzen. Seit alten Zeiten galt der Grundsatz: „Quibus viventibus non communicavimus, mortuis communicare non possumus.“

Gewiß soll nicht gelegnet werden, daß die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses eine der schwersten Strafen ist, die die Kirche verhängen kann; zugleich auch eine der empfindlichsten Strafen, wie man immer wieder auch in religiös indifferenten Kreisen beobachten kann; um so mehr, als diese Strafe wie kaum eine andere kirchliche Strafe der breitesten

Öffentlichkeit bekannt zu werden pflegt. Aber hierin gerade zeigt sich auch wieder die liebreiche Milde der benigna mater. Eine kurze, unscheinbare Beifügung in can. 1240, § 1, ist es, und doch von größter Bedeutung für unzählige praktische Entscheidungen: „nisi ante mortem aliqua dederint poenitentiae signa.“ Diese ebenso kurze wie entscheidungsreiche Klausel bezieht sich auf alle Gruppen der Getauften, die in der sogleich folgenden Aufzählung im erwähnten Kanon vom kirchlichen Begräbnis ausgeschlossen werden. So bezieht sich diese mildernde Klausel im neuen Rechte sogar auf die im Duell Gefallenen, die früher durch die Konstitution „Detestabilem“ Benedikts XIV. auch dann vom kirchlichen Begräbnis ausgeschlossen blieben, wenn sie vor dem Tode Zeichen der Reue gegeben hatten. — „Aliqua poenitentiae signa“, eine wahrhaft weitherzige Milde! Es ist keine Rede von einer förmlichen Versöhnung mit der Kirche im äußeren Rechtsbereich; nicht einmal von einer sakramentalen Beichte oder dem ausdrücklichen Verlangen nach einer solchen; nur „irgend welche Zeichen der Buße“! Also genügt schon der (äußerlich kundgegebene) Wunsch zu beichten, den Priester rufen zu lassen, wie jedes andere Zeichen der Bußgesinnung. (Nicht aber würde genügen, daß der bereits Bewußtlose bloß noch die bedingte Losprechung erhalten hat; denn diese kann und soll auch dort gegeben werden, wo kein Zeichen der Buße wahrgenommen werden kann, so lange nicht die Unbußfertigkeit oder die Ablehnung der Gnadenmittel positiv feststeht. Hier dagegen werden irgend welche Zeichen der Buße erforderlich, die demnach äußerlich wahrnehmbar sein müssen.)

Praktisch werden hier weniger Schwierigkeiten bestehen, wo es sich um solche handelt, die in ihrem Leben wenigstens äußerlich in Verbindung mit der Kirche gestanden sind; z. B. um Selbstmörder, Duellanten, öffentliche Sünder u. s. w. Wenn ein solcher irgend welche Zeichen der Buße gegeben hat (wofür nach Ansicht der Autoren auch ein einziger glaubwürdiger Zeuge genügt), dann ist ihm zweifelsohne das kirchliche Begräbnis zu gewähren. Schwieriger ist die Frage bezüglich jener, die von der Kirche notorisch getrennt gewesen, wie der Apostaten, Häretiker, Schismatiker. Wenn sie sich schuldbarerweise von der Kirche getrennt, aber vor dem Tode noch Zeichen der Reue gegeben haben, die ihren Wunsch nach Wiederversöhnung mit der Kirche erkennen ließen, dann wird auch ihnen die kirchliche Beerdigung zu gewähren sein. Allerdings bleibt es, um Ärgernis zu vermeiden, Pflicht des Priesters, die Öffentlichkeit von der vor dem Tode kundgegebenen Sinnesänderung des Verstorbenen in geeigneter Form zu unterrichten. Dasselbe ist in allen Fällen zu beobachten, in denen an und für

sich das kirchliche Begräbnis zu verweigern wäre: soweit nicht die Bekehrung des Verstorbenen schon auf anderem Wege öffentlich bekannt geworden, hat der Priester in kluger Weise, je nach den Umständen des einzelnen Falles, die Öffentlichkeit darüber aufzuklären, warum das kirchliche Begräbnis trotzdem zugestanden werden konnte. Aus demselben Grunde wird man in solchen Fällen im allgemeinen von äußerer Feierlichkeiten (Requiem mit feierlicher Einsegnung, priesterlicher Begleitung des Leichenzuges, Glockengeläute u. s. w.) abzusehen haben. In Zweifelsfällen ist, wenn möglich, die Entscheidung des Ordinarius einzuholen.

Ungleich größere Bedenken werden manchem aufsteigen, wo es sich einfach hin um Andersgläubige handelt, die niemals in der äußeren Gemeinschaft mit der katholischen Kirche gestanden sind. Wenn diese auch Zeichen der Buße gegeben haben, selbst wenn sie förmlich und feierlich Reue über ihre Sünden erweckt haben, so wird man vielleicht entgegenhalten, darin liege noch keine Versöhnung mit der Kirche, nicht einmal der Wunsch einer Rückkehr zur katholischen Kirche. — Dieses Bedenken dürfte wohl unschwer zu widerlegen sein. In der aufrichtigen Reue und dem guten Willen des Andersgläubigen liegt der Wunsch, zur wahren Kirche zurückzukehren, nicht weniger (*implicite*) enthalten, wie in einem Reueakt des schuldbaren Abgefallenen. Dazu kommt, daß die entscheidende Gesetzesstelle ganz allgemein gefaßt ist und, wie schon erwähnt, die mildernde Einschränkung („*nisi ante mortem aliqua dederint poenitentiae signa*“, can. 1240, § 1) sich auf alle dort aufgezählten Gruppen bezieht. Wo aber das Gesetz nicht unterscheidet, haben auch wir nicht zu unterscheiden. Folglich haben alle Andersgläubigen, soweit sie gültig getauft sind, das Recht auf katholische Beerdigung, wo immer die erwähnten Voraussetzungen gegeben sind. — Allerdings: soweit sie gültig getauft sind! Das aber bleibt ja heute oft die Frage. Bekanntlich ist die Taufe bei Andersgläubigen vielfach abgeschafft; in nicht wenigen Fällen, wo sie noch gespendet wird, ist sie offensichtlich ungültig; in den übrigen Fällen häufig mindestens zweifelhaft. Daher soll sich der Priester, wenn er je in die Lage käme, über das kirchliche Begräbnis eines solchen Nichtkatholiken zu entscheiden, nach can. 1240, § 2, wenn eben möglich, an den Ordinarius wenden. Unter den heutigen Verhältnissen wird eine derartige Entscheidung wohl nicht so bald für das kirchliche Begräbnis ausfallen können, schon mit Rücksicht auf das hohe Gut des konfessionellen Friedens wie auf das Ärgernis, das in weiten Kreisen der Katholiken wie der Andersgläubigen zu befürchten wäre.

Nun zu unserem Falle. Wenn der Missionär die Frage zu entscheiden hat, ob der verstorbenen Frau das kirchliche Be-

gräbnis zu gewähren ist, so wird die erste Frage sein: ist die Frau als Getaufte im Sinne des can. 1239 zu betrachten? Die Verstorbene war Mitglied einer protestantischen Sekte. Damit ist keineswegs gesagt, daß sie die Taufe empfangen, und wenn auch, daß sie sie gültig empfangen hat. Der Missionär wird unschwer feststellen können, ob in dieser Sekte die Taufe als notwendig betrachtet und regelmäßig gespendet wird; dann aber auch, ob sie in solcher Weise gespendet wird, daß sie als gültig angenommen werden kann. Eine bejahende Antwort gibt natürlich noch nicht das Recht, auch für diesen Einzelfall die Tatsache und die Gültigkeit der Taufe als erwiesen anzunehmen. Dafür bedarf es eines wirklichen positiven Zeugnisses. Wir werden nicht gerade die Strenge des can. 779 anwenden müssen, der zum Nachweis der Taufe einen „testis omni exceptione major“ fordert. Wenn die Taufe als solche in genügender Weise feststeht (z. B. durch einen Taufschein, durch die Aussage der Umgebung) und ihre Ungültigkeit nicht mit Sicherheit anzunehmen ist, so ist der Betreffende vor dem äußeren Rechtsbereich als Christ zu betrachten, solange nicht die Umstände des Einzelfalles eine größere Sicherheit verlangen. Hat sich der Missionär, wie anzunehmen ist, über diese erste Voraussetzung ein genügendes Urteil gebildet, dann kann die zweite Bedingung im vorliegenden Falle keinem weiteren Zweifel unterliegen. Denn die Verstorbene hat nicht bloß „irgend welche Zeichen der Buße“ gegeben, sie hat vielmehr in einwandfreiester Weise ihren Willen zu erkennen gegeben, sich der wahren Kirche anzuschließen. Nicht nur, daß sie unmittelbar vor ihrer plötzlichen Erkrankung persönlich dem Missionär erklärt hat, katholisch werden und dem Sündenleben ein Ende machen zu wollen; sondern sie hat auch, wie der Mann bezeugt, noch im Sterben nach dem katholischen Missionär verlangt. Doch trat dann der Tod so plötzlich ein, daß ihrem Verlangen nicht mehr entsprochen werden konnte. So kann man wahrlich keine sicherere Voraussetzung für die im Kodex ausgesprochene Vergünstigung verlangen, als sie hier gegeben ist, wo nicht bloß eine stillschweigende Versöhnung mit der Kirche zum Ausdruck kommt durch „irgend welche Zeichen der Buße“, sondern das ausdrückliche, mehrfach kundgegebene Verlangen, sich der wahren Kirche auch äußerlich anzuschließen. Zwar tritt im vorliegenden Falle noch ein anderer Titel hinzu, der die Frau vom kirchlichen Begräbnis ausschließen müßte: sie hat mit dem Manne in einem — vermutlich öffentlichen — Konkubinat gelebt. Aber auch dieses Hindernis hat sie durch ihre kundgegebene Reuegesinnung beseitigt, da sie sogar ausdrücklich dem Missionär erklärte, „das Sündenleben müsse nun ein Ende nehmen“.

Wir dürfen vielleicht noch einen Schritt weiter gehen und sagen: Selbst wenn die Taufe der verstorbenen Frau höchst zweifelhaft, ja überhaupt nicht erfolgt oder ungültig gewesen wäre, bliebe das kirchliche Begräbnis an und für sich noch zu gewähren, indem wir die weitherzige Vergünstigung des can. 1239, § 2, auf sie anwenden. Ob auch mit Recht? — Mancher wird es vielleicht nicht zuzugeben wagen. Trotzdem scheint es durchaus begründet. Wenn die Kirche den Katechumenen, die ohne eigene Schuld nicht die Taufe vor dem Tode empfangen haben, das kirchliche Begräbnis zugesteht, dann will sie die Katechumenen als solche behandelt wissen, die sowohl innerlich durch die Begierdetaufe gerechtfertigt sind als auch äußerlich durch den kundgegebenen Willen, sich der Kirche anzuschließen, in gewissem Sinne der Kirche schon angehören. Diese Voraussetzungen können wir auch in unserem Falle gegeben finden, falls die Frau nicht gültig getauft gewesen. In ihrem Verlangen, katholisch zu werden, das sie dem Missionär gegenüber kundgegeben, wie auch in ihrer Bitte, den Missionär an ihr Sterbebett zu rufen, ist unzweideutig das enthalten, was wir als Begierdetaufe zu bezeichnen pflegen. Darüber hinaus aber dürfen wir die Frau auch formell als Katechumene betrachten, insofern der Missionär ihre Bitte, katholisch zu werden, zustimmend entgegengenommen und die Frau zur Einleitung des Unterrichtes bereits ins Pfarrhaus bestellt hatte. — Abschließend können wir als Antwort auf die erste Frage feststellen: Der Frau ist an und für sich das Recht auf die kirchliche Beerdigung unbedenklich zuzuerkennen.

So hatte auch der Missionär entschieden und dementsprechend die Frau nach katholischem Ritus beerdigt, obwohl er selber schlimme Folgen von Seite der Protestanten befürchtete. Das eben machen ihm manche Mitbrüder zum Vorwurf, daß er gegen die pastorale Klugheit gefehlt habe; die Rücksicht auf die zu erwartenden schlimmen Folgen hätten ihm dieses Vorgehen widerraten müssen. Wer hat da recht gehabt? — Grundsätzlich liegt die Antwort klar: Wo immer ein schwerer Schaden für die Kirche oder für das Heil der Seelen zu befürchten ist, dort müßte die kirchliche Beerdigung eines solchen Verstorbenen unterbleiben. Das um so mehr, als ja die katholische Beerdigung nicht mehr ist als ein kirchliches Sakramentale, das gewiß nicht gering einzuschätzen ist, das indessen gar nichts zu tun hat mit der Entscheidung über das jenseitige Schicksal des Verstorbenen. Jener andere Grund aber, der bei einem verstorbenen Katholiken so sehr ins Gewicht fällt, wo es sich um Gewährung oder Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses handelt — die Rücksicht auf den guten Ruf des Verstorbenen wie auf die katholischen Angehörigen —, dieser Grund fällt ohnehin bei

einem Nichtkatholiken im allgemeinen weg. Darin liegt es begründet, wenn praktisch den verstorbenen Adersgläubigen kein katholisches Begräbnis gewährt zu werden pflegt, auch wenn sie im guten Glauben gelebt haben und durch mehr oder weniger deutliche Zeichen der Buße vor dem Tode an und für sich ein Recht auf ein katholisches Begräbnis erworben hätten. Denn die gegenteilige Praxis würde in den allermeisten Fällen maßlose Hetzereien und Anfeindungen von Seite der Gegner im Gefolge haben, ganz zu schweigen von dem Ärgernis und dem Anreiz zum Indifferentismus für viele weniger unterrichtete Katholiken selber. Ob im Einzelfalle solche Gefahren immer zu befürchten sind, wird nicht immer so leicht zu entscheiden sein. Daher verlangt die Kirche (can. 1240, § 2), daß in Zweifelsfällen die Entscheidung des Ordinarius einzuholen ist. Wo die Umstände das nicht möglich machen, wird der Priester jenes Verhalten wählen müssen, das ihm die Rücksicht auf das Allgemeinwohl nahelegt.

So werden wir im vorliegenden Falle wohl jenen Mitbrüdern des Missionärs rechtgeben müssen, die gegen ein katholisches Begräbnis der verstorbenen Frau gesprochen haben unter Berufung auf die zu befürchtenden Schäden für die Kirche, im besonderen für das Wirken der katholischen Mission in jener Gegend. Der Versuch des Missionärs, diese Folgen durch aufklärende Worte zu verhindern, wird kaum zum gehofften Erfolge führen; höchstens daß dadurch das Ärgernis für die Katholiken verhindert werden kann. Aber die Angriffe und Hetzereien der Protestanten werden dadurch kaum irgendwie zu verhindern sein. — Schließlich bleibt der versöhnliche Ausweg zu erwähnen, der in manchen derartigen Fällen in Erwägung gezogen werden kann: der Priester segne still und ohne jede Feierlichkeit die Leiche ein, was etwa unter dem Vorwand eines Kondolenzbesuches geschehen könnte; im vorliegenden Falle um so leichter auszuführen, als der Mann, der mit der Verstorbenen zusammengelebt, auch selber katholisch werden wollte und zudem ausdrücklich den Missionär ersuchte, die Frau katholisch zu beerdigen.

St. Gabriel, Mödling b. Wien. Prof. F. Böhm S. V. D.

* (**Applikation der drei heiligen Messen zu Allerseelen.**)

Ein Pfarrer schreibt: Ich lese am Allerseelentag die erste heilige Messe auf ein Stipendium ad intent. dantis; die zweite ohne Stipendium ad mentem Summi Pontificis; die dritte ist das feierliche Seelenamt um 10 Uhr für alle Verstorbenen der Pfarrgemeinde, bei dem herkömmlich ein Opfergang gehalten wird. Darf ich dieses Opfer behalten, das eben doch wohl als Stipendium von den Pfarrangehörigen gedacht ist? Darf ich über-

haupt dieses dritte Seelenamt für die Verstorbenen unserer Gemeinde halten oder muß es pro omnibus defunctis sein?

Antwort: Die einschlägigen kirchlichen Vorschriften lassen sich kurz dahin zusammenfassen: 1. Der Priester, der zu Allerseelen drei heilige Messen liest, kann eine heilige Messe nach seinem Belieben applizieren und dafür auch ein Stipendium nehmen, die zwei anderen sind jedoch ohne Stipendium auf ganz bestimmte Intentionen zu applizieren: eine ad mentem Summi Pontificis, die andere pro omnibus defunctis. (Benedictus XV, const. „Incruentum“ 10 aug. 1915. Vgl. Quartalschrift 1915, S. 893 f.)

2. Es ist dem Priester freigestellt, die erste, zweite oder dritte heilige Messe auf eigene Intention, bezw. auf Stipendium zu halten. Die Reihenfolge der Applikationen ist überhaupt vollkommen freigegeben; aber streng verpönt wäre es, die zwei vom Papste vorgeschriebenen Applikationen etwa an einem anderen Tage nachzuholen oder durch einen anderen Priester zu persolvieren und am Allerseelentage selbst noch ein zweites oder drittes Stipendium zu nehmen. (S. C. C. 15 oct. 1915. Vgl. Quartalschrift 1916, S. 222.)

3. Seit der Geltung des Cod. jur. can. ist es nach Can. 824, § 2, dem Priester nicht mehr verwehrt, für die zwei Allerseelenmessen, welche ohne Stipendium ad mentem Summi Pontificis und pro omnibus defunctis zu applizieren sind, gegebenen Falles eine Vergütung für besondere Belastungen des Zelebranten *ex titulo extrinseco*, z. B. für Spätzelebration, Wegentschädigung bei Zelebration in Filialen, Friedhofskapellen u. dgl. anzunehmen. So die ausdrückliche Erklärung des Kardinals Gasparri als des Präsidenten der päpstlichen Auslegungskommission zu can. 824, § 2; 13 dec. 1923. (A. A. S. XVI, 116; vgl. Quartalschrift 1924, S. 352.)

Daraus ergibt sich die Antwort auf die zwei vorgelegten Fragen. Der Pfarrer berichtet, daß der Opfergang beim feierlichen Seelenamt „doch wohl“ als Zusammenlegung eines Meßstipendiums seitens der Pfarrangehörigen aufzufassen sei, damit das feierliche Seelenamt für alle verstorbenen Pfarrangehörigen dargebracht werde. Ist dem so, dann durfte der Pfarrer für die erste Messe, die er am Allerseelentag las, kein Stipendium nehmen, sondern mußte sie ohne Stipendium pro omnibus defunctis lesen, so wie die zweite ad mentem Summi Pontificis, konnte sich aber dann das Opfer als Stipendium für die dritte Messe behalten, die er für die verstorbenen Pfarrangehörigen darbrachte.

Anders ist der Fall zu lösen, wenn das Opfer der Pfarrangehörigen beim „Seelenamte“ nicht als Stipendium für das heilige Opfer aufzufassen ist. Vielerorts wird ein Opfergang bei

jedem Leichenbegägnis vor oder während des Requiems gehalten, ohne daß damit ein Meßstipendium vermeint wäre — dieses wird mit der Leichenstola eingehoben; das Ergebnis des Opfergangs gehört vielmehr nach Brauch und Herkommen entweder der Kirche oder den Armen oder der Pfarrgeistlichkeit nach Art eines Stolars oder einer Gratifikation; oder es wird nach bestimmten Schlüsseln geteilt. Wo der Opfergang bei „Seelenmess“ so aufgefaßt wird, stünde natürlich nichts im Wege, daß der Priester am Allerseelentag den ihm etwa zufallenden Anteil vom Opfer annimmt, auch wenn er eine der drei Allerseelenmessen schon auf ein Stipendium appliziert hätte. Es wäre dann ein Emolument ex titulo extrinseco im Sinne der oben zitierten Entscheidung des Kardinals Gasparri. Die Intention bei der dritten Messe müßte aber die vom Papste bestimmte sein, also pro omnibus defunctis, nicht „für die verstorbenen Pfarrangehörigen“, wenn die erste Messe schon ad intentionem dantis stipendium und die zweite ad mentem Summi Pontificis war. Es könnte allerdings die Reihenfolge der drei Applikationen auch beliebig geändert werden.

So hängt also die Entscheidung im vorliegenden Fall ganz davon ab, welche Bewandtnis es mit dem Opfergang beim Seelenamte hat. Das ist eine quaestio facti, die sich der betreffende Pfarrer vorerst selbst beantworten muß. Für die Zukunft kann er leicht Klarheit schaffen, indem er vor Allerseelen von der Kanzel oder im Pfarrblatt bekannt macht, wofür der Opfergang gehalten wird, bezw. wie die Opfergaben verwendet werden. Die Kirchenopfer dürfen vom Pfarrvorstand nicht zu anderem verwendet werden, als zu dem, wozu die Gläubigen sie gegeben haben, und die Gläubigen sollen immer klar erfahren, wofür in der Kirche gesammelt wird — das gehört zur gewissenhaften Verwaltung des Kirchengutes. (Can. 1182, 1514.)

Linz a. D.

Dr. W. Grosam.

(Aus einem auf Ungültigkeit der Ehe lautenden Urteil.)
 Das Richterkollegium erster Instanz erklärte die von der Komtesse G. mit Edlem von M. geschlossene Ehe wegen ungerechtfertigten, auf die Braut seitens ihrer Eltern ausgeübten Zwanges für null und nichtig. Zwei Punkte, die ein größeres Interesse wohl beanspruchen dürften, sollen aus dem betreffenden erstinstanzlichen Urteile hier herausgegriffen werden. 1. Die erste Instanz begründete ihr Nichtigkeitsurteil unter anderem auch mit der Aussage des beklagten Ehegatten, nämlich, daß die Braut wohl unter dem Drucke eines zu erwartenden gesellschaftlichen Skandals ersten Ranges stand, wenn sie von der Verlobung, bezw. von der bevorstehenden Trauung zurückgetreten wäre, und daß sie unter diesem Drucke die Ehe mit Edlem von M. einging.

2. Die erste Instanz forschte ängstlich nach und pflegt auch jedesmal ängstlich nachzuforschen, ob doch nicht der Brautteil, der unter dem Einflusse von Zwang und Furcht gestanden haben soll, nachträglich in die Ehe eingewilligt habe, etwa durch freiwillige Erfüllung der Ehepflichten.

Ad 1. Die Aussage des beklagten Ehegatten mag auf den ersten Blick etwas verfänglich erscheinen, nichtsdestoweniger kann man bei einigermaßen genauerem Zusehen in der Wertung des Inhaltes der Aussage nicht fehlgehen. Abgesehen davon, daß die Aussage über den zu erwartenden gesellschaftlichen Skandal ersten Ranges nur von einer einzigen Person und dazu noch vom beklagten Ehegatten, also von einer Prozeßpartei und nicht von einem Zeugen, gemacht wurde, kann der gesellschaftliche Skandal, den die Braut zu erwarten hatte, wenn sie zurückgetreten wäre, absolut nicht als Beweis, auch nicht als Teilbeweis zur Begründung der Ungültigkeit der Ehe in casu herangezogen werden. Die Furcht, welche die Braut vor dem Skandale hatte, mag zwar groß gewesen sein, jedoch gehen ihr zwei andere wesentliche Eigenschaften ab; sie wurde nämlich nicht ab extrinseco, von einer *causa libera*, die von der Person der Braut verschieden wäre, sondern ab intrinseco hervorgerufen und war demnach auch nicht ungerecht. Daß es dem so ist, wird man ohne weiteres einsehen, wenn man sich fragt, welcher Umstand diesen Skandal verursacht hätte und wer diesen Umstand hätte herbeiführen müssen. Nach der protokollarischen Aussage des Mannes hätte der Rücktritt der Braut von der Verlobung, bezw. von der Trauung, den Skandal verursacht; also wäre die Braut selbst die *causa libera* des Skandals gewesen. Die Furcht vor einem solchen Skandale aber, den sie selbst mit ihrem Rücktritt verursacht hätte, ist eben nicht ab extrinseco, sondern rein ab intrinseco. Der Skandal existierte und drohte nur in der Einbildung der Braut, nicht in der Wirklichkeit, in *rerum natura*, auch war er nicht im Anzuge. Anders wäre die Furcht vor demjenigen Skandale, den die Gesellschaft der Braut im Falle des Rücktrittes schlagen zu wollen gedroht hätte, zu beurteilen; in diesem Falle wäre der Skandal und durch ihn verursachte Furcht *a causa libera externa*. Mit Recht bemerkt de Smet: „*Non est etiam metus ab extrinseco incussus, si filia, v. g. sponte timet iram paternam et mala exinde oriunda, quin illum timorem positivo actu incusserit pater vel si deflorator virginis timet infamiam incurrendam, et sub huius timoris influxu matrimonium init*“ (*De sponsalibus et matrimonio*, 1927, pag. 472, nota 2). Der Fall der Komtesse G. ist dem des Deflortors aufs Haar ähnlich.

Ad 2. Das ängstliche Nachforschen nach etwaiger nachträglichen Einwilligung in die Ehe durch freiwillige Erfüllung

der Ehepflichten und manches andere wiederholt sich hierzulande ständig, vielleicht auch anderwärts. Und dennoch ist ein solches Nachforschen nicht nur völlig überflüssig, sondern auch ganz zwecklos. Sobald nämlich das Hindernis von Furcht und Zwang bewiesen ist, genügt nach can. 1136, § 3, eine private Wiederholung des Konsenses zur Konvalidation der Ehe absolut nicht, vielmehr muß die Einwilligung in rechtlich vorgeschriebener Form, also vor dem Pfarrer oder Ortsordinarius und mindestens zwei Zeugen gegeben werden. Wird dagegen das Hindernis nicht bewiesen, so ist die Ehe für den Richter gültig, somit das Nachforschen nach etwaiger privaten Konvalidation ganz zwecklos. Damit will jedoch nicht gesagt werden, daß nach dem Verhalten des Brautteiles, der unter dem Einflusse von Zwang und Furcht die Ehe geschlossen haben soll, vor allem nach dem Verhalten bei der Leistung der ehelichen Pflichten und bei sonstigen Liebesbeweisen seitens des anderen Ehegatten, nicht geforscht werden sollte. Im Gegenteil; das Verhalten des Brautteiles vor und insbesondere nach der Trauung kann Momente enthalten, die auf das Fehlen des Ehewillens schließen lassen, wenn sie schon das Fehlen desselben nicht geradezu beweisen. Kann, sagen wir, muß es nicht enthalten. Auf keinen Fall braucht man jedoch dabei um eine etwaige nachträgliche private Einwilligung in die Ehe besorgt zu sein.

Marburg a. d. Drau.

Prof. Dr Vinko Močnik.

(**Von der gerichtlichen oder gerichtsähnlichen Gewalt der Ordensoberinnen und ihrer Assistentinnen.**) In dieser Zeitschrift hat im laufenden Jahrgang Nr. 2, S. 361—375, P. Philipp Hofmeister O. S. B. (= P. H.) unter dem oben genannten Titel einen Fall aus dem Ordensrecht behandelt, dessen Lösung mir eine Entgegnung notwendig zu machen scheint. Es können hier nur die Grundgedanken des Verfassers erörtert werden. Diese sind: Die Form der Entlassung von Klosterfrauen iuris pontificii mit zeitlichen Gelübden durch die Generaloberin mit Zustimmung ihrer Assistentinnen (can. 647) ist ein gerichtliches, näherhin ein summarisches Verfahren. Da für dieses der Grundsatz gilt: *nemo iudex in propria causa*, so ist der Entlassungsbeschuß ungültig, wenn die Stimme eines Ratsmitgliedes, das an der Entlassung ein persönliches Interesse hatte, das Abstimmungsergebnis entscheidend beeinflußte. Da in unserem Falle die Generaloberin und ihre Assistentinnen eine richterliche, bezw. gerichtsähnliche Gewalt zu üben haben, sind sie im Besitz von *jurisdictio ecclesiastica*.

Diese sämtlichen Behauptungen sind als unrichtig ablehnen.

1. Das Kirchenrecht kennt zwei Formen des Vorgehens in *foro externo* beim Entscheid über kirchliche Rechte und Pflich-

ten der Gläubigen: den gerichtlichen und den außergerichtlichen Weg. Welche Angelegenheiten auf dem einen, welche auf dem anderen zu erledigen sind, hat der Kodex nicht klar und ausschließlich festgestellt. Er verlangt den Gerichtsweg ausdrücklich für die Verhängung gewisser Strafen, vgl. z. B. can. 192, § 2, er schließt ihn z. B. aus bei Maßnahmen, die dem Zweck der kanonischen Visitation dienen (can. 345), in anderen Fällen lässt er es dem Ermessen des kirchlichen Oberen frei, gerichtlich oder außergerichtlich vorzugehen, z. B. can. 249, § 3.

Für den gerichtlichen Weg sind die Formen genau vorgezeichnet in Pars I des Liber IV, can. 1552—1998. Sie gelten ausschließlich für dieses Verfahren, soweit nicht das Recht die Anwendung einzelner dieser Vorschriften auch sonst ausdrücklich verfügt. Das gerichtliche Verfahren wird vor einem kirchlichen Gerichtshof, regelmäßig mit dem Offizial als Vorsitzenden durchgeführt und endigt normalerweise mit der sententia, dem Wahrspruch, Urteil. Gegen das Urteil können als ordentliche Rechtsmittel ergriffen werden die querela nullitatis, die Nichtigkeitsbeschwerde, wenn sein formeller Rechtsbestand, die appellatio, Berufung, wenn sein sachlicher Inhalt angestritten werden soll. Die Berufung hat regelmäßig Suspensivwirkung (can. 1889, § 2, Ausnahme z. B. 2243), d. h. das Urteil wird vor deren Erledigung nicht rechtskräftig. Die Berufung geht zum übergeordneten Gerichtshof und in letzter Instanz an die Rota Romana.

Alle Angelegenheiten, für die der Gerichtsweg nicht ausdrücklich vorgeschrieben ist, können auf außergerichtlichem Wege erledigt werden, dem Verwaltungswege: extrajudicialiter (can. 970), forma summaria et extrajudiciale (can. 1122, § 1), via, linea disciplinari (can. 250, § 5, 251, § 2, 257, § 3, wo sie scharf dem ordo iudicarius gegenübergestellt wird). Das Verfahren auf dem Verwaltungswege ist an keine bestimmten Rechtsformen gebunden, sofern nicht im Einzelfalle solche vorgeschrieben sind, es ist summarisch, dem Ermessen des Oberen ist weiter Spielraum gewahrt. Der Entscheid ergeht durch decretum, Machtspurh, Verfügung des Oberen. Dagegen ist möglich recursus, Rechtsbeschwerde an die höhere Verwaltungsinstanz, in letzter an eine römische Kongregation. Der Rekurs hat gewöhnlich keine Suspensivwirkung (Ausnahmen can. 647, § 2, n. 4, und 2146, § 3, davon später), d. h. das Dekret ist trotzdem sogleich vollstreckbar. Ein Unterbegriff zur linea disciplinaris ist das Vorgehen paterno modo, das für die kanonische Visitation vorgeschrieben ist (can. 345, vgl. 513, § 2): es besagt ein Vorgehen ohne feste Formalitäten im Gegensatz zum Vorgehen ad normam iuris, d. h. nach festgesetzten Formalitäten, einerlei, ob auf dem Gerichtsweg oder dem Verwaltungsweg.

Der linea disciplinaris gehören auch die Verfahren an, die in Pars III des Liber IV, can. 2142—2194, geregelt sind. Weil mit beträchtlichen Rechtsförmlichkeiten umgeben, zählen sie unter den Oberbegriff De Processibus; andererseits eignen ihnen die wesentlichen Merkmale des Verwaltungsverfahrens: Spruchbehörde nicht der bischöfliche Gerichtshof, sondern der Ordinarius als solcher; Entscheid durch Verwaltungsverfügung (decretum); Rechtsmittel der Rekurs an die höhere Verwaltungsstelle (Congr. Concilii) mit Devolutivwirkung, mit Suspensivwirkung nur, soweit es sich um Entsetzung von Benefizien handelt, deren Inhabern ja überhaupt ein erhöhter Rechtsschutz gewährleistet ist.

Das Verwaltungsverfahren, soweit es nicht etwa ein Vorgehen paterno modo ist, verwechselt nun P. H. mit dem summarischen Gerichtsverfahren des Rechtes vor dem Kodex und konstruiert so für das geltende Recht ein summarisches Gerichtsverfahren, das im „Kodex“ nicht einmal andeutungsweise existiert. Folgerichtig weist er in seinem „Summarischen Gerichtsverfahren“ dem entscheidungsberechtigten Oberen die Rechtsstellung eines Gerichtshofes zu und stellt fest, daß zu dessen Gültigkeit die Einhaltung der seiner Ansicht nach wesentlichen Erfordernisse eines Prozesses, die iure divino vel naturali aut gentium bestehen, notwendig ist. Die Autoren, die er für seine Auffassung ins Feld führt, reden, soweit sie vor dem Kodex schrieben, vom summarischen Verfahren des alten Rechtes, soweit sie das geltende Recht behandeln, klar vom Verwaltungsverfahren — ein völliges Mißverständnis.

Nach P. H. muß im „summarischen Gerichtsverfahren“, weil dem ius naturale angehörig, um der Gültigkeit willen auch der Grundsatz eingehalten werden: nemo iudex in propria causa. Kurz gesagt: Wenn ein „Richter“ im „summarischen Gerichtsverfahren“ in eigener Sache oder in einer Sache, an der er persönlich interessiert ist, einen Entscheid trifft, so ist dieser ungültig. Allein dieser Satz gilt nicht einmal im formellen Gerichtsverfahren des Kodex. Freilich ist dem Richter durch can. 1613, § 1, untersagt, seines Amtes zu walten in Sachen, an denen er persönlich interessiert ist; ebenso können die Parteien ihn als befangen ablehnen mit der Wirkung, daß er unzuständig wird, falls ihrer Einrede stattgegeben wird (can. 1614 ff.). Hat aber ein Richter, ohne daß die Einrede der Befangenheit geltend gemacht wurde, trotz persönlichen Interesses an der Sache das Urteil gesprochen, so ist dieses nicht um dessenwillen formell nichtig, es kann nicht um dessenwillen die Nichtigkeitsbeschwerde erhoben werden (vgl. can. 1892 ff.). Das Urteil ist formell gültig. Jenem, der sich durch seinen sachlichen *Inhalt* beschwert fühlt, steht der Weg der Berufung offen. Der

Satz: *nemo iudex in propria causa* stellt zunächst unter gewissen Einschränkungen eine moralische Forderung dar, er besitzt aber rechtliche Wirkung nur insofern, als sie ihm durch das positive Gesetz verliehen wird. Für das kirchliche Verfahren im Verwaltungswege gilt er nicht, abgesehen von ausdrücklicher Vorschrift im Einzelfall; es kennt auch nicht die Befugnis zur Einrede der Befangenheit gegen den entscheidungsberechtigten Oberen; diese dem formellen Prozeßrecht entlehnen wollen, wäre ein Mißbrauch der analogen Rechtsanwendung. Glaubt jemand, daß Befangenheit den Oberen zu einem ihm ungünstigen Entscheid veranlaßt hat, so kann er Rekurs zum höheren Oberen ergreifen, jedoch bleibt dessen Verfügung, abgesehen von abweichenden Vorschriften im Einzelfall, zunächst in Kraft. Natürlich wird Klugheit und persönliche Sauberkeit den Oberen abhalten, persönlich da zu entscheiden, wo sein Privatinteresse beteiligt ist. Anders, wenn das Interesse seines Amtes in Frage steht. Und hier sei nur hingedeutet auf die bedenklichen praktischen Folgen, die P. H.s Auffassung des Satzes: *nemo iudex in propria causa* für die obrigkeitliche Amtsführung hat. Unschwer können böswillige oder querulante Untergebene bei zahlreichen Maßnahmen des Oberen dessen persönliche Interessiertheit behaupten, bezw. herbeiführen (etwa durch Beleidigungen) und so dessen Handlungsfähigkeit lähmen.

2. Nun zum Fall Caja-Titia.

P. H. bezeichnet als „summarisches Gerichtsverfahren“ auch die Form der Entlassung der Religiosen mit zeitlichen Gelübden nach can. 647. Sie ist indes reines Verwaltungsverfahren. Eigens betont unser Kanon in § 2 und 3, daß in der vorhergehenden Untersuchung die Entlassungsgründe zwar festgestellt und dem in Frage stehenden Religiosen die Möglichkeit der Rechtfertigung geboten werden muß, daß aber die Gründe nicht durch formelles Gerichtsverfahren erwiesen zu sein brauchen. Unseren Standpunkt vertreten auch mit aller wünschenswerten Deutlichkeit die von P. H. für seine Auffassung angeführten Autoren: Schäfer und Palombo. Ein Beweis, daß es sich hier um ein Gerichtsverfahren handle, soll nun sein, weil dem Rekurs gegen das Entlassungsdekret Suspensivwirkung zugeschrieben wird (can. 647, § 2, n. 5). Allein diese ist überhaupt kein entscheidendes Kennzeichen dafür, daß ein Gerichtsverfahren vorliegt. Sie erklärt sich im vorliegenden Falle als notwendig aus der Natur der Sache: Hätte das Dekret trotz des Rekurses Rechtskraft, so wäre der Religiöse damit rechtsgültig entlassen und seine Gelübde wären gelöst; hätte er nachher mit seinem Rekurs Erfolg, so müßte er neu aufgenommen werden, bezw. Prozeß machen; eine widersinnige Sache.

Die Lösung des Falles Caja-Titia ist also: Das Entlassungsverfahren gegen Titia ist reines Verwaltungsverfahren; die Generaloberin ist nicht Richterin, die Assistentinnen sind nicht Beisitzer, Caja ist nicht Anklägerin im Sinn des Prozeßrechtes. Wenn die Konstitutionen nicht ausdrücklich anders bestimmen, hat Caja trotz eventueller persönlicher Interessiertheit das Recht, an der Ratssitzung mit votum deliberativum teilzunehmen. Die Generaloberin kann ihr dieses Recht nicht wehren, wohl aber ihr *raten*, für dieses Mal der Sitzung fernzubleiben, falls sie bei ihr Voreingenommenheit befürchtet. Der unter maßgebender Mitwirkung der Caja zustande gekommene Entlassungsbeschuß ist gültig. Titia kann dagegen Rekurs an die Religiösenkongregation ergreifen und dabei anführen, daß die Ratsschwester Caja ihr ungünstig gesinnt sei.

3. Zuletzt noch die Frage: Üben Obere von Frauenklöstern, indem sie die Entlassung von zeitlich Professen beschließen, kirchliche Jurisdiktion aus? P. H. bejaht das, allein im offenen Widerspruch zu Recht und Lehre. Der Kodex erklärt can. 118 einfach: Nur Kleriker können kirchliche Jurisdiktionsgewalt inne haben. Diesen Grundsatz wendet er in can. 501, § 1, auf die klösterlichen Verhältnisse an: Die Oberen haben potestas dominativa über ihre Untergebenen; in den exemten Priesterlogenossenschaften aber haben sie kirchliche Jurisdiktionsgewalt im inneren und äußeren Bereich. Gewiß kann der Papst an sich auch Laien Jurisdiktion geben, aber behaupten, daß er den scharf und peremtorisch hingestellten Rechtsgrundsatz im nämlichen Kodex gesetzlich und ohne Verweisung durchbricht, heißt doch dem obersten kirchlichen Gesetzgeber einen unerhörten Mangel an Folgerichtigkeit zuschreiben. Wenn vollends manche Autoren die Möglichkeit offen halten, daß der Papst in begrenztem Umfang auch Frauen kirchliche Jurisdiktion verleihen könne, dann darum, um gewisse tatsächliche geschichtliche Verhältnisse bei Frauenabteien mit eigenem Territorium in kirchenrechtliche Form zu bringen; andere Autoren erklären Frauen rundweg für *unfähig*, Träger kirchlicher Jurisdiktion zu sein; so Schäfer, De Religiosis², 1931, S. 179, Fanfani, Il diritto delle religiose, 1931, S. 46.

Zur Entlassung der Religiösen mit zeitlichen Gelübden bedarf es nach dem Kodex nicht der potestas iurisdictionis, es genügt die p. dominativa. Zweifellos ist die p. i. erforderlich zur Ausübung des kirchlichen Richteramtes im strikten Sinn. Eine Verwaltungsverfügung aber kann sowohl kraft der p. i. als auch der p. dom. erlassen werden. Eine scharfe sachliche Abgrenzung der Maßnahmen, die mit p. dom. getroffen werden können, von jenen, die p. i. voraussetzen, ist im Kodex nicht gegeben und seitens der Doktrin schwer möglich. P. H. be-

zeichnet nun die Entlassung von Professen als „*poena ordinaria*, deren Verhängung nur dem kirchlichen Richter oder einem vom Papst beauftragten Laien zusteht“. Allein die Entlassung von zeitlich Professen ist überhaupt nicht immer und nicht primär Strafe, die Gründe dafür liegen möglicherweise gar nicht auf Seite des Betroffenen, sondern auf Seite des Klosters (can. 647, § 2, n. 2). Der zeitlich Professe befindet sich eben noch in Probezeit, die ihm und dem Kloster noch Freiheit sichert. Wohl aber ist die Entlassung von ewig Professen eigentliche kirchliche Vindikativstrafe, wenn sie auch in can. 2291 nicht mit aufgezählt ist: Voraussetzung für deren Verhängung sind Delikte (can. 649, 656). Dementsprechend macht nun der Kodex einen scharfen Unterschied zwischen der Entlassung von zeitlich Professen und ewig Professen hinsichtlich des Verfahrens. Während das Recht zu ersterer den Oberen auch laikaler, ja auch weiblicher Genossenschaften zustehen kann, wird letztere stets vermöge der p. i. verfügt: in exemten Klerikalgenossenschaften durch Urteil im formellen Gerichtsverfahren, in nicht exemten Männergenossenschaften *iuris pontificii* durch Dekret, die beide zu ihrer Rechtswirksamkeit der Bestätigung des Apostolischen Stuhles bedürfen; in den Genossenschaften *iuris dioecesani* und in allen Frauenklöstern verfügt die Entlassung von ewig Professen der Apostolische Stuhl, bzw. der Bischof, während den klösterlichen Stellen nur das Recht der Antragstellung zukommt.

Die Doktrin stimmt mit unserem Ergebnis überein, vgl. z. B. Schäfer, a. a. O. S. 765; Wernz-Vidal, *De Religiosis*, Rom 1933, S. 478. Es dürfte schwerlich ein Autor für die gegenteilige Meinung aufzubringen sein.

Dillingen a. d. Donau.

Prof. Dr Vinzenz Fuchs.

(**Mangelhafte Diakonatsweihe?**) Bei einer Diakonatsweihe überreichte der Bischof wie gewöhnlich mehreren zugleich das Evangelienbuch, sprach aber die zugehörigen Worte in der Einzahl: „*Accipe potestatem legendi evangelium*“ u. s. w. Diese Diakone sind inzwischen bereits Priester geworden. War die Diakonatsweihe ungültig? Ist wenigstens etwas nachzuholen?

Antwort: Diese Weihe ist gültig und nichts nachzuholen.

Denn *wesentlich* ist bei der Diakonatsweihe nur, daß der Bischof den Weihewerbern die rechte Hand auf den Kopf legt und das Weihegebet spricht (Gasparri, *De s. ordinatione*, n. 1049; Many, *De s. ordinatione*, n. 267 A und 268; Lehmkuhl, *Theologia Moralis II*¹², n. 737). Das ist hier offenbar geschehen. Die Weihe ist daher gültig. Sie dürfte folglich nicht wiederholt werden, selbst wenn das Evangelienbuch nicht überreicht worden wäre. In einem solchen Falle ist nur die fehlende Übergabe

des Evangelienbuches mit den zugehörigen Worten *Accipe* oder *Accipite* nachzuholen (S. C. Rit., 16. Juni 1837, n. 2767).

Das Evangelienbuch wird regelmäßig mehreren Weihewerbern zugleich überreicht (Le Vavasseur-Haegy, *Cérémonial des Ordinations* 3. A., n. 121; Martinucci 3. A., l. 7, tit. 1, c. 3, n. 112; P. Viktor ab Appeltern, *Promptuarium S. Liturgiae* 1, n. 328, 7). Dabei ist die Formel naturgemäß in der Mehrzahl zu sprechen. Einige Ausgaben des Pontifikale haben sie versehentlich in der Einzahl, während sie bei der Subdiakonatsweihe überall richtig in der Mehrzahl steht. So erklärt es sich, daß der Bischof mitunter auch für mehrere Diakone die Formel in der Einzahl spricht. Allein dadurch wird die Buchübergabe nicht im geringsten zweifelhaft; die einzahlige Formel richtet sich an jeden einzelnen, statt zusammenfassend an mehrere. Die folgende Entscheidung des Heiligen Offiziums bestätigt das Gesagte vollauf.

Das Pontifikale schreibt vor, daß bei der Priesterweihe Kelch und Patene nicht mehreren zugleich, sondern jedem einzelnen Weihebewerber überreicht und die Formel dazu gesprochen werde. Diese Überreichung und Berührung wird übrigens vom Heiligen Offizium zur Gültigkeit der Weihe gefordert. Es macht aber nichts, wenn der Bischof mehreren zugleich Kelch und Patene überreicht (S. O. 23. Januar 1874), selbst wenn er dabei die *Formel in der Einzahl* spricht (S. O. 16. Januar 1901). Um so mehr gilt die Diakonatsweihe und die Buchübergabe, wenn sie wie in der Anfrage geschieht.

(Vgl. Fr. X. Hecht, „*De reparandis defectibus in collatione ordinum occurrentibus*“ in *Periodica de re moralis, canonica, liturgica* XXIII, 73*—111*.)

Limburg a. d. Lahn.

Dr Fr. X. Hecht P. S. M.

(Ein seltener Fall der communicatio in sacris.) Simplicia wurde als Tochter einer gut katholischen Familie am 27. Januar 1887 in Sch., Diözese L., geboren und später in einem von Schwestern geleiteten Pensionate erzogen, selbstverständlich nach den Grundsätzen unserer heiligen Kirche. Aber kaum hatte sie mit 16 Jahren die gute Bildungsanstalt verlassen, lernte sie in ihrer Vaterstadt einen protestantischen Studenten kennen namens Ernst, in den sie sich bald verliebte. *Amantes amentes*, erfüllte sich bei Simplicia. Die Eltern waren von Anfang an gegen eine solche Verbindung; aber vergebens. Mit 17 Jahren machte die junge Braut den ersten Besuch bei ihren zukünftigen Schwiegereltern in P., die streng protestantisch waren und in einer ganz protestantischen Gegend wohnten. Ihrerseits sahen sie die Verbindung eines Sohnes der Familie mit einem Mädchen aus einer ganz katholischen Familie ebenfalls sehr

ungern; andererseits wollten sie dem Sohne, der in der Braut eine moralische Stütze fand, dieselbe nicht mit Gewalt abtrünnig machen. Das Unglück für Simplicia wollte nun, daß sie im Hause der Schwiegereltern schwer erkrankte; die lange Zeit der Genesung benützte die Familie des Bräutigams, den Hausfreund und gewissermaßen Hausgeistlichen einzuladen, damit er Simplicia zum Übertritt zur protestantischen Landeskirche bewege in Hinsicht auf die Ehe. Das junge Mädchen von 17 Jahren, seit Wochen in andersgläubiger Umgebung, bar jeden Verkehrs mit einem katholischen Geistlichen, stark beeinflußt von den pietistischen Schwiegereltern und den fortwährenden Bekehrungsversuchen, wurde schwach und trat am Reformationsfeste 1904 in die Landeskirche über, ohne jedoch das Abendmahl zu empfangen, das ihr nach ihrer katholischen Gesinnung stets fremd blieb. Mit dem Übertritt von Simplicia in die Landeskirche kam auch der Bruch mit ihrer katholischen Familie. Da Ernst unterdessen seine Studien beendet und eine Anstellung als Bahnbeamter erhalten hatte, fand die protestantische Trauung am 27. Januar 1905 zu K. statt; Simplicia hatte ihr 18. Jahr vollendet. Die Ehe war nach katholischem Kirchenrecht gültig, da kein anderes Ehehindernis vorlag und die *Declaratio Benedictina* den Brautleuten zugute kam. Das erste von den sechs Kindern kam am Martinitag 1906, und das jüngste am Ostersonntag 1917 zur Welt. Es versteht sich von selbst, daß alle protestantisch getauft wurden. Der liebe Gott schickte nun Simplicia ein Kreuz nach dem anderen; jedes Ehejahr ein Leidensjahr; die ersten fünf Kinder starben im Alter von drei bis sieben Jahren hinweg; dies brach der Mutter fast das Herz; denn sie merkte doch: hier ist der Finger Gottes; dazu kamen noch schwere Krankheiten und andere Schicksalsschläge. All das Unglück machte Simplicia ernst und nachdenklich; sie gedachte der schönen Zeit ihrer Kindheit. Nach der Geburt des letzten Kindes bedurfte Simplicia der Erholung — ihr Mann war Führer einer Eisenbahnkompanie im Osten (Br.-L.). Sie begab sich an den Rhein. Es stellte sich bald ein Unterleibsleiden ein; bei der schwächlichen Gesundheit, durch innere und äußere Leiden stark angegriffen, war mit der Operation Lebensgefahr verbunden; darüber klärte sie die Ordensschwester im Krankenhaus genügend auf. Das Bewußtsein, vor den Pforten der Ewigkeit zu stehen, ließ Simplicia keine Ruhe mehr; sie rief einen katholischen Geistlichen und bat ihn, sie *im geheimen* in die katholische Kirche wieder aufzunehmen und ihr die Sterbesakramente zu spenden. Die Aussöhnung mit der Kirche mußte geheim bleiben; sonst hätte die Ehe ein jähes Ende gefunden bei der rigorosen Gesinnung von *Ernst*. Eine Trennung war auch finanziell unmöglich; sie hatte ihr Vermögen verloren

und die eigene Familie war ihr entfremdet. Nachdem der Priester seines Amtes in articulo mortis gewaltet hatte, berichtete er tacito nomine den Fall an die Heilige Pönitentiarie und bat für Simplicia um die Erlaubnis, die Rückkehr zur Kirche geheimhalten zu können. Die Erlaubnis wurde ihr unter den gegebenen Verhältnissen auch gegeben. Doch Simplicia genas wieder und kehrte in die Familie zurück. Niemand in der Familie ahnt etwas von dem Rücktritt in die Kirche. Mit großen Opfern gelingt es ihr den Glauben zu verbergen; von Zeit zu Zeit fährt sie in eine benachbarte Stadt und empfängt daselbst die heiligen Sakramente und hört die heilige Messe. Niemals hat Simplicia trotz des Besuches der protestantischen Kirche es über sich gebracht, das Abendmahl zu empfangen. Im Herbste 1932 nahte nun eine schwere Zeit für sie heran. Von den sechs Kindern war ihr nur eines geblieben, das jüngste, nāmens *Ruth*. Diese sollte am Reformationstage 1932 konfirmiert werden. Kurz vorher war *Ernst* als Stationsvorsteher in eine katholische Stadt des Westens versetzt worden, wo nur eine kleine protestantische Gemeinde war. Eines Tages sagte er zu seiner Frau, von deren Übertritt zur katholischen Kirche er keine Ahnung hatte: „Am Reformationstage wird Ruth konfirmiert; wir leben hier in einer ganz katholischen Stadt; wir müssen hier als preußische Beamtenfamilie ein gutes Beispiel geben; wir wollen daher an diesem einzigen Familienfeste — es handelt sich ja um unser einziges noch lebendes Kind — zusammen zum Abendmahl gehen.“ Obwohl nach außen hin Simplicia nicht merken lassen durfte, versetzte sie dieser Antrag des Mannes in einen furchtbaren Schrecken. *Darf ich als Katholikin zum Abendmahl der Protestanten gehen?* Ohne bemerkt zu werden, gelang es ihr in den nächsten Tagen, in einer Nachbarstadt einen katholischen Geistlichen, bekannt durch seine Kenntnis der Moral und Pastoral, aufzufinden, und *ihm den Fall vorzulegen*. „Geben Sie mir drei Tage Zeit zum Studium. Am 5. September können Sie die Antwort holen, postlagernd unter Chiffre . . .“ Simplicia kehrte nach Hause zurück, halb hoffend, halb fürchtend. Der Geistliche machte sich an das Studium der Frage heran, und kam zu folgendem Ergebnis: *Es handelt sich um einen rein materiellen Empfang des Abendmales; dieser kann Simplicia, die in foro externo noch Protestantin ist, nicht verboten werden.* In diesem Sinne schrieb er auch am 4. September an Simplicia.

Er gründete seine Ansicht auf folgende Argumente: I. Die „communicatio in sacris“ mit Andersgläubigen ist nicht unerlaubt *suapte natura sua*; denn sonst könnte die Kirche nie und nimmer gestatten, daß eine gemischte Ehe auch vor einem nichtkatholischen Religionsdiener geschlossen werde, und doch gestattet oder wenigstens toleriert die Kirche eine solche Vor-

oder Nachtrauung (can. 1063). Kraft des *jus naturale* ist eine communicatio in sacris nur unter folgenden Voraussetzungen unerlaubt: 1. Wenn die communicatio eine offene oder stillschweigende Anerkennung einer nichtkatholischen Religionsgenossenschaft enthält; oder 2. sie den religiösen Indifferentismus begünstigt, oder aber 3. sie in sich die Gefahr des Abfalles vom katholischen Glauben birgt, oder endlich 4. ein Ärgernis gewährt; ein Ärgernis für die Katholiken, die durch ein solches Benehmen von Katholiken an ihrem Glauben irre werden, oder wenigstens schwach und lau; ein Ärgernis für die Andersgläubigen, die dadurch in ihrem Irrtum bekräftigt werden oder zu der heutzutage so geläufigen Ansicht kommen: es ist gleich, welcher Konfession man angehört; wir glauben alle an einen und denselben Gott. *Ist keine dieser vier Voraussetzungen gegeben, verbietet das jus naturale die communicatio in sacris nicht.* Allerdings bleibt die lex ecclesiastica prohibens (can. 1258, § 1) stehen mit seiner Bestimmung: „haud licitum est fidelibus quovis modo active assistere seu partem habere in sacris aca-tholicorum.“ Doch, so dachte der Ratgeber von Simplicia: nach der Doktrin der Moraltheologie gilt der Grundsatz: „lex positiva ecclesiastica cessat ex causa proportionate gravi.“ Diese Prinzipien über die communicatio in sacris fand Thomas — so hieß der Geistliche — dargelegt in Ojetti, Synopsis Rerum moralium et juris Pontificii (ed. 2), v. Communicatio in divinis. Thomas wandte die gegebenen Grundsätze auf den vorliegenden Fall an, und meinte: Das Naturrecht verbietet in unserem Falle den Empfang des Abendmahles nicht; denn darin liegt für Simplicia kein Bekenntnis einer nichtkatholischen Religionsgenossenschaft; sie gilt ja als Protestant und handelt nach diesem Bekenntnis; ferner kann von Indifferentismus keine Rede sein; die arme Frau ringt ja täglich mit großen Opfern um die Bewahrung des katholischen Glaubens; zudem ist die Gefahr des Abfalles vom Glauben nicht gegeben; es handelt sich ja nur um einen einzelnen Fall, der durch die Notlage aufgezwungen ist. Endlich ist ein Ärgernis nicht zu befürchten; die Protestanten werden sich erbauen, wenn sie sehen, wie der Stationsvorsteher mit seiner Frau am Konfirmationstage der Tochter zum Abendmahl schreitet. Eher wäre ein Ärgernis gegeben, wenn der Vater mit seiner Tochter allein hinzutreten würde, während die Mutter davon fernbleibt. Die Katholiken werden sich nicht daran stoßen, denn Simplicia gilt in der Stadt allgemein als Protestant. Vom Standpunkt des Naturrechtes aus kann also gegen das Benehmen von Simplicia nichts eingewendet werden. Da ferner für Simplicia im Falle einer Weigerung die ganze Ehe in Frage steht mit all den schweren Folgen, muß das positive Gesetz weichen; ebenso wie ich, dachte Thomas, denkt auch das Heilige Offi-

zium in seiner Instruktion vom 22. Juni 1859 (Fontes Cod. jur. can. n. 952), die also beginnt: „*Communicatio cum haereticis esse potest vel in reproba doctrina vel in ritibus aliisque signis falsae sectae protestativis cum scandalo fidelium, quibus ideo ab Ecclesia communio interdicitur cum illis, ne fides aut amitti aut periclitari intelligatur.*“

II. Thomas meinte ferner: Die offiziellen Entscheidungen der römischen Kurie betreffen gar nicht unseren Fall; denn diese Entscheidungen setzen alle voraus, daß es sich um *Katholiken* handelt, *die als solche bekannt sind*. Ganz anders liegt der Fall bei Simplicia; es handelt sich um einen *Casus specialissimus*, sowohl unter dem Gesichtspunkt der Moral wie Pastoral: *pro foro externo ist ja Simplicia noch protestantisch; sie darf mit Erlaubnis der Heiligen Pönitentiarie den katholischen Glauben geheim halten. Hier liegt der Kernpunkt der ganzen Frage*, meinte Thomas. Wäre Simplicia pro foro externo katholisch, dann wäre die Frage sehr leicht zu lösen. Aber . . .! Thomas, der sich in der theologischen Literatur sehr gut auskannte, glaubte noch andere Entscheidungen gefunden zu haben, die zu seinen Gunsten sprächen. Zunächst berief er sich auf eine Instruktion der Propaganda pro Missionariis Orientis aus dem Jahr 1729 (Collect. de Prop. Fide, ed. 1907, n. 311). Die Einleitung der Instruktion gibt *wenigstens die Möglichkeit einer erlaubten communicatio in divinis mit Andersgläubigen zu*; wenn je eine communicatio in sacris erlaubt sein kann, dann muß es in dem einzigartigen Fall von Simplicia sein. Einige Stellen seien angeführt: „*Cum saepe ac diu, sub variis utilitatis, necessitatis, periculorum, vexationum, ac etiam persecutionis a fidelibus subeundae circumstantiis, casus huic S. Congr. propositi fuerint a missionariis ac Praelatis Orientis quoad communicationem in divinis catholicorum cum haereticis et schismaticis; cumque ab hac S. C. constanter uniformiterque rescriptum fuerit: non licere; concepta spes erat, missionarios Orientis satis ac facile intellecturos, posse quidem speculative casus aliquos excogitari, in quibus communicationem aliquam in divinis tolerare liceret, sed practice circumspectis omnibus facti circumstantiis, difficilime casus inveniri, in quibus ea communicatio liceat, ac moraliter etiam impossibile esse*, ut alia praescribatur regula generalis cuique generi hominum, cuique regioni, cuique temporis accomodata, quam quae iteratis a missionariis Orientis quaesitis data est ab hac S. C. in Instructione edita anno 1719, eo nimurum doctrinae principio nixa quod communicatio in divinis cum haereticis et schismaticis ut illicita regulariter habenda esset in praxi, vel ob periculum perversionis in fide catholica, vel ob periculum participationis in ritu haeretico et schismatico vel denique ob periculum et occasionem scandali.“ Nichts

von alledem trifft bei Simplicia zu! Zudem gab dieselbe Instruktion die Weisung: „Si ulterius aliquod grave dubium occurret, doctores theologos et missionarios diu versatos in illis regionibus consulant.“ Also kann ein allgemeines Prinzip nicht alle Fälle lösen, tröstete sich Thomas. Ferner glaubte Thomas seine Stellung retten zu können mit einer Entscheidung des Heiligen Offiziums vom 24. Februar 1752 (Collect. n. 384), zumal in derselben Benedikt XIV. zu Worte kam. Der Fall lag also: In der Diözese Antivari nahmen an der Fronleichnamsprozession auch die schismatischen Griechen teil; ein gewisser Pfarrer Nikolaus Georga war schriftlich und mündlich für die Erlaubtheit eingetreten; gegen ihn trat der Bischof auf und brachte die Streitfrage an die Propaganda; diese wieder an das Heilige Offizium. P. Bianchi O. Min. trat in seinem Votum als Konsultor des Heiligen Offiziums auf Seite des Bischofs. An der Sitzung des Offiziums nahm auch Benedikt XIV. teil und erklärte „cum assueta sua amplissima eruditione ac profunda doctrina“ neben anderem folgendes: „Communicationem in divinis cum haereticis non posse nec debere tam facile ac tam generaliter pronunciari in omni penitus circumstantia de jure vetitam: idque constare docuit in matrimoniis catholicum inter ac haereticum initis etc.“

Nachdem die Konsultoren entlassen waren, hörte der Papst das Gutachten der Kardinäle, ließ den Erzbischof von Antivari beloben wegen seines Eintretens für die Unversehrtheit unseres Glaubens, „cum talis communicatio sit in divinis ac proinde de genere prohibitorum“; dann fährt er fort: „quatenus vero ab hujusmodi provisionibus rite capiendis oriri possent gravissima scandala, et ejusdemmet Archiepiscopi perturbationes in ejus persona, et forsitan etiam, quod absit, expulsio, pro sui arbitrio et prudentia se gerat, ac dissimulet, ad pejora mala vitanda.“ Also, so schloß Thomas aus den Worten des Papstes, kann man wenigstens in schwierigen Fällen, wie der unsrige ist, *Dissimulation* anwenden. Auch in anderen Entscheidungen läßt Benedikt sowohl die Schwierigkeiten unserer Frage durchblicken als auch noch eine kleine Türe offen in der Entscheidung des Heiligen Offiziums vom 10. Mai 1753 (Fontes Cod. jur. can. n. 804); nachdem die Kongregation drei Fragen der Missionäre von Tenos im Peloponnes beantwortet hatte, fügte sie einen Abschnitt aus dem berühmten Werke des Papstes, de Synodo Dioecesana (lib. VI, c. 5, n. 2; in der ersten Auflage lib. V) bei, wo der Papst eingestehst: „Haud equidem ignoramus non deesse theologos ab omni culpa absolventes catholicos, qui cum haereticis et schismaticis nominatim non denunciatis, communicant in divinis, atque etiam Sacraenta ab ipsis recipiunt, dummodo hae simul concurrent rerum circumstantiae . . .“ Am Schluß erklärt der Papst: „Vix umquam accidere potest, ut in

praxi sit innoxia catholicorum cum haereticis communicatio in divinis.“ Das ist vollständig richtig; gerade unser Fall ist der seltene Ausnahmefall, von dem Benedikt XIV. sagt: *Vix umquam.* Können wir auch vielleicht nicht der Simplicia den Empfang des Abendmahles gestatten, dann dürfen wir wenigstens die Maßnahmen derselben *dissimulieren*; in einem ähnlichen Falle sprach ja auch das Heilige Offizium von „*dissimulare posse*“ (S. O. 26. April 1894; *Fontes* n. 1169). Dieser Fall lag also: „*Relatum est in nonnullis imperii russiaci provinciis infeliciter accidere, ut publicorum gymnasiorum scholarumque discipuli catholici aliquoties per annum tempora acatholicorum adire, una cum discipulis acatholicis sacris eorum functionibus interesse, atque ritibus acatholicis participare, crucem a ministro acatholicico porrectam osculari, genuflectere, panes benedictos accipere aliasque caeremonias peragere adigantur.*“ Nachdem das Heilige Offizium die Verhaltungsmaßregeln dargelegt hatte, fuhr es fort: „*Quod si tamen adolescentes vel parentes in bona fide sint, poterunt confessarii, attentis gravissimis rerum circumstantiis, dissimulare, eos in hac bona fide relinquere, atque ab eisdem monendis abstinere.*“ Wurde nur eine Deputation der katholischen Schüler in den orthodoxen Gottesdienst gesandt, „*declarat haec S. Congregatio, hanc sive electionem sive interventionem illicitam esse; posse tamen, si pueri in bona fide sint, dissimulari remoto scandalo*“. Dies „*tolerare*“ hat auch die Kongregation der Propaganda angewandt, als der Erzbischof von Sofia folgende Schwierigkeit vorgelegt hatte: „*In alcuni luoghi i greci (scismatici) vogliono che il missionario nel giorno dell' Epifania vada a benedire le loro case; il che dice Monsignor Arcivescovo che i missionari non hanno potuto negare per timore di maggior male*“; die Kongregation antwortete am 17. April 1758: „*Toleretur quod in die Epiphaniae sacerdos catholicus vocatus, ac metu coactus a schismaticis, eorum dominibus benedicat, modo ne cum iis in oratione communicare videatur.*“ (Collect. l. c. n. 411 ad 3.) Namentlich glaubte Thomas, das Dekret derselben Kongregation vom 6. August 1764 spreche ganz zu seinen Gunsten; wenigstens im Punkte des Tolerierens. Es spricht ausdrücklich von „*quella specie di tolleranza, che quel sapientissimo Pontefice (= Benedetto XIV.) per evitare un male maggiore ha insinuata*“. (Collectan. l. c. n. 455.) Obwohl Thomas viel Material zu seinen Gunsten zusammengetragen hatte, war er doch nicht ganz ruhig, und besprach die Angelegenheit teuct nomine mit einigen Doktoren der heiligen Theologie; doch auch diese stimmten nicht miteinander überein. Die Schwierigkeit lag auch für sie in dem einen Punkte: *Simplicia ist pro foro externo eine Protestantin und darf mit Erlaubnis des Apostolischen Stuhles den katholischen Glauben ver-*

heimlichen. Wenn nun die Kirche den Zweck gestattet, dann muß sie auch die Mittel dazu gestatten; mit anderen Worten: wenn sie die Geheimhaltung der Konversion zugibt, muß sie auch das Mittel dazu miteinbegreifen, nämlich den nur materiellen Empfang des Abendmahles. Ein Professor der Dogmatik vertrat ganz energisch diesen Standpunkt.

Um nun sicher zu gehen in dieser schwierigen Frage, vor allem aber, um für die Zukunft einen klaren Blick zu haben, wandte sich Thomas im Oktober an die Heilige Pönitentiarie durch Vermittlung seines Freundes in Rom und legte zwei Fragen vor: I. Hat Thomas recht gehandelt? II. Wenn nicht, kann wenigstens Simplicia in gutem Glauben gelassen werden? Die Antwort lautete: ad Ium: die Handlungsweise von Thomas als Ratgeber von Simplicia kann nicht gebilligt werden; ad IIum: Ist Simplicia im guten Glauben, dann kann sie darin belassen werden; sollte sie aber noch einmal mit der nämlichen Bitte an einen Priester herantreten, dann muß sie über die Unerlaubtheit aufgeklärt werden. Die Entscheidung der Heiligen Pönitentiarie werden wir verstehen, wenn wir folgende Bestimmungen der Kongregation des Heiligen Offiziums und der Propaganda vor Augen halten: S. Off. 10. April 1704: „Se almeno nelle feste principali dell' anno possano i convertiti, per evitare le persecuzioni alle quali soccomberebbe, come altre volte, la religione cattolica, comparire nelle chiese degli scismatici, e trattenersi poco tempo, quando specialmente gli scismatici celebrano, e recitano i divini offici, senza veruna cooperazione e consenso al rito eretico, ma solamente baciare la porta della chiesa, fare tre adorazioni alla SS. Trinità, venerare le sacre imagini, e recitare privatamente qualche salmo, Pater, Ave o altre simili orazioni.“ Auf diese Frage ließ der Papst mit einem „Negative“ antworten. (Fontes n. 769.) Interessant ist der Fall, der vom Apostolischen Vikar in Konstantinopel in Rom vorgelegt wurde: „Num liceret Sacramentum confirmationis, num aliis sacerdotibus alia Sacraenta administrare cuidam hujus urbis adolescenti catholico, qui quamvis catholice vivat, sacris tamen lutheranorum functionibus, festis ad minus diebus, interesse cogitur a patre haeretico, nolente sui nominis jacturam facere, quam pertimescit, apud conlutheranos suos, nisi filium suum ad sua sectae imitationem perstringat.“ Die Antwort auf die heikle Frage lautete am 28. August 1780: „Esse autem id omne ab hujusce S. Sedis Apostolicae regulis alienum prorsus, atque adversum, etiamsi adolescens obtestetur, malo se prorsus invitoque animo praedictis functionibus exhibere, atque ad ea unice avertenda, quae domi gravissima orientur inconmoda, cum suaे praeterea de hac re exheredationis et ejectionis periculo: et quamvis adolescens adiens haereticorum sacra, non se

immisceat illorum precibus, non coenam sumat, non aliud quidquam operetur: sed immobilis vere sicut lapis materialem solummodo praesentiam impendat, et denique licet juvenis polliceatur, cum primo a patria potestate fuerit liber, ejusve actuali imperio, nusquam se haereticorum sacra haec aditum.“ (Fontes n. 841.) Nur erwähnt seien die Entscheidungen des Heiligen Offiziums vom 29. Januar 1817 (Fontes n. 852); 13. Januar 1818 (l. c. n. 856); 12. Mai 1841 (l. c. n. 885); 22. Juni 1859 (l. c. n. 951); 30. Juni, 7. Juli 1864 (l. c. n. 978); 14. Januar 1874 (l. c. n. 1028); 8. Mai 1889 (l. c. n. 1117). Dazu sei noch erwähnt die Anfrage des Apostolischen Vikars von Aleppo: „Catholici orientales fere omnes, cum in plerisque locis ecclesiarum regimen sit penes schismaticos et haereticos habentes sibi faventem publicam Principum auctoritatem, ut certam eamque gravissimam persecutionem devitent, coguntur filios deferre sacerdoti haeretico ad baptizandum, matrimonia coram eo contrahere, et sinere corpora catholicorum per eosdem haereticos tumulari. Cum haec omnia plerumque fiant cogente necessitate, quaeritur an permitti possint a missionariis.“ Die Antwort war folgende: „Non licere, et ad mentem; mens est quod scribatur Vicario Apostolico juxta Instructionem“ (S. C. de Prop. 6. August 1764. Collectanea n. 455). Endlich erwähnen wir noch das Dekret derselben Kongregation vom 19. Februar 1774 „contra occultantes fidem christianam et infidelitatem simulantes“ (Collectanea n. 501). Eine Mahnung dürfte angebracht sein, die Vermeersch (Epitome, vol. II, n. 577) mit Recht macht: „quae (= decreta seu responsa S. Off.) accurate pendenda sunt, ne ultra vel infra eorum vim intelligantur. Alia enim sonant absolutam prohibitionem; alia ita enuntiantur, ut ipse formulae textus temperet conclusionem; alia attendunt ad circumstantias, quae variare possunt.“ Die Schwierigkeit, die dem Falle Simplicia eigen ist, nämlich der Umstand, daß Simplicia pro foro externo protestantisch ist, wird wohl am besten gelöst in der Civiltà Cattolica, die anlässlich des Todes und des Begräbnisses Königs Nikolaus von Montenegro einen bedeutenden Artikel über die communicatio in sacris veröffentlichte (a. 1921, vol. II, S. 338 ff.; vol. III, S. 22 ff.; vol. IV, S. 503 ff.). Der Artikel macht darauf aufmerksam, daß die Terminologie bei den Autoren nicht einheitlich ist; der Autor nennt die communicatio eine activa, wenn wir positiv an dem Kultus der Andersgläubigen teilnehmen; passiva, wenn wir rein negativ uns beteiligen, indem wir uns jeder kultlichen Handlung enthalten (andere Autoren fassen communicatio activa und passiva anders); ferner kann die Teilnahme eine rein materielle sein oder aber eine formelle; sie ist formell, wenn jemand mit Herz und Verstand an dem nichtkatholischen Gottesdienst teilnimmt, in-

nerlich dem betreffenden Kultus zustimmt; materiell wird die Teilnahme genannt, wenn diese innere Teilnahme fehlt. Die formelle Teilnahme an einem nichtkatholischen Gottesdienst kann doppelter Natur sein: *explicita* oder *implicita*. Der Verfasser des Artikels in der *Civiltà Cattolica* definiert die *explicita* als beabsichtigte, zustimmende, innerliche Teilnahme an den religiösen Gebräuchen Andersgläubiger und folgerichtig als Anerkennung der betreffenden Religionsgenossenschaft; die Teilnahme ist als *implicita* zu bezeichnen, wenn bei der Teilnahme an einem solchen Gottesdienst die Absicht fehlt, innerlich, d. h. mit Herz und Verstand die betreffende Kultushandlung anzuerkennen, aber trotzdem eine Kulthandlung setzt, die notwendig ihrem Wesen nach mit dem nichtkatholischen Gottesdienst verknüpft ist; wer diese Kulthandlung setzt, will dadurch auch die Wirkung dieser Kulthandlung, den Sinn derselben, nämlich die wirkliche und wirksame Teilnahme an einem nichtkatholischen Gottesdienst. Im Falle von Simplicia liegt meines Erachtens eine solche *implicita communicatio* an dem protestantischen Gottesdienste vor; die Teilnahme ist sicher keine *explicita*; denn von einer Anerkennung und innerer Teilnahme kann keine Rede sein; aber die Teilnahme am Abendmahl ist als Anerkennung des protestantischen Kultus anzusehen; der innere Protest kann diese Tatsache nicht aus der Welt schaffen. Nun aber ist auch die *implicita communicatio in sacris unerlaubt* (l. c. S. 346). Zudem ist die Teilnahme von Simplicia eine *communicatio activa*, und dies nicht bloß an einem Gottesdienst, der dem Inhalt nach nichts gegen den katholischen Glauben enthält, sondern an einem Gottesdienst, der *implicite* die Anerkennung des protestantischen Abendmales enthält. Aus diesem Zusammenhang können wir die Entscheidung der Heiligen Pönitentiarie verstehen. Man vergleiche noch: diese Zeitschrift, Jahrg. 1899, S. 251 ff.; 1915, S. 105 ff.; 1925, S. 601 ff.; 1928, S. 585 ff.; ferner Augustine, *A Commentary on the new Code of Canon Law*, (ed. 2) vol. VI, S. 192 f., wo er ausdrücklich von dem Verbote spricht, das Abendmahl in der Kirche von Andersgläubigen zu empfangen; von dem nämlichen Verbot spricht auch Sägmüller (*Handbuch des katholischen Kirchenrechtes*, 4. Aufl., S. 120); ich nenne noch Coronata, *Institutiones Juris canonici*, vol. II, n. 835; Ferreres, *Institutiones canonicae*, vol. II, n. 198; Eichmann, *Lehrbuch des Kirchenrechts* (2. Aufl.), § 181, 4; De Meester, *Compendium* (ed. 1926) tom. III, P. I, n. 1252; Bouuaert-Simenon, *Manuale jur. can.* (ed. 2), n. 823, wo hervorgehoben wird, daß die *communicatio activa* deshalb unerlaubt ist, weil sie eine „*approbatio falsae religionis*“ enthält; Blat, *Commentarium textus Cod. jur. can.*, lib. III, n. 124 ssq.; er zitiert eine große Zahl von Ent-

scheidungen in der Frage der communicatio in sacris; Vermeersch, *Theologia Moralis*, tom. II, n. 50 ssq.; er mahnt am Schluß folgendermaßen: „De monitione facienda, cum interrogamur, et de bona fide non turbanda eorum qui in difficilimis adjunctis faciunt, sine periculo propriae ruinae, quae in se non licent, regulae generales applicandae sunt. Easque applicabat S. Officium 26 april. 1894 ad pueros qui in Russia ritus acatholicos participare adigebantur.“ Diese Regel wandte auch die Pönitentiarie in unserem Falle an: „Si mulier, de qua agitur, sit in bona fide; silendum, ei tamen permitti non posse, ut iterum id petat ad Coenam in posterum denuo accedere.“ Ich möchte schließen mit einer Mahnung der Heiligen Kongregation der Propaganda an die Bischöfe Albaniens und der benachbarten Länder am 19. Februar 1774 (*Collectanea n. 501*): „Archiepiscopi, Episcopi, et Superiores Missionum Albaniae, Serviae aliarumque provinciarum, zelo et charitate unumquemque illorum, qui praemissa factitare non verentur, arguentes, increpantes, admonentes, se in nullo casu posse Christum erubescere, falsamque religionem simulare, quin spem aeternae retributionis abiciant. Factum insuper magni Eleazari ante illorum oculos constituant, qui cum compelleretur simulare de sacrificii carnibus lege vetitis manducasse, ut vitae periculum effugeret, gloriosissimam mortem magis quam odibilem vitam elegit, memorandam illam sententiam pronuncians: Etsi in praesenti tempore suppliciis hominum eripiar, sed manum Omnipotentis nec vivus nec defunctus effugiam.“

Rom (S. Anselmo).

P. Gerard Oesterle O. S. B.

Mitteilungen.

An dieser Stelle werden u. a. *Anfragen an die Redaktion* erledigt, die allgemeines Interesse beanspruchen können; sie sind durch ein Sternchen (*) gekennzeichnet.

(Quinquennalfakultäten deutscher Bischöfe.) Zu den Ausführungen im zweiten Heft dieser Quartalschrift 1934, S. 389, teilt uns das Hochwürdigste General-Vikariat Trier mit, daß bezüglich *Lesung verbotener Bücher* den Hochwürdigsten Herren Bischöfen der Fuldaer Konferenz unter dem 26. März 1934 vom Heiligen Offizium nachstehende Vollmachten (Nr. 802/1934) erteilt wurden:

„Ut Ordinarius concedere valeat, non ultra triennium, licentiam legendi ac retinendi, sub custodia tamen ne ad aliorum manus perveniant, libros et ephemeredes prohibita, etiam haeresim ex professo propugnantia et fundamenta religionis revertere nitentia — exceptis operibus de obscoenis ex professo tractan-

tibus — singulis christifidelibus sibi subditis, qui eorum librorum, sive ad ea impugnanda, sive ad proprium legitimum munus exercendum, vel iustum studiorum curriculum peragendum vere indigeant.“

(Bureaucratische Trauungsschwierigkeiten.) Wie kompliziert eine Trauung durch staatliche Vorschriften werden kann und wieviel Arbeit dem Pfarrvorstand erwächst, dafür folgendes Schulbeispiel:

Ein Österreicher heiratet eine Rumänin, die Hochzeit soll in Rumänien sein. Notwendig waren:

1. Alle Scheine: Geburtsschein, Heimatschein, Wohnungsbestätigung, Ledigschein.
2. Alle Scheine müssen legalisiert werden bei der Bezirkshauptmannschaft des Geburtsortes.
3. Notwendigkeit eines Ehefähigkeitszeugnisses bei der eigenen Bezirkshauptmannschaft.
4. Dann mit diesem und allen anderen Scheinen zur Landesregierung.
5. Dann zum Ministerium des Innern.
6. Dann zum Ministerium des Äußern.
7. Zum Konsulat Rumäniens, dort ist ein Gesuch einzureichen, 11-Schilling-Stempel, um diplomatische Bestätigung des Ganzen.

Die ganze Sache dauerte einige Monate, wäre der Bittsteller nicht überall selbst hingefahren, hätte es noch länger gedauert, natürlich war da und dort ein Nachschub durch Trinkgelder notwendig.

Neulengbach, N.-Ö.

Dechant Hiebl.

(Religiöse Wochen.) Es ist eine leider nicht zu bestreitende Tatsache, daß besonders die männliche Jugend von der Schulentlassung bis zur Verehelichung seelsorglich viel zu wenig erfaßt werden kann, trotzdem sie gerade in diesen Jahren des Sturmes und der Entscheidung es bitter notwendig hätte. Fällt einmal eine Volksmission — alle zehn Jahre sollte von Rechts wegen eine sein — hinein, dann kommt für diese Kreise praktisch nur die eine Standeslehre in Betracht. Die aber beschränkt sich durchwegs auf die vordringlichen Fragen des Geschlechtslebens und der Familiengründung, so daß das Blickfeld des Jungmannes dadurch eigentlich eher enger denn weiter wird. Er bildet sich nämlich nur zu leicht die Meinung, das und nur das sei die Frage der Jugend. Alles andere wie Charakterbildung, religiöse Vertiefung und Leben mit der Kirche, Katholische Aktion, Christkönigtum auch in der Jugendseele verschwindet in der Versenkung. Es mag sein, daß der eine

oder andere sich noch zu Exerzitien entschließt, aber: „Was ist das für so viele?“

Aus diesen Erwägungen heraus ist man vor einigen Jahren im rheinischen Industriegebiet und seit kurzem auch in den rein bäuerlichen Gebieten der Rhön und Unterfrankens daran gegangen, auf Veranlassung der Zentrale der katholischen Jungmännerverbände, in Düsseldorf sogenannte religiöse Wochen zu halten. Es ist das eine Art Mission für die Jungmannschaft allein, von einem dazu besonders geeigneten und geschulten Pater, am besten alle fünf Jahre abgehalten. Der Zweck der Veranstaltung ist, die ganze männliche Jugend einer Pfarrei religiös zu erfassen. Zwei oder mehrere Pfarreien zusammen zu nehmen, ist nicht empfehlenswert, weil darunter das Bewußtsein der Pfarreinheit leidet. Die ganze „Woche“ soll möglichst aus der Pfarrjugend selbst herauswachsen und auch von ihr vorbereitet und getragen werden, da dann das Interesse größer ist, als wenn der Pfarrer als Veranstalter auftritt. Die Jungen sollen auch den Gesang, die Altardienste, kurz alles, was die „Woche“ betrifft, selber übernehmen.

Der Verlauf einer solchen „Woche“ ist etwa folgender: In der Sonntagspredigt macht der Missionär die ganze Gemeinde mit der Veranstaltung bekannt und fordert sie zur Mitarbeit auf. Es ist ja *ihre* Jugend, die Eltern sind durch ihre Reinheit Mitträger der jugendlichen Reinheit, es handelt sich um die Väter von morgen. Jeden Tag ist morgens ein etwa halbstündiger Vortrag über Gegenstände des jugendlichen Seelenlebens mit einer kurzen Andacht oder heiligen Messe, aber alles geschlossen *nur* für die Jungmänner. Abends sind dann die Hauptvorträge mit sakramentaler Andacht, zusammen etwa von der Dauer einer Stunde. Da kann gesprochen werden vom Sinn des jugendlichen Lebens und von der Verkehrung desselben durch die Sünde, von der heiligen Beichte, die am Mittwoch nachmittags abzulegen ist, ferner von Familie und Familiengründung, von Charakterbildung und Verantwortung, vor allem von Christus als dem Zentralpunkt unseres Lebens. Der feierliche Schluß am Sonntag früh oder nachmittags wird im Sinne der Katholischen Aktion die Sendung der Jugend in unserer Zeit behandeln.

Nicht die Beichte ist das Wichtigste bei dieser Veranstaltung, sondern die Sinnerfassung der Jugendzeit als einer Zeit der Vorbereitung und Entscheidung. Darum muß der Missionär auch außerhalb der heiligen Beichte den Jungmännern Gelegenheit geben zu einer Aussprache unter vier Augen. Wo Vereine vorhanden sind, wird er mit den Vorständen besonders sprechen, auch den Verein in seinem Lokal einmal besuchen; denn gerade die Vereine sind für die Bewahrung der Früchte einer solchen „Woche“ von Wichtigkeit. Bei kleinen und mittleren

Pfarreien empfiehlt es sich, im Anschluß oder vor der Jungmännerwoche für die Jungmädchen ebenfalls eine „Woche“ zu halten, sonst reicht die Eva dem Adam allzu leicht wieder den verhängnisvollen Apfel.

St. Ottilien, Oberbayern.

P. Beda Danzer O. S. B.

(**Zum Problem des latenten Lebens.**) Unter diesem Titel erschien in der ukrainischen kirchlichen Zeitschrift „Dobryj Pastyr“ („Der gute Hirt“), Stanislau 1933, S. 213 ff., ein Aufsatz, der unter anderem über einen merkwürdigen Fall latenten Lebens berichtet. Ein Priester hat wegen Anstrengung beim Predigen sich die Herzerweiterung zugezogen. Auf der Rückreise von Bad Kissingen verschlimmerte sich sein Befinden so, daß er im Posener Krankenhouse untergebracht werden mußte. Eines Abends um 7 Uhr begann sein Todeskampf und dauerte 20 Minuten. Sein priesterlicher Bruder erteilte ihm die letzte Lossprechung, obwohl er schon mit Sterbesakramenten verschenkt wurde und jeden Tag kommunizierte. Da folgte der letzte Atemzug; das Herz hörte auf zu schlagen, das Gesicht wurde gelb, die Nase kreidebleich. Es kamen mehrere Schwestern und beteten für seine Seelenruhe. Nach drei Viertelstunden bemerkte die Oberin: „Wir haben schon für seine Seele gebetet, nun ist die Zeit, für die Bestattung zu sorgen.“ Der priesterliche Bruder verließ auch das Krankenzimmer und begegnete auf dem Gange dem Arzt, dem er den Tod des Bruders meldete. „Heißes Wasser und dicke Tücher her!“ kommandierte der Arzt an die Dienerschaft. In einem Nu wird dies herbeigeholt; der Arzt macht heiße Auflagen auf die Halsarterien, Brust, Pulse der Hände und Füße. Nach 20 Minuten beginnt die gelbe Gesichtsfarbe zu weichen, der Kranke atmet immer tiefer, öffnet die Augen und sagt scherzend: „Für den Doktor fünf Zloty und für euch eine Keule.“ Der Arzt spritzt ihm Morfin und Kampfer ein und gibt heißen Kaffee zu trinken. Der Kranke schlafst tief ein, nach einer halben Stunde erwacht er und schlafst wieder ein. Um halb zehn Uhr erhebt er sich, um ein wenig herumzugehen, erklärt, daß er sich unwohl fühlt, fällt aber sofort in den Lehnsstuhl nieder, und nach kurzem Todeskampf stirbt er endgültig.

In diesem interessanten Fall wird die allgemein bekannte Tatsache glänzend bestätigt, daß nämlich der Gehörsinn bei den Sterbenden am längsten fungiert. Der Kranke erkannte ja nach der Stimme den Arzt, wie es aus der scherhaften Bemerkung ersichtlich ist. Das latente Leben hätte ohne ärztliche Behandlung gewiß kürzer gedauert, es bleiben jedoch immerhin drei Viertelstunden des Lebens unbestritten, binnen derer man den vermeintlichen Toten ohne ärztliches Eingreifen liegen ließ.

Betreffs der bedingten Absolution von Scheintoten sei hier hingewiesen auf den ungemein wichtigen Artikel in dieser Zeit-

schrift 1913, S. 875 f. Demnach soll die Bedingung keineswegs geformt werden: si vivis et dispositus es, sondern: si vivis et si valet oder: si vivis et si es capax. Dies stützt sich auf die Meinung Billots (De Ecclesiae Sacramentis II⁴, pag. 169—181) über das Wiederaufleben des Bußsakramentes, welche Meinung von Génicot-Salsmans als probabilior angesehen wird (Institutiones theol. mor. II¹¹, num. 272, nota 1).

Stanislau.

Dr Baran.

(Die künstlerische Darstellung des heiligen Antonius.) Zu den Volksheiligen von heute gehört in allererster Linie der heilige Antonius von Padua, der Helfer in *allen* Nöten. Auffallend ist, daß seine Verehrung diesseits der Alpen erst im 17., bzw. 18. Jahrhundert einsetzt. Vom heiligen Franziskus, seinem Ordensstifter, haben wir ein Bild zu Lebzeiten, nicht so von Antonius. Das älteste uns erhaltene Bild von Berlinghieri von Lucar stammt aus der Zeit um 1260, also etwa 30 Jahre nach seinem Tode (1231). Es ist ein Gruppenbild mit Franziskus, St. Michael, Johannes Ev. und Andreas Ap. Etwas jünger (um 1275) ist das Bild von Margaritone von Arezzo. Beide stellen den Heiligen jugendlich, bartlos, mit vollen Wangen dar. Etwa zehn Jahre nach dem ersten Bild hat Berlinghieri noch ein zweites für die Bardikapelle von Santa Croce in Florenz gemalt. Zwei Mosaiken in römischen Kirchen und eine feine Stikkerei von S. Pietro in Cividale sind so ziemlich alles, was wir an Antoniusdarstellungen aus dem 13. Jahrhundert besitzen.

Diesseits der Alpen sind nur sehr wenige Darstellungen unseres Heiligen aus dem Mittelalter erhalten. Das älteste Denkmal ist eine Statue aus dem 14. Jahrhundert zu Toulouse. Im 16. Jahrhundert sind die Niederlande mit etlichen Miniaturen vertreten; erst mit dem Beginn der Neuzeit setzt eine stärkere Verehrung des Heiligen ein.

In Deutschland ward die liturgische Verehrung des Heiligen durch die Franziskaner geübt, drang aber nicht ins Volk. Vielleicht mag sein Name daran schuld sein; denn sein Namenspatron, Antonius der Einsiedler, wurde vom Volk in allerlei Nöten angerufen, so daß ein weiterer „Nothelfer“ nicht benötigt wurde. Erst die Barockzeit brachte hier eine Wendung. Als nämlich in den großen Augustinerstiften im 18. Jahrhundert eine Blüte des geistigen Lebens einsetzte, erinnerte man sich daran, daß Antonius ursprünglich Augustiner-Chorherr gewesen sei. Die Erscheinung des Jesusknaben und das Hostienwunder werden mit Vorliebe zum Gegenstand gewählt. Ganz besonderer Verehrung scheint sich der Heilige im Stifte Reichersberg am Inn erfreut zu haben. Ein ikonographisch wertvolles Bild befindet sich im Stift selbst, zwei weitere in den abhän-

gigen Pfarreien St. Lambrechten und Pitten. Alle drei haben die Erscheinung des Jesusknaben zum Gegenstand wie auch ein Wandgemälde im Stift St. Florian. Eine der ältesten Darstellungen dieser Art ist ein Altargemälde von Jakob Zeiller in der Abteikirche von Ottobeuren aus dem Jahre 1630. Auch die Stiftskirche von Suben erfreut sich einer gleichen Darstellung vom Pinsel desselben Malers. — Sehr beliebt waren im Barock Himmelaufnahmen, da sie Gelegenheit zu reichster Ausgestaltung boten. Hierher gehört das Fresko in St. Anton bei Partenkirchen, das in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von dem leider zu wenig bekannten Meister Johann Holzer mit überraschendem Geschick ausgeführt ist. Ganze Zyklen aus dem Leben des Heiligen sind im Franziskanerkloster zu Kaltern in Südtirol, im Klosterspeisesaal in Bad Tölz, in Elsendorf in Niederbayern u. s. w. zu sehen. Wohl den schönsten Zyklus, aus Stuck gearbeitet, weist das Franziskanerkloster zu Düsseldorf auf, in dem auch der bekannte Hagiograph Dr P. Beda Kleinschmitt 1931 sein prächtiges Buch „St. Antonius von Padua“ geschrieben hat.

Wenn heute der heilige Antonius zu den volkstümlichsten Heiligen gehört, so hat die Kunst im Bunde mit der Literatur durch ihre reichen Wunderdarstellungen erheblich dazu beigetragen.

St. Ottilien, Oberbayern.

P. Beda Danzer O. S. B.

(Komplizierte Trauungsdelegationen.) Die Kasuistik über die Trauungsdelegation ist reich, aber unerschöpflich. Mehrere Fälle bespricht J. Wenner in „Theologie und Glaube“ 1934, 26. Jahrgang, S. 92 f. Ein Pfarrer delegiert (innerhalb seiner Pfarre) den Oberen des Klosters, bezw. dessen Stellvertreter. Der Zufall wollte es, daß beide abwesend waren. Es assistiert der älteste Priester der Kommunität. Die Ehe ist ungültig, weil die Ermächtigung nur einem sacerdos determinatus gegeben werden kann und der Determinierte die Trauung nicht vornahm (can. 1096, § 1). — In einer großen Pfarre wird der Priester Robert für die Trauung des Brautpaars A. B., der Priester Michael für die Trauung des Brautpaars C. D. delegiert. Infolge der Ungeschicklichkeit des Küsters traut Robert das Brautpaar C. D. und Michael das Brautpaar A. B. Beide Trauungen sind ungültig. — Der Pfarrer Peregrin verreist und schickt einen Boten zum Nachbarpfarrer Solidius mit der Bitte, am nächsten Tag in der Pfarrkirche des Peregrin die Schulmesse zu lesen und im Anschluß daran ein Brautpaar zu trauen. Der Bote vergißt den zweiten Teil der Bitte auszurichten. Während der heiligen Messe bemerkt Solidius die Vorbereitungen zur Trauung. Er überlegt nun, ob er die Trauung vornehmen soll, bezw. darf.

Praktisch wird er sich durch den Küster Klarheit zu verschaffen suchen. Nimmt er, wenn auch in Unsicherheit, die Trauung vor, so ist dieselbe im *vorliegenden Falle* gültig, weil die Delegation tatsächlich erteilt worden ist und die formelle Kenntnis der Delegation und Annahme derselben nicht notwendig ist. Hätte aber auch anders sein können. Darum gilt auch hier der Grundsatz: In dubio ne agas!

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Die Tätigkeit der Rota Romana 1933.) Nach dem Berichte des *Jus pontificium*, 1934, 32, wurden beim Gerichtshof der Rota im Jahre 1933 77 Prozesse erledigt; hievon waren 73 Eheprozesse. Es beschäftigten sich 33 mit vis et metus, 12 mit defec-tus consensus, 10 mit Ausschluß des bonum prolis, 8 mit Impotenz, 7 mit conditio apposita, 3 mit Klandestinität, 2 mit Ausschluß des bonum fidei, 2 mit Ausschluß des bonum sacramenti, 1 mit Ausschluß der tria bona überhaupt. In einem Falle fehlt in den Acta Ap. Sedis die Angabe des Grundes. In 34 Fällen wurde auf Nichtigkeit der Ehe erkannt, bezw. der Antrag auf Dispensation von matrimonium ratum non consummatum gestellt. In den übrigen Fällen (39) wurde ein abweisendes Urteil gefällt. In 14 Fällen wurde wegen Armut der Parteien unentgeltlicher Rechtsbeistand geleistet.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Der Kollektivismus der Kirchenväter.) Über dieses Thema handelt der bekannte Tübinger Moralist und Sozialethiker Dr Otto Schilling in der (Tübinger) „Theologischen Quartalschrift“ 1933, 481 ff. Er wird zu dieser Arbeit durch den Vorwurf neuerer christlicher Sozialreformer veranlaßt, daß er und so auch Seipel in seinem Werke „Die wirtschaftsethischen Lehren der Kirchenväter“, 1907, zugunsten eines starren Eigentumsbegriffes die kollektivistischen Ausdrücke der Kirchenväter abschwäche. Schilling geht nun eine Reihe diesbezüglicher Väterstellen durch und kommt zum Ergebnis, daß sich bei den Kirchenvätern dieselbe Lehre wie bei Leo XIII. (*Rerum novarum*) findet: „Der Reiche hat die Pflicht, von seinem Überfluß Almosen zu geben, doch diese Pflicht ist, abgesehen vom Falle der äußersten Not, nicht eine solche der Gerechtigkeit, sondern der Liebe.“ Zusammenfassend erklärt Schilling: „Der Forscher auf dem Gebiete der patristischen Soziallehre muß sich, will er nicht in die Irre gehen und in die Irre führen, bewußt bleiben, daß viele Äußerungen der Kirchenväter nicht nur gelegentlichen, sondern angesprochen rhetorischen Charakter tragen; er hat, wie angedeutet, das gesamte sozialethische Denken des einzelnen Kirchenvaters und seine ganze Richtung zu beachten, er hat außer den Heiligen Schriften, auch denen des Alten Testamentes, ins-

besondere die griechische und römische Sozialphilosophie in Be-
tracht zu ziehen, wodurch die patristische Soziallehre stark be-
einflußt wurde. Und auch das alles genügt noch nicht, es müssen
zudem die Zeitverhältnisse Berücksichtigung finden.“

Graz.

*Prof. Dr Joh. Haring.***(Die Zahl der Christen zu Beginn des 4. Jahrhunderts.)**

Diese Frage, welche für die Beurteilung der Kirchenpolitik eines Diokletian und Konstantin nicht bedeutungslos ist und bei Fra-
gen der hierarchischen Organisation, der Karitas, des Kultes und der Seelsorge eine Rolle spielt, sucht Ludwig Hertling S. J. (Rom) in „Zeitschrift für katholische Theologie“ 1934, 244 ff., einigermaßen zu lösen. Er betritt hiebei einen zweifachen Weg. Mit Hilfe von Verhältniszahlen sucht er zunächst aus der Ge-
samteinwohnerzahl des Römerreiches die Zahl der Christen zu berechnen. Zur Kontrolle verwendet er ein zweites Verfahren, in dem er aus den Nachrichten über die absolute Stärke einzelner Christengemeinden auf die Gesamtzahl zu schließen sucht. Es kann sich hiebei selbstverständlich nur um eine Rohbilanz handeln: Auf beiden Wegen kommt der Verfasser des Artikels zum Ergebnis, daß die Zahl der Christen in der angegebenen Zeit im Römerreich mindestens 7 Millionen, sicher aber nicht mehr als 15 Millionen betrug. Hiebei entfallen auf den lateini-
schen Westen 2, höchstens 5 Millionen Christen.

Graz.

*Prof. Dr Joh. Haring.***(Der Gebrauch der bischöflichen Quinquennalvollmachten.)**

Nach can. 66, § 2, in fine erfreut sich der Generalvikar der all-
gemeinen Vollmachten, die dem Bischof verliehen worden sind. Die neuesten den österreichischen Bischöfen verliehenen Fünf-
jahr vollmachten enthalten aber einige Beschränkungen. Schon in der Einbegleitung heißt es: Facultatibus, quae in hoc indice suis locis Episcopo dioecesano personaliter reservantur, ipse tantum uti poterit. Solche Einschränkungen finden bei der Voll-
macht des S. Officium bezüglich Lektüre und Aufbewahrung verbotener Bücher, bei der Vollmacht zu Gewährung von Ab-
lässen (Ex S. Poenitentiaria, n. 10), bei der Vollmacht zur Dis-
pensation von mixta religio und zweifelhaftem dispar cultus, bzw. bei Sanation von Ehen, die wegen Nichteinhaltung der kirchlichen Form ungültig sind und denen mixta religio oder dispar cultus entgegensteht (Facultates additionales S. Cong. S. Officii, n. 1 und 2). Durch diese Verfügung will der Apostolische Stuhl jedenfalls eine strenge Handhabung der Vollmachten. Schwierigkeiten können sich in größeren Diözesen bei längerer Abwesenheit der Bischöfe, z. B. wegen visitatio liminum oder Diözesanvisitationen ergeben.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Beobachtung des Fastengebotes auf Reisen.) Über dieses Thema wurde wiederholt in der Quartalschrift gehandelt. (Vgl. 1904, 373 ff.; 1929, 363.) Die Tatsache, daß die einzelnen Diözesen oft eine sehr verschiedene Fastenordnung haben und die Reisenden bei der heutigen Reiseart in einem Tage verschiedene Diözesen passieren können, macht eine einheitliche Regelung, wenigstens für Reisen, wünschenswert. Wie Quartalschrift 1929, S. 363, mitgeteilt wurde, hat ein Bischof das Indult erwirkt, daß seine Diözesanen auf Reisen secluso scandalo sich der heimatlichen Fastenindulte bedienen dürfen. Eine andere Lösung versucht der Kanonist Dalpiar in „Apollinaris“ 1934, 83 ff. Nach can. 1245, § 1, können sowohl die Ortsordinarien als auch die Pfarrer in einzelnen Fällen Untergebene und Reisende (peregrini) vom Fastengebot dispensieren. Diese Dispensation hat den Charakter eines Personalprivilegiums (can. 74), das der Person folgt und mit der Person untergeht. Es kann sich also jemand vor Antritt einer Reise von seinem Domizils- oder Aufenthalts-Pfarrer auf Grund des can. 1245, § 1, die nötige persönliche Dispensation für die ganze Reise geben lassen. Gewiß kann der Pfarrer diese Dispensation für die Peregrinen nur in seinem Territorium geben — Untergebenen kann er die Dispensation auch außerhalb des Territoriums erteilen; vgl. den Text des can. 1245, § 1 — aber die einmal erteilte Dispensation hat *persönlichen* Charakter und kann überall benutzt werden. Hiermit ist einem Bedürfnis gewissenhafter Katholiken Rechnung getragen.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Von der Herz-Jesu-Universität in Mailand.) Im Studienjahr 1933/34 wies die Universität 1700 Hörer auf. 150 machten ihre Abschlußprüfung. Die Bibliothek weist einen Bestand von 300.000 Werken auf und erhielt im letzten Jahre einen Zuwachs von 13.000 Werken. Man hat es jedenfalls mit einer aufstrebenden katholischen Hochschule zu tun.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Die Kanonikatskoadjutoren der bayrischen Domkapitel.) Über dieses Thema verbreitet sich Dr Philipp Hofmeister in (Tübinger) „Theol. Quartalschrift“ 1933, 97 ff. — Nach Art. 10, § 1, b, des bayrischen Konkordates können für siebzigjährige oder sonst dienstunfähige Kanoniker im Einvernehmen mit der Staatsregierung Koadjutoren mit oder ohne Recht zur Nachfolge aufgestellt werden, die die gleichen Bezüge erhalten wie die statusmäßigen Kanoniker. Der Verfasser findet diese Bestimmung in der gesteigerten kirchlichen Verwaltungstätigkeit der bayrischen Kapitel begründet. Da über die Bestellung dieser

Koadjutoren im Konkordat keine besonderen Normen aufgestellt werden, so wollten manche Kanonisten das allgemeine Recht (can. 1433: Bestellung durch den Apostolischen Stuhl) angewendet wissen. Dem tritt der Verfasser des Artikels entgegen; es sollte wie bei Kanonikaten freie Besetzung durch den Diözesanbischof nach Anhörung des Kapitels abwechselnd mit der Wahl der Kapitel Platz greifen. Auch die Reservationen des can. 1435 (der hauptsächlichste Fall Beförderung eines päpstlichen Familiaren und infolgedessen Reservation des innegehabten Benefiziums) will der Verfasser durch das Konkordat ausgeschaltet wissen. Der Beweis für diese These ist wohl zu gekünstelt und gipfelt eigentlich in der Behauptung, daß die bayrische Regierung, kirchenrechtlich nicht gut beraten, unnötigerweise um Nachsicht von den Bestimmungen des can. 1435 ersucht habe. Was die Aufgabe der Kanonikatskoadjutoren anlangt, so wird nach den Ausführungen des Verfassers die Verteilung der Amtsgeschäfte derart vorgenommen, daß bei voller Dienstfähigkeit des Coadjutor alle Rechte und Verpflichtungen auf den Koadjutor übergehen, sonst aber vom Coadjutor bestimmt werden.

Wie man sieht, stellt das neuere Konkordatsrecht den Kanonisten neue Probleme.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(**Über zwei eherechtliche Streitfragen**) referiert G. R. Prof. Dr E. Eichmann in „Theologie und Glaube“ 1934, 26. Jahrg., S. 442. Es handelt sich zunächst um die Frage: Verfällt der Katholik, der eine Mischehe eingeht und hiebei neben der katholischen Trauung eine akatholische Trauung anstrebt oder bereits hinter sich hat, auch dann der kirchlichen Zensur (can. 2319, § 1, n. 1), wenn die katholische Trauung ausnahmsweise *ex gravissimis causis* nach can. 1063, § 2, gewährt wird? Eichmann steht auf dem Standpunkt, daß die kirchliche Gewährung mit der Verhängung einer Zensur wegen der tolerierten Handlungsweise unvereinbar sei. Dieser Anschauung tritt besonders Scharnagl in der literarischen Beilage zum Klerusblatt 9 (1933), Nr. 4, S. 105, entgegen. Das Verbot der Doppeltrauung sei ein absolutes und infolgedessen trete die Strafe auch dann ein, wenn ausnahmsweise trotz erfolgter oder sicher erfolgenden akatholischen Trauung eine katholische Trauung gestattet wird.

Die zweite Frage betrifft den sogenannten Mischeheneid, d. h. die Frage, darf den Brautleuten ein Eid auferlegt werden, daß sie die Kautelen gewissenhaft einhalten werden? Can. 1061 erwähnt einen solchen Eid nicht. Eichmann hat schon früher („Theologie und Glaube“, 1932, 24, S. 44 ff.) die Ansicht ver-

treten, daß die Bischöfe nicht berechtigt seien, eine derartige Verschärfung des allgemeinen Rechtes vorzunehmen. Nun erklärt Gasparri, De matrimonio I², 267, das Gegenteil. Damit ist nicht theoretisch, wohl aber praktisch die Streitfrage entschieden, weil Gasparri als Vorsitzender der Interpretationskommision kaum anders als Privatgelehrter entscheiden wird. Wiederum die schon öfter beobachtete Tatsache: Maßgebende kanonistische Faktoren pflegen den Kodex freier auszulegen als deutsche Rechtsgelehrte, welche bei der Gesetzesinterpretation enger an den Gesetzeswortlaut sich gebunden fühlen.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Kann ein Bischof für Fremde in seiner Diözese Strafbestimmungen erlassen?) In der Zeitschrift „Apollinaris“, 1934, 97 ff., behandelt A. Canestri nachstehenden Fall: Der Bischof Paulus erläßt in seiner Diözese die Verordnung, daß alle Priester, auch fremde Diözesanen, welche bestimmte Unterhaltungen mitmachen, vom Messelesen suspendiert sind. Es fragt sich, ob der Bischof für fremde Priester eine derartige Strafbestimmung erlassen kann. Daß der Bischof für seine Diözesanpriester eine solche Strafverfügung treffen kann, ist zweifellos. (Vgl. can. 138, 336, 344.) Jedoch unterliegen nach can. 14 auch die Fremden (peregrini) den kirchlichen Gesetzen des Aufenthaltsortes, *insoffern diese Gesetze dem öffentlichen Wohle* (ordini publico) dienen. Dies ist aber im vorliegenden Falle zutreffend. — Eine weitere Frage ist, ob diese Suspension bloß für die Diözese des Bischofs Paulus oder allgemein gilt: Solange nicht das Gegenteil klar ausgesprochen ist, kann die Strafe auf die Diözese des Bischofs Paulus eingeschränkt werden. (Vgl. can. 18, 19.) Es wäre dies nur die Anwendung des can. 804, § 1, wonach einem fremden Priester das Messelesen verboten werden kann, si interim aliquid eum commisisse constet. Doch wäre eine Suspension von der Feier der heiligen Messe auch außerhalb der Diözese des strafenden Bischofs möglich. (Vgl. can. 14, 2220, 2226, § 4.) Volle Wirkung würde die Strafe erst haben, wenn der Eintritt der Zensur vom Bischof konstatiert ist. Can. 2232, § 1: *Poena latae sententiae . . . delinquentem, qui delicti sibi sit conscientius, ipso facto in utroque foro tenet; ante sententiam tamen declaratoriam a poena observanda delinquens excusatur, quoties eam servare sine infamia nequit et in foro externo ab eo eiusdem poenae observantiam exigere nemo potest, nisi delictum sit notorium.*

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Dispensation von Weihefordernissen.) Der Kodex hat u. a. in can. 976, § 2, bestimmt, daß das Subdiakonat erst am Ende des dritten, das Diakonat erst am Beginn des vierten und das

Presbyterat erst in der zweiten Hälfte des vierten theologischen Jahres erteilt werden darf. Orden haben hievon allgemein Dispensationen erlangt, wie nachstehendes Reskript, das wir der Zisterzienser Chronik vom 1. Jänner 1934 (36. Jahrg., Nr. 419) entnehmen, zeigt:

Beatissime Pater!

Abbas Generalis Ordinis Cisterciensium, ad pedes S. V. humiliiter provolutus, ea, quae sequuntur, exponit:

Monasteriis Ordinis S. Benedicti sedes Apostolica facultatem dedit, ut fratres clerici studiis theologicis vacantes, post primum annum cursus theologici ad S. Ordinem subdiaconatus, post secundum ad ordinem Diaconatus, post tertium ad ordinem Presbyteratus possint promoveri. Quia omnes condiciones, in quibus ante omnia privilegium hoc niti videtur, etiam in Ordine nostro extant, imprimis autem totum officium apud nos sit maxima cum sollemnitate, additis insuper quotidie officio Mariano et persaepe etiam officio defunctorum, magno afficeremur beneficio, si monachis Cisterciensibus eadem cum Benedictinis frui liceret facultate. Quare orator S. V. rogat humiliiter, ut praefatam facultatem concedere dignetur.

Et Deus . . .

Ex Audientia SSmi diei 13. Novembris 1933 Ssmus D. N. Pius PP. XI referente infrascripto Card. Praefecto S. Cong. neg. Relig. praepositae, attentis expositis, benigne annuit pro gratia, juxta preces, ut alumni ad Presbyteratus ordinem non promoveantur nisi expleto tertio anno cursus Theologici, atque S. Theologiae sedulo operam dare pergent, saltem usque dum praescriptum quadriennium rite compleatur, vetito interim quocumque animarum ministerio, id est ne destinentur concionibus habendis aut audiendis confessionibus aut exterioribus religionis muniiis, super quibus Superiorum conscientia graviter onerata remaneat servatisque de jure servandis.

Contrariis quibuscumque non obstantibus.

Datum Romae die mense et anno ut supra.

C. Card. Laurenti, Praefectus.

Maurus M. Serafini Abb. O. S. B., Secretarius.

In diesem Zusammenhang sei bemerkt, daß auch die neuesten Quinquennalvollmachten der österreichischen Bischöfe (Index facultatum quinquennalium, Formula III, 4 ex congr. Relig. n. 4) die Bischöfe ermächtigen, Mitgliedern religiöser Genossenschaften eine Altersdispens von 12, bzw. 16 Monaten für das Presbyterat zu gewähren. Für die eigenen Untergebenen erfreuen sich die Bischöfe einer solchen Vollmacht nicht. Es würde dieselbe auf Ansuchen wahrscheinlich unschwer gegeben werden.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Zur Geschichte des kanonischen Prozesses) liefert Univ.-Prof. Dr Artur Steinwenter (Graz) einen beachtenswerten Beitrag. (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung, XXIII, 1934, 1—116: Der antike kirchliche Rechtsgang und seine Quellen.) Auf Grund eingehender Quellenstudien kommt der Verfasser zu nachstehendem Ergebnis: Das Straf- und Disziplinarverfahren der antiken Kirche ist durch das Recht des römischen Staates und das im Staaate geltende prozessuale Gewohnheitsrecht beeinflußt worden. In der Frühzeit bis einschließlich des dritten Jahrhunderts ist auch mit stärkeren nichtrömischen lokalen Einflüssen zu rechnen. Nach Ausbildung der Reichskirche nehmen kaiserliche Konstitutionen oder Einzelverfügungen auf den kanonischen Prozeß Einfluß; römische Prozeßnormen und römische Gerichtspraxis werden rezipiert, doch behielt die Kirche ihre Eigenart durch selbständige Schaffung einzelner Teile des Rechtsganges bei. Volksrechtliche Einflüsse sind zuzugeben, nicht aber ein besonderer Einfluß des mosaischen Rechtes. Nur insofern kann von einer Rezeption des mosaischen Rechtes die Rede sein, als Vorschriften des Alten Testamente meist durch Vermittlung des Neuen Testamente aufgenommen wurden.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Ordnung bei den Prozessionen.) Die Prozessionen sind eine glanzvolle, erhebende Manifestation des katholischen Glaubens, mögen sie einfache Bittgänge oder theophorische Prozessionen sein. Erbaulich und großartig sind sie aber bloß dann, wenn die *Ordnung* in denselben musterhaft ist.

Ordnung muß sein hinsichtlich der *Einreihung* der Prozessionsteilnehmer, Ordnung muß aber auch sein beim *Beten* in den Prozessionen.

Es gibt Gegenden, in welchen während der Prozessionen fast ohne Unterbrechung Kirchenlieder gesungen werden entweder mit Musikbegleitung oder ohne eine solche. In diesem Falle sind alle Prozessionsteilnehmer gleichheitlich beschäftigt. Alles richtet sich nach den Texten des Gesangsbuches. Mancherorts werden diese Texte von Kindern, welche die Prozession flankieren, zuerst laut ausgerufen (abschnittweise), bevor sie von der Allgemeinheit gesungen werden.

Diese Kinder haben dann auch die Aufgabe, in den Pausen des Gesanges einige Gebete, z. B. Vaterunser vorzubeten.

Schwieriger ist Ordnung hinsichtlich der Beschäftigung der Prozessionsteilnehmer aufrecht zu erhalten, wenn während der Prozession *bloß gebetet wird*. Da sollte *ein und dasselbe Gebets-Thema* durchgesetzt werden, und zwar den ganzen Zug entlang. Sonst kommt ein Durcheinander zur Auslösung, das nichts

weniger als erbaulich ist. Wird demnach der Rosenkranz gebetet, so ist die ganze Prozession beim nämlichen Geheimnis des Rosenkranzes. Das läßt sich nur erreichen, wenn *Ordner* durch den ganzen Zug hindurch in Abständen verteilt sind. Diese *Ordner* gehen auf breiten Straßen, wo die Prozessionsteilnehmer die Straßensäume beschreiten, in der Mitte der Straße. Ist ein Zehner des Rosenkranzes fertig, so erheben die *Ordner* den Arm. Das ist das Zeichen auch dafür, daß die eine Reihe der Prozession, die zuerst vorgebetet hat, beim nächsten Gesätzchen nachbeteten muß.

Sehr notwendig ist die genaue Verkündigung der Prozessionsordnung durch den Seelsorger am Sonntag vorher, sehr wünschenswert die Wiederholung dieser Verkündigung unmittelbar vor der Prozession. Der Geistliche geht in der Mitte des Zuges, überwacht die Prozession und instruiert die *Ordner*. Bei theophorischen Prozessionen muß ein *Ordner* den Ton angeben.

Cham (Bayern).

P. Haselbeck C. Ss. R.

(Anzeiger der Beichtzeiten.) Zu dem Schreiber dieser Zeilen sagte einmal eine Beamtenfrau: „An jedem Schalter findet man angeschrieben, zu welchen Zeiten derselbe bedient wird, nur an den Beichtstühlen ist das nicht angeschrieben.“ Schreiber ging einmal bei einer Aushilfe an Portiunkula um 5 Uhr in den Beichtstuhl, um 6 Uhr verkündete er aus dem Beichtstuhl, daß er um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr fortgehen müsse, desgleichen um $6\frac{1}{4}$ Uhr, daß er nur mehr einige beichthören könne. Wie er nun um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr sich erhob, um den Gottesdienst in einer anderen Kirche zu halten, fing ein Mann zu poltern an, seit 5 Uhr stehe er schon am Beichtstuhl und jetzt, wo er an die Reihe komme, gehe der Beichtvater fort, fünf Jahre erscheine er nicht mehr am Beichtstuhl u. s. w.

Nur selten findet man an einem Beichtstuhl bezeichnet, wann derselbe besetzt ist. Ja, es finden manche Beichtväter für überflüssig, beim Weggehen den anstehenden Pönitenten zu sagen, ob sie wiederkommen und wann sie etwa wiederkommen? Wie sehr kann dadurch den Gläubigen das Beichten verleidet werden! Stehen sie an einem zweiten Beichtstuhl an, so sind sie zunächst die Hintersten und, wenn sie allmählich sich zu den Vordersten abgewartet haben, kann's wieder passieren, daß der Beichtvater aufsteht und davon geht.

In Pfarreien, wo nur ein oder zwei Priester sich befinden, wissen die Pfarrangehörigen gewöhnlich, wann der Geistliche zum Gottesdienst gehen muß und wann er wieder kommt. Und wird der Priester unversehens aus dem Beichtstuhl geholt, so kann er vor dem Weggehen die Umstehenden leicht aufklären. Anders ist es in Kirchen großer Pfarreien, Klosterkirchen, in

denen zahlreiche Beichtstühle besetzt werden. Diese Beichtstühle können aber an allen Sonn- und Feiertagen nicht gleichheitlich besetzt sein. So wissen die Gläubigen nicht, wann ein Beichtvater kommt und wann er wieder geht, wenn sie nicht durch einen Anzeiger aufgeklärt werden.

Ein Daueranzeiger kann in diesem Falle nichts nützen, da ja die Beichtzeiten des einzelnen Beichtvaters jeden Feiertag sich ändern. Folglich müßte ein Anzeiger beschafft werden, der nach Bedürfnis verändert werden kann.

Ein solcher besteht aus einer einfachen Tafel (aus Holz, Pappendeckel), welche die Aufschrift hat: N. N. hört Beichte von — bis. Neben von und bis ist ein Ausschnitt gemacht, in welchem die beweglichen Ziffern erscheinen. Diese Ziffern sind auf einer drehbaren Scheibe (aus Holz, Papier) angebracht, welche an der Tafel durch einen Stift, eine Schraube, so befestigt ist, daß sie bewegt werden kann. So erscheinen dann die Ziffern nach Belieben beim Ausschnitt „von“ und durch eine zweite drehbare Scheibe beim Ausschnitt „bis“. Vielfach wird schon der eine Ausschnitt „bis“ die Pönitenten genügend aufklären. Eine Hauptsache wird sein, daß Tafel und Ziffern genügend groß gemacht werden, damit sie von den Leuten nicht übersehen werden können.

Cham (Bayern).

P. Haselbeck C. Ss. R.

Erlässe des Apostolischen Stuhles.

Zusammengestellt von Dr Josef Fließer, Professor des kanonischen Rechtes in Linz.

Heft 7 der A. A. S. enthält den italienischen und deutschen Wortlaut des Konkordates zwischen dem Heiligen Stuhl und der Republik Österreich vom 5. Juni 1933, ratifiziert am 1. Mai 1934.

Aus Heft 8 ist von besonderer Bedeutung der Erlaß der Pontificia Commissio de re Biblica vom 30. April 1934 De usu versionum Sacrae Scripturae in Ecclesiis. Auf eine namens des holländischen Episkopates vorgelegte Anfrage des Bischofs von Bois-le-duc (Buscoducen.), ob in den Kirchen dem Volke die Epistel und das Evangelium in Übersetzungen, die nicht „ex veteri vulgata latina editione“, sondern aus dem griechischen oder hebräischen Urtext angefertigt sind, vorgelesen werden dürfen, antwortete die Kommission:

Negative; sed versio Sacrae Scripturae christifidelibus publice paelegatur quae sit confecta ex textu ab Ecclesia pro sacra liturgia approbato. (A. A. S. XXVI, 315.)

In Heft 10 erklärt das S. Officium, daß den vielbesprochenen angeblichen Muttergotteserscheinungen in „Ezquioga“ in

Spanien keinerlei übernatürlicher Charakter zukommt, und verbietet nach can. 1399, Nr. 5, die diesbezüglichen Schriften des Abbé S. Fort und von L. Boué und die Veröffentlichung „*Un fruto de Ezquioga: Hermano Cruz de Lete y Sarasola*“, welche in der Revista „Caridad y Ciencia“ im November 1933 erschien.

(A. A. S. XXVI, 433.)

Weiters werden mit Dekret vom 22. Juni 1934 nach can. 1399 auf den Index der verbotenen Bücher ohne nähere Angabe des Inhaltes und der Gründe gesetzt *Opera omnia Benedicti Croce* und mit Dekret vom selben Tage *Opera omnia Prof. Joannis Gentile*.

(A. A. S. XXVI, 434.)

Bewilligungen und Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Mitgeteilt von Pet. Al. Steinen S. J., Consultor S. Poenit. Ap. (offic. de indulgentiis), Spiritual im Priesterseminar, Aachen, Alexianergraben 33.

1. Gebetchen zu Ehren des leidenden Heilandes. Im Laufe des Jubeljahres nahm die Andacht zum Gekreuzigten zu. Der Heilige Vater freute sich sehr über diesen Erfolg des Jubiläums. Um diesen zu festigen und noch größer zu gestalten, bereicherte er einige Gebetchen mit großen Ablässen.

a) Es ist bekannt, daß das Gebetchen „*Siehe, o guter und süßester Jesus*“ mit einem vollkommenen Ablaß bereichert war und auch fernerhin bleibt. Die Bedingungen sind: man muß es knieend vor einem Bilde des gekreuzigten Heilandes beten, kommunizieren, beichten und nach der Meinung des Heiligen Vaters beten.

Neu ist folgende Verleihung: *Zehn Jahre, so oft man es wirklich fromm betet und im Stande der Gnade ist.*

b) „*Adoramus te Christe, et benedicimus tibi, quia per sanctam crucem redemisti mundum.*“ „Wir beten dich, Christus, an und preisen dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst.“ Jedesmal drei Jahre.

(2. Febr. 1934; S. P. A.; A. A. S. XXVI, 108 sq.)

Wir waren vielerorts gewohnt zu beten: „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus“ u. s. w.; man gewöhne sich den neuen Wortlaut an.

Das früher von Leo XIII. mit 100 Tagen, einmal täglich, bereicherte Gebetchen behält seinen Ablaß: „*Adoramus te, Sanctissime Domine Jesu Christe, benedicimus tibi, quia per sanctam Crucem redemisti mundum.*“ (Nr. 380, Beringer-Steinen I.)

Dasselbe gilt von dem Akte der Anbetung und Danksagung: „Adoramus te, sanctissime Domine Jesu Christe, hic et ad omnes Ecclesias tuas, quae sunt in toto mundo, et benedicimus tibi; quia per sanctam Crucem tuam redemisti mundum.“ (Vgl. Beringer-Steinen I., n. 310; Collectio n. 79.)

c) Wer ein *Credo* und obiges *Gebetchen* „Wir beten dich, Christus, an“ u. s. w. in *andächtiger Verehrung des Leidens und Sterbens des Heilandes* betet, kann jedesmal zehn Jahre Ablaß gewinnen.

Wer es täglich betet, kann jeden Monat unter den gewöhnlichen Bedingungen einen vollkommenen Ablaß gewinnen.

(A. A. S. XXVI, p. 109; S. P. A. 20. Febr. 1934.)

d) „*O Crux ave, spes unica.*“ „Sei gegrüßt, o Kreuz, du einzige Hoffnung.“ 500 Tage jedesmal. — Vollkommener Ablaß monatlich, wenn täglich gebetet, unter den gewöhnlichen Bedingungen.

(A. A. S. XXVI, p. 244; S. P. A. 20. Martii 1934.)

2. Eucharistischer Sühnetag. Mancherorts hat man die Gewohnheit eingeführt, ein- oder mehrermal während des Jahres, außer dem 40 stündigen Gebete, noch einen Tag der besonderen Verehrung des Allerheiligsten zu weihen. Das Allerheiligste bleibt vom Morgen bis zum Abend ausgesetzt, das heilige Meßopfer wird dargebracht, die Gläubigen empfangen die heilige Kommunion; auch können durch Predigten die Besucher im innigen Glauben an dieses Geheimnis gestärkt, ihr Hoffen auf den Herrn aufgerichtet und ihre Liebe zum Heilande im Tabernakel immer wieder von neuem entflammt werden, damit sie so gerne bereit sind, dem eucharistischen Heilande Sühne zu leisten für alle Unbilden, die ihm gerade in diesem Sakramente der Liebe zugefügt werden.

Um die Gläubigen zu einer noch größeren Anteilnahme an diesen festlichen Verehrungen des Heiligsten Sakramentes anzuspornen, verleiht Scine Heiligkeit durch Dekret „Quo magis“, 6. April 1934, für diese Tage dieselben Ablässe, mit denen er durch Dekret „Invecto feliciter“ vom 24. Juli 1933 (A. A. S. XXV, 381) das 40 stündige Gebet bereichert hat.

1. *Vollkommener Ablaß, einmal.* Bedingungen: Beichte, Kommunion, Besuch des ausgesetzten Allerheiligsten, dabei Gebet von fünf Pater, Ave, Gloria und ein Pater, Ave, Gloria nach der Meinung des Heiligen Vaters.

2. 15 Jahre, jedesmal für einen Besuch dortselbst.

(A. A. S. XXVI, 243 sq.; S. P. A. 10. April 1934.)

3. Gebete nach der heiligen Messe. Um die Gläubigen zu bewegen, die Kirche nicht eher zu verlassen, bis der Priester

nach der heiligen Messe in die Sakristei zurückkehrt, verlieh der Heilige Vater für das Beten der letzten Gebete auf den Knien *10 Jahre Ablaß*.

Der von Pius X. verliehene Ablaß von sieben Jahren für das knieend verrichtete Gebet „O Jesu“ u. s. w. bleibt weiter bestehen.

(S. P. A. 30. Mai 1934; A. A. S. XXVI, 312.)

4. Um die Andacht zum Allerheiligsten Sakramente zu mehren, bereicherte Papst Pius XI. folgende Gebetchen, die überall, auch während der Arbeit gebetet werden können, mit Ablaß.

a) Die Antiphon mit Vers und Gebet: „*O sacrum Convivium*“ u. s. w., sieben Jahre jedesmal. — Vollommener Ablaß, gewöhnliche Bedingungen, monatlich einmal, wenn täglich gebetet.

b) Die Anrufung: „*O salutaris Hostia* — Quae coeli pandis ostium, — Bella premunt hostilia — Da robur, fer auxilium. — Uni trinoque Domino — Sit sempiterna gloria, — Qui vitam sine termino — Nobis donet in patria. Amen.“

Fünf Jahre jedesmal. — Vollommener Ablaß monatlich, wenn täglich gebetet, gewöhnliche Bedingungen.

c) Das Volksgebetchen: „*Wir beten dich an in jedem Augenblick* — o lebendiges Brot vom Himmel, großes Sakrament.“

300 Tage. — Vollommener Ablaß, wie oben.

(S. P. A. 4. Juni 1934; A. A. S. XXVI, 313 sq.)

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Peter Kitlitzko, Professor i. R. in Ried im Innkreise (O.-Ö.).

Missionsbericht.

1. Asien.

Vorderasien. Die Assyrischen Christen des Irak haben mit ihrer Anrufung des Völkerbundes nicht viel Glück gehabt. Die zur Überprüfung ihrer Beschwerden und Vorschläge eingesetzte Kommission ist nach langen Beratungen zu dem Entschluß gekommen, daß weiter beraten werden soll, bis sich schließlich ein Land bereit erklärt, die Flüchtlinge aufzunehmen. Nach den Versicherungen der Vertreter der Irakregierung droht den Christen keine Gefahr mehr.

Die vier mohammedanischen Staaten Vorderasiens — die Türkei, Persien, Irak und Afghanistan — schließen sich immer mehr zusammen, wie der Besuch des Schah von Persien in der Türkei deutlich gezeigt hat. Der katholischen Mission erwächst aus diesem Zusammenarbeiten vorläufig keine Gefahr, da Persien in religiösen Dingen toleranter ist, die zwei anderen Länder überhaupt keine katholische Mission haben, und die Türkei in ihrem bisherigen Kampfe gegen alles Christliche hinlänglich gezeigt hat, daß sie eine Beeinflussung von auswärts nicht nötig hat.

Das im Jahre 1922 wiedereröffnete Seminar für den einheimischen Klerus zu *Khosrowa* beginnt die ersten Früchte zu zeitigen. Von den 30 Studenten, mit denen das Seminar 1922 begann, sind drei der Lazaristenkongregation, der ihre Lehrer angehören, beigetreten und befinden sich jetzt zur Vollendung ihrer Studien in Paris. Von den anderen erhielten vor kurzem zwei die Priesterweihe durch den chaldäischen Erzbischof von Urmia und Salmas. Die beiden Neugeweihten richteten nach ihrer Weihe an den Apostolischen Delegaten von Persien ein Dankschreiben, in welchem sie ihn ihrer treuen Ergebenheit versicherten und um seinen besonderen Segen für ihr Wirken bitten. („Fides“, 455.)

Vorderindien. Aus nachträglichen Erklärungen der Bischöfe Südindiens ersieht man, daß der Sieg, den die Katholiken in der Präsidentschaft *Madras* im Vorjahr bezüglich der Schulfrage errangen, größer war, als man anfangs gemeint hat. Durch den neuen Schulgesetzentwurf sollten die kleinen, weniger leistungsfähigen Schulen zugunsten der größeren unterdrückt werden. Nun unterhielt die katholische Mission schon 1932 1823 Schulen mit 122.411 katholischen und 225.083 nichtkatholischen Schülern und über 10.000 Lehrern und Lehrerinnen. Im letzten Jahre sind noch neue dazugekommen, so daß die Gesamtzahl aller katholischen Elementarschulen bei 2000 betragen dürfte. Ein Teil der Dorfschulen wird von Katechisten und Hilfskräften geleitet, da die Anstellung vollqualifizierter Lehrkräfte zu teuer käme. Trotz dieses Mangels sind die Leistungen der Dorfschulen zumeist befriedigend, da die Katechisten erfahrene und begeisterte Männer sind. Bei rigoroser Durchführung des Schulgesetzentwurfes hätten aber fast alle Dorfschulen unterdrückt werden müssen, was für die katholische Mission von größtem Schaden gewesen wäre, da für den Augenblick ein Ersatz nicht zu haben war. Das Zurückziehen des Gesetzentwurfes ist der beste Beweis, daß für die Neuorganisation des katholischen Schulwesens kein dringendes Bedürfnis vorhanden war, da die Bischöfe ohnedies bestrebt sind, das Bildungsniveau nach Kräften zu heben.

Gegenwärtig wenden die Katholiken Vorderindiens ihre Aufmerksamkeit in besonderer Weise der Reform des *Kinowesens* zu. Es ist recht erfreulich, daß sie dabei vielfach von nichtchristlichen führenden Persönlichkeiten, namentlich den Führern der sogenannten Marwari-Gesellschaft in Kalkutta, kräftig unterstützt werden. Mehrere dieser Herren haben offen gestanden, daß manche aus dem Westen stammende Filme das Christentum in den Augen des indischen Volkes in Verzug bringen, da sie der indischen Auffassung von Sitte und Anstand widersprechen. Der Kampf gegen den Mißbrauch des Kinos ist also eine indirekte Missionsarbeit.

(„Licht und Liebe“ 1934, 202.)

Der Episkopat Vorderindiens ist um zwei Salesianerbischöfe Don Boscos vermehrt worden. Der eine — Stefano Fernando — übernimmt den Bischofstuhl von *Krishnagar*, der andere — Louis Matthias — behält die Leitung der zum Bistum *Schillong* erhobenen Apostolischen Präfektur *Assam*. Beide Prälaten sind um die Mission in Assam hochverdient; Fernando arbeitete in ihr seit 1923, Matthias seit 1921, seit 1922 als Apostolischer Präfekt.

Im Bistum *Mangalore* wurden zwei neue einheimische Genossenschaften gestiftet, *Brüder vom Ölberg* und *Ursulinen*. Beide sollen sich dem Volksschul- und Katechismusunterricht widmen. („Fides.“)

Peinlich genaue Rechenschaftsberichte liegen aus den Oblaten-sprengeln *Colombo* und *Jaffna* auf Ceylon vor. Leider ist es wegen Platzmangel nicht möglich, ausführlichere Auszüge daraus zu bringen. Colombo zählt unter 1.739.028 Einwohner 302.409 Katholiken, Jaffna

56.229 Katholiken bei einer Gesamtbevölkerung von 471.742 Seelen, die Zahl der Priester beträgt in Colombo 146 (darunter 37 Weltpriester), in Jaffna 78 (7 Weltpriester), die Zahl der Brüder 143 (Schulbrüder, Maristen), bezw. 46, und die der Schwestern 712 und 121. Unter den letzteren sind auch deutsche Kreuzschwestern. Interessant sind auch die Angaben über die Kommunionen. Colombo verzeichnet ihrer 3.865.864 (davon 220.000 österliche), Jaffna 1.028.048 (davon 35.584 österliche).

Für die Oblaten-Priesterkandidaten wurde vor kurzem ein eigenes Scholastikat errichtet. Bisher besuchten sie das gemeinsame Große Seminar in Colombo.

Hinterindien. Für das im November 1934 unter dem Vorsitz des Apostolischen Delegaten stattfindende Konzil werden schon große Vorbereitungen getroffen. Teilnehmer desselben werden sein: die Leiter von 17 Missionen in Indochina und Siam (15 Vikare, 2 Präfekten), 2 beigeordnete Apostolische Bischöfe, die Provinzial- und Halbprovinzial-Vorsteher der in Indochina vertretenen Orden und Institutionen sowie zahlreiche Theologen.

Die *Redemptoristen-Mission* in Indochina, die im Jahre 1925 begründet und seitdem von Mitgliedern der Ordensprovinz von Sainte-Anne-de-Beaupré in Kanada geleitet wird, weist gegenwärtig in drei Niederlassungen folgenden Personalstand auf: *Hue*: 8 Patres, 15 Laienbrüder, davon 12 Eingeborene, und gegen 100 Juvenisten. *Thai-Ha-Ap* bei Hanoi: 4 Patres, 6 Profeßbrüder (davon 4 Eingeborene), 2 Klerikernovizen, 4 Brüdernovizen. *Saigon*: 3 Patres und 1 Bruder. Zusammen also 44 Ordensmitglieder mit Einschluß der Novizen und gegen 100 Ordensaspiranten.

Die Hue-Niederlassung, die 1925 in einem gemieteten Hause begann, besitzt jetzt ein geräumiges Haus, in dem auch das sogenannte Juvenat oder Kleine Priesterseminar untergebracht ist. Das Kloster Thai-Ha-Ap, 4 km von der Hauptstadt *Hanoi* entfernt, beherbergt seit 1932 das Noviziat der Mission. An einheimischem Nachwuchs hat das Noviziat keinen Mangel, die Station in Saigon, der Hauptstadt Cochinchinas, stammt aus dem Jahre 1933. Die Tätigkeit der Redemptoristen gilt in erster Linie den Katholiken, doch bleiben die Heiden nicht ganz unberücksichtigt, da viele Vorträge und Diskussionsabende — Plaudereien genannt — auch gebildeten Heiden zugänglich sind. Auf der Redemptoristen-Mission in Indochina ruht sichtlich ein besonderer Segen des Himmels. (Kalender 1935, 15 ff.)

Niederländisch-Indien. Der neue Apostolische Vikar der Kleinen Sundainseln, *Heinrich Leven* — ein Rheinländer —, wurde bei seiner Landung auf Flores von der Bevölkerung — selbst der moslemische Radscha der Hafenstadt Ende nahm daran lebhaften Anteil — ungemein herzlich begrüßt. Die vielen Tausende, die aus dem Innern des Landes gekommen waren, wurden von den Radschas in eigens errichteten Zelten untergebracht und reichlich mit Nahrung versorgt.

(„Fides.“)

Philippinen. Nach der neuesten Statistik verwalteten die *Steyler Missionäre* auf den Philippinen dermalen 18 Haupt- und 42 Nebenstationen mit 51 Priestern und 15 Brüdern. Für das erst vor kurzem übernommene Arbeitsfeld in der Provinz *Cagayan* wurde bereits die erste Station — Claveria genannt — eröffnet. Weitere dürften bald folgen. Die *Abra-Mission*, in der noch 32.128 Heiden leben, bei einer Gesamtbevölkerung von 87.745 Seelen, wurde durch zwei neue Heidenstationen verstärkt. Die schwierige Mission von *Zambalez* zählt zwar nur mehr 3200 Heiden, dafür aber 41.140 Agligayaner, deren Rückgewinnung schwieriger ist als die Heidenmission. Die von den Steylern geleiteten Anstalten: Druckerei mit Gewerbeschule in *Manila*,

Priesterseminar und Diözesankolleg in *Vigan*, Knabenseminar *Biamaleg* (Pangasinan) entwickeln sich sämtlich recht gut, desgleichen die Schwesternanstalten. („St. M.-B.“ 1934, 201 f.)

China. Nach Zeitungsmeldungen unternimmt der französische Journalist *Jules Sauerwein* gegenwärtig im Auftrag der großen Pariser Zeitung „Paris-Soir“ eine Informationsreise in Nordchina. Sauerwein veröffentlicht auch interessante Einzelheiten über die Lage der katholischen Missionen und die Leiden, welche die Missionäre infolge der kommunistischen Räuberplage auszustehen haben. Er röhmt auf Grund eingehender Beobachtungen den Heldenmut der Glaubensboten, die lieber die Gefangenschaft auf sich nehmen, als die Geldmittel der Missionen für den Loskauf zu verwenden. Loskäufe geschehen zumeist durch diplomatische Vertreter oder Ordensvorsteher, die aus väterlichem Mitleid die Leiden ihrer Angehörigen abkürzen möchten.

Gegenwärtig werden zwei solche Loskaufsverhandlungen geflogen, die dem seit 24. Dezember v. J. in der Gewalt der Banditen befindlichen Lazaristenpater *Anselmo*, einem Italiener, und dem einheimischen Priester *P. Wang* aus Puchi (Hupe), gefangen am 1. März d. J., in Kürze die Freiheit bringen dürfen. Als neues Opfer der Banditen meldete ein Telegramm den spanischen Dominikanerpater *Urban Martin*, der im Vikariate Funing (Fukien) Ende Juni 1934 ermordet wurde. *P. Martin* war erst 26 Jahre alt.

Der Zentralausschuß der chinesischen Katholischen Aktion veranstaltete in Peking einen vierwöchigen Studienkurs, bei dem die besten Mittel und Wege für die Glaubensverbreitung in Nordchina erörtert wurden. Die Zahl der Teilnehmer betrug 120, die alle an den Verhandlungen lebhaften Anteil nahmen. Auch vier Bischöfe waren anwesend, darunter der Apostolische Delegat. („Fides.“)

Die Salesianer Don Boscos haben im äußersten Westen der Stadt *Shanghai* eine neue Niederlassung gegründet, in der auch eine Druckerei eröffnet wurde. Schlosser- und Schneiderwerkstätten sollen später eingerichtet werden. Die katholische Hochschule in Peking plant ebenfalls Neubauten, darunter einen Bau, in dem 410 Studierende wohnen können.

In dem von Lazaristenvätern geleiteten Seminar von *Chala* bei Peking wurden am 10. Juni d. J. vom Apostolischen Delegaten *Zanin* nicht weniger als 14 Kleriker zu Priestern geweiht, 21 andere Seminaristen empfingen die niederen Weihen.

In *Nordhonan* wurde ein Teil des von der Mailänder Missionsgesellschaft verwalteten Vikariates *Weihweifu* der Steyler Missionsgesellschaft abgetreten. Die ersten Missionäre arbeiten vorläufig noch unter der Jurisdiktion des Bischofes von *Weihweifu*.

Mandschukuo. Der im Berichte über China erwähnte französische Journalist *Jules Sauerwein* hat auch die Mandschurei besucht und dabei bei verschiedenen hohen Persönlichkeiten der katholischen Mission, z. B. beim Bischof von Kirin, Erkundigungen über das Verhältnis der dortigen Behörden gegenüber der Mission eingezogen. Sämtliche Antworten und Aufklärungen lauteten für die mandschurischen Behörden wie für die Japaner äußerst ehrend. Es wäre jammerschade, wenn die günstige Entwicklung wieder durch Gewalt gestört werden sollte!

Die Missionäre von *Tsitsikar* melden glänzende Erfolge ihrer Schüler auf wissenschaftlichem und sportlichem Gebiete. Auch die Mädchen bleiben nicht zurück. („Bethlehem“ 1934, 391.)

Japan. Die wissenschaftlichen Leistungen unserer katholischen Universitäten in den Missionsländern sind den meisten Lesern wohlbekannt. Weniger bekannt ist, daß diese Hochschulen zumeist auch

wertvolle soziale Arbeit leisten und dadurch die direkte Missionsarbeit vorbereiten und erleichtern.

Über das soziale Wirken der Jesuitenuniversität in Tokio berichtet in anschaulicher Weise ein vor kurzem erschienenes Büchlein: In der Bannmeile Tokios. Daraus erfahren wir, daß die Universität — Professoren wie Studenten — in einer der ärmsten Vorstädte Großtokios ein sogenanntes „Settlement“ unterhalten, d. h. ein katholisches Karitaswerk, eine Art *Asyl*, das in erster Linie den Kindern der ärmsten Familien zugute kommt. Universitätsstudenten haben einige Häuschen gemietet und in diesen versammeln sie die Jugend der Umgebung, erzählen ihr kleine Geschichten, machen damit Ausflüge, verpflegen auch die allerärmsten unter den Kindern, und suchen so das Vertrauen der Kinder und der Angehörigen zu gewinnen; die weibliche Abteilung steht unter der Leitung ehemaliger Schülerinnen der katholischen Lyzeen. Eine Reihe vermöglicher Katholiken steht dem Unternehmen als „Hilfskomitee“ zur Seite. Einer dieser Gönner stellte im letzten Jahre den Kindern sein prachtvolles Landhaus am Meere zur Verfügung und hat dadurch das Ansehen des katholischen „Settlements“ so gewaltig gehoben, daß selbst nichtchristliche Kreise einen Hilfsverein gründeten, um den katholischen Studenten die Erweiterung ihres sozialen Unternehmens zu ermöglichen. Auch in religiöser Hinsicht trägt das soziale Wirken der Studenten bereits Früchte.

Die Karitasarbeit der Katholiken findet auch in Regierungskreisen allgemeine Anerkennung. Bei der letzten Reichs-Wohltätigkeitsammlung wurden auch 31 katholische Karitaswerke mit größeren Beträgen bedacht.

Die Obdachlosen-Fürsorge der katholischen Mission nach dem großen Brande von *Hakodate* ist in der Tagespresse als hervorragend gerühmt worden.

2. Afrika.

Ostafrika. Die Fortschritte der *Mill-Hiller* im Vikariate *Kisumu* dauern an. Das Vikariat hat in den acht Jahren seines Bestandes seine Katholikenzahl von 1500 auf 42.707 erhöht. — Das Muttervikariat *Ober-Nil* (*Uganda*) baut seine Katechistenorganisation aus, ein Zeichen, daß es auch hier gut vorangeht. („Kath. Miss.“ 1934, 256.)

In den Missionen der Weißen Väter im Seengebiete sind die Fortschritte so erfreulich, daß es recht schwer ist, auch nur die wichtigsten davon in einigen Zeilen zusammenzufassen. Das Jahr 1933/34 brachte nicht weniger als 20 Neugründungen gegen 16 im Jahre 1932/33. Selbst im Sudangebiet konnten vier neue Stationen eröffnet werden. Die deutsche Mission *Tukuyu* meldet zwei Neugründungen.

Die Zahl der Missionssprengel hat um zwei zugenommen: *Luangwa* zwischen *Nyassa* und *Bangweolo* (bereits gemeldet), und *Ruwenzoni* am Fuße des gleichnamigen Berges, das vom Vikariate *Uganda* abgetrennt wurde.

Die Bekehrungen sind auch dieses Mal am zahlreichsten in den beiden belgischen Mandatsgebieten *Urundi* und *Ruanda*. *Urundi* ist infolge einer im Lande herrschenden Epidemie etwas zurückgeblieben, da die Missionäre ihre Besuche beschränken müssen. Die einheimischen „Töchter der heiligen Theresia“ in *Urundi* haben einen zweiten Posten übernommen. Mit dem ersten hat man sehr gute Erfahrungen gemacht.

Bischof *Streicher*, der nach seiner Resignation trotz seines hohen Alters in einer Pfarrei Aushilfe leistet, wurde von der britischen Regierung mit einem hohen Orden ausgezeichnet.

Sein Nachfolger, *Michaud*, erlebte am 27. und 28. Mai die Freude, 18 Kandidaten seines Priesterseminares die höheren Weihen — 6 Priesterweihen — erteilen zu können. Uganda wird bald ebenso viele eingeborene als europäische Priester haben. Das Verhältnis ist heute: 80 europäische und 57 einheimische.

Im Vikariate *Bangweolo* haben sich die Missionäre eine neue Kategorie von Hilfskräften geschaffen, die sie „*Repetitoren*“ nennen. Die neuen Laienhelfer haben, wie schon der Name sagt, das beim Katecheten Erlernte aufzufrischen und in den einzelnen Dörfern die Überwachung der Getauften und Katechumenen zu besorgen. Da das Amt des Repetitors nicht bezahlt wird, erfährt die Missionskasse auf diese Weise eine bedeutende Erleichterung.

Ende September 1933 konnten auch sechs „Dienerinnen des Kindes Jesu“ nach Ablegung der Profeß ihren ersten Wirkungskreis beziehen. Bisher haben sie sich die vollste Zufriedenheit ihrer Erzieherinnen verdient. („Afr.-Bote“ 1934, 190, 203 f.)

Aus den drei Sprengeln der *Missionäre vom Heiligen Geist* liegen keine Berichte vor, da infolge der Neuorganisation der Vikariate im Vorjahr eine allmähliche Auswechselung des Missionspersonales stattfindet. Für Kilimandscharo wurden bei der letzten Aussendung der deutschen Provinz zwei Brüder bestimmt, für Sansibar ein Bruder, der der Handwerkerschule in Kabua zugewiesen wurde.

Zum Apostolischen Vikar von Bagamoyo wurde an Stelle des nach Liberia versetzten Bischofes Wilson der Provinzial der holländischen Provinz, P. Bernhard Hilhorst, ernannt. Der neue Bischof ist 1895 geboren und 1922 zum Priester geweiht. („Echo“ 1934, 181.)

Abt *Gallus von Peramiho* hat am 1. Juli d. J. in Einsiedeln die Bischofsweihe empfangen. Statistische Angaben aus der letzten Zeit liegen nicht vor, wahrscheinlich wegen der Erkrankung des Bischofs. Nach früheren Berichten darf man wohl eine günstige Entwicklung annehmen. *Ndanda*, dessen Abt Joachim bereits am 11. März die Bischofsweihe erhalten hat, zählt 12.500 Christen, 1609 Katechumenen und 6000 Schulkinder.

Das Motorboot „*St. Nikolaus*“, das die *Kapuziner* von Dar-es-salam nach Übernahme der am Ulanga gelegenen Iringastationen bauen ließen, hat am Sonntag nach dem Herz-Jesu-Fest seine erste Fahrt unternommen. Kapitän ist der Kapuzinerbruder Hilarin.

Auch die Präfektur *Iringa* kann endlich eine erfreuliche Beserung der Missionserfolge melden. Auffallend ist in dieser Mission, daß die armen Christen für das päpstliche Werk der Glaubensverbreitung verhältnismäßig mehr leisten als manche christliche Völker Europas.

Das Vikariat *Shire* hat seine Katholikenzahl auf 66.107 Getauften und 25.836 Katechumenen erhöht.

Südafrika. Die *Mariannhill*er haben von der Regierung die Erlaubnis erhalten, weitere Teile ihrer Farmen den Eingeborenen zur Anlegung von *Eigenheimen* zu überlassen. Gegenwärtig wird an drei verschiedenen Stellen, teils in Natal, teils in der Kapkolonie Land ausgemessen und parzellenweise zu billigen Preisen an Eingeborene verkauft. Die „Union der afrikanischen Katholiken“ (CAU) ist beim Aufbringen der bescheidenen Ankaufssummen behilflich. Die Katholikenzahl hat in allen drei Sprengeln zugenommen und betrug 1933 in Mariannhill 59.476 (+ 5029), in Umtata 4797 und in Bulawayo 4608.

Im Vikariate *Mariannhill* fällt die große Zahl der Schwestern auf. Man zählte 1933 272 Schwestern vom Kostbaren Blut, 34 Kreuzschwestern, 15 französische Missionärinnen Mariens, 50 Dominikanerinnen, 6 Kapuzinerinnen, 4 Solauerschwestern und 78 eingeborene

„Töchter des heiligen Franziskus“ (49 Professen und 29 Novizen), zusammen also 464 Ordensfrauen. Auch die eingeborene Brüderkongregation beginnt sich allmählich zu konsolidieren; ihr gegenwärtiger Stand ist: 4 Professen und 6 Novizen.

Das St.-Franziskus-Kolleg, das im Mai d. J. sein 50jähriges Jubiläum feierte, erntete dabei seitens des Hauptinspektors der Eingeborenenschulen in Natal hohes Lob.

Der im Jahre 1931 auf Anraten der Regierung dem Lehrerseminar von Maria-Zell angeschlossene Hochschulkurs erfreut sich schon eines solchen Besuches, daß das Gebäude erweitert werden mußte. Auch die Armen-Apotheke ist schon zu klein.

(„Vergißmeinnicht“ 1934, 206, 234.)

In *Inkamana* (Eshove) fand am 4. Februar d. J. die erste Einkleidung von drei Zulumädchen als Novizinnen der Kongregation der Töchter des heiligen Benedikt statt. Die Novizinnen erhielten die Namen: Benedikta, Scholastika und Gertrudis. Die Einkleidung erweckte allgemeines Interesse und bei den Missionären, namentlich bei Bischof Spreiter, große Befriedigung. („Missionsbl.“ 1934, 167 f.)

Aus den fünf Missionssprengeln der *Oblaten der Unbefleckten Jungfrau* lauten die Berichte durchwegs befriedigend. Die größten Erfolge bucht wieder das *Basutoland*, das bereits 78.301 Katholiken und 18.529 Taufbewerber melden kann, aber auch *Natal* und *Transvaal* verzeichnen Fortschritte, obgleich in beiden die Protestanten in erdrückender Mehrheit sind. *Transvaal* hat 600.000, *Natal* 331.000 Protestanten gegen 26.894 (+ 760 Taufbewerber), bezw. 41.639 (+ 2283) Katholiken. Die Zahl der Heiden beträgt in *Transvaal* 400.000, in *Natal* 500.000. Die beiden von deutschen Oblaten verwalteten Sprengel *Kimberley* und *Windhuk* wurden durch die außerordentliche Trockenheit der letzten Jahre schwer heimgesucht, konnten aber trotzdem ihre Katholikenzahl vermehren. Bischof Meysing von Kimberley, der nach längerem Aufenthalt in Europa wieder in sein Vikariat zurückgekehrt ist, konnte nach seinem Eintreffen in Kimberley mit großer Genugtuung konstatieren, daß während seiner Abwesenheit überall fleißig und erfolgreich gearbeitet wurde. Von den alten Stationen wurden mehrere ausgebessert und vergrößert, so auch die Franz-Xaver-Schule in Kimberley, welche die beiden anderen bedeutenden Schulen der Eingeborensiedlung, die wesleyanische und die anglikanische, bereits überholt hat. Sie zählt 650 Schüler, während die anderen nur 338, bezw. 296 haben. Von den Neuerwerbungen ist der Ankauf eines Grundstückes bei den Bamaleta in *Ramoutsa*, um das sich P. Ponte schon vor 40 Jahren beworben hat, und die endgültige Errichtung einer Niederlassung in *Rustenburg* (*Transvaal*) von besonderer Bedeutung. Die Katholikenzahl ist von 9763 auf 10.308, die der Katechumenen von 2345 auf 2651 gestiegen. Die Missionsaussichten können als sehr günstig bezeichnet werden. Neu eingetreten sind in den Missionsdienst des Vikariates die *Franziskanerinnen des Klosters Siessen* in Württemberg. Acht Schwestern haben ihre Missionsarbeit bereits aufgenommen, weitere werden bald folgen.

Über *Windhuk* wurde schon im 2. Hefte dieses Jahrganges berichtet. Sein gegenwärtiger Stand ist: 8194 Katholiken (1283 Weiße, 6911 Eingeborene), 1402 Taufbewerber. In *Ukuambi* im *Owandomalande* wurde die Gründung einer Eingeborenen-Schwesterngenossenschaft in Angriff genommen. Zwei Knaben bereiten sich in Rom auf den Priesterstand vor. („Monatsbl.“ 1934, 236 ff.)

Die *Oblaten des heiligen Franz von Sales* wie die *Pallottiner* arbeiten trotz verschiedener Schwierigkeiten, namentlich finanzieller Natur, opfermäßig weiter. Die letzteren können in der unabhängigen Mission *Queenstown* erfreuliche Erfolge buchen. *Gariep* betraut den

Tod seines langjährigen Flugzeuglenkers *Hans Marti*, der bei der ersten Probefahrt des von der „*Miva*“ geschenkten Krankenflugzeuges tödlich verunglückt ist. Die Trauerfeierlichkeiten in East-London zeigten, welcher Hochschätzung sich der Verunglückte — ein geborener Schweizer — überall erfreut hat. Bezeichnend ist, daß sich sofort vier andere Piloten meldeten, die bereit waren, den Flugdienst der Mission in ähnlich uneigennütziger Weise zu übernehmen wie Marti. In *Kroonstad* wird in letzter Zeit der Farmseelsorge besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Die Arbeit ist mitunter schwierig, da viele Farmer wenig Entgegenkommen zeigen. *Westkapland* hat einen Missionsarzt aus Würzburg bekommen.

Westafrika. Die drei Niederlassungen der Benediktiner-Missionsschwestern von Tutzing in der Mission *Cubango in Angola* — Galanpur, Cutchi und Cubango — sind zu einer selbständigen Provinz vereinigt worden.

Die seit längerem erwartete Regelung der Missionsverhältnisse in *Nigeria* ist durch Dekrete vom 9. und 14. Juli d. J. durchgeführt worden. Es wurden zwei neue Präfekturen errichtet, *Benue* und *Calabar*, von denen die erstere der deutschen Provinz der Missionäre vom Heiligen Geiste anvertraut wurde, die zweite der Gesellschaft für auswärtige Missionen vom heiligen Patrik. Das Apostolische Vikariat Mittel-Nigeria, von dem die beiden Präfekturen abgetrennt wurden, führt von nun an den Namen *Onitscha-Owarri*.

Die Leitung der neuerrichteten Präfektur Benue wurde dem bisherigen Oberen, P. Philipp Winterle, übertragen. P. Winterle wirkte vor seiner Berufung nach Nigeria in Kroonstad. Nigeria zählt nach dieser Neuregelung drei Vikariate: Benin, West-Nigeria und Onitscha-Owarri — und vier Präfekturen: Jos, Kaduna (Nord-Nigeria), Benue und Calabar. Vier dieser Sprengel werden vom Lyoner Seminar, zwei von der Genossenschaft vom Heiligen Geist und einer von der Gesellschaft vom heiligen Patrik verwaltet.

Innerraftika. Die günstigen Resultate, welche die Forschungsreisen der beiden Steyler Missionäre Schebesta und Gusinde bei den Pygmäen am Ituri gezeigt haben, veranlaßten die belgische Regierung, den beiden Forschern einen Arzt beizugeben, dessen Aufgabe darin bestehen soll, die verschiedenen Krankheiten der Pygmäen zu erforschen und Maßnahmen anzugeben für die Erhaltung dieser Rasse, die sonst dem Aussterben entgegengesetzt.

Die Missionäre *Kisantu* hielten im Laufe des Juni d. J. sechs geistliche Übungen von je drei Tagen für Männer und Jünglinge ihres Missionsgebietes. Drei dieser Übungen wurden in Kisantu abgehalten, drei in Lemfu. In Kisantu war die Beteiligung 817, 325 und 625, in Lemfu 773, 586 und 500.

In *Luluaburg* fand am 1. Juli die Weihe des ersten einheimischen Priesters von *Westkongo* statt. An der Feier beteiligten sich der Distriktskommissär mit zahlreichen belgischen Beamten, eine Militärabteilung mit 200 Mann, 50 Missionäre und mehr als 30.000 Gläubige, die aus allen Teilen des Landes zusammengeströmt waren. („Fides.“)

3. Amerika.

Nordamerika. In der Indianerreserve Caughauwaya bei Montreal wurde am 1. Juli 1934 der erste *Irokeze* zum Priester geweiht. Der Neupriester sprach in seiner ersten Predigt von den drei katholischen Missionären, die vormals unter den Tomahawks seiner Vorfahren ihr Leben geopfert hatten. Aus Anlaß der Weihe gaben die Indianer der Reserve eine besondere Feierlichkeit. Mehrere Bleichgesichter, die als Vertreter der Behörden gekommen waren, erhielten die Ehrenmitglied-

schaft des Stammes und wurden zum Rauchen der Friedenspfeife mit den Häuptlingen eingeladen.

In der berühmten alten Franziskanermission Santa Barbara in Kalifornien starb im Alter von 83 Jahren der durch seine Forschungen und Veröffentlichungen auf dem Gebiete der kalifornischen Missionsgeschichte berühmte Franziskaner P. Zephyrin Engelhardt. Der Verstorbene stammte aus Deutschland, ist aber bald nach der Geburt mit seinen Eltern nach Amerika gekommen.

Aus dem Eisvikariat Mackenzie schreibt ein Missionär, daß der ganze Sprengel 8734 Einwohner zählt, davon 6073 Katholiken. Die Indianer sind fast ausnahmslos katholisch, während die Eskimos meist dem Protestantismus angehören oder noch heidnisch sind. Die Eskimomission schreitet nur langsam voran.

Südamerika. Zwecks Beilegung des bedauerlichen *Gran-Chaco*-Streites haben die Bischöfe Argentiniens, Brasiliens, Chiles und Perus den Präsidenten von Bolivien und Paraguay eine Gedenkschrift überreicht, in der sie um Einstellung der Feindseligkeiten bitten, damit die Vertreter aller Völker den Eucharistischen Kongreß in Frieden feiern können. In diplomatischen Kreisen hält man die Aktion der Bischöfe nicht für aussichtslos.

Auf Argentinien sind dermalen die Augen der Katholiken der ganzen Welt gerichtet. Was sich da aus Anlaß des Eucharistischen Kongresses in Buenos Aires abspielt, ist ein großartiges Missionswerk, das geeignet ist, die Versäumnisse der letzten Jahrhunderte gutzumachen. Die Berichte über eucharistische Feiern, Männerkommunionen, Pfarrkongresse u. s. w. bezeichnen die Veranstaltung als eine vollständige Erneuerung des ganzen Volkes, denn bisher war diese Begeisterung nicht überall so groß, wie nachstehender Bericht des Steyler Missionärs P. Degenhart aus Diamante vom 29. April 1934 besagt: „Gegenwärtig wohne ich als Seelsorger hier im St.-Josef-Hospital und habe eine fortwährende Missionsarbeit zu leisten. Die Mehrzahl der Kranken hat ja *niemals gebeichtet*; viele können das Vaterunser nicht beten. So ist das Volk hier, und nicht nur das niedere. Die Staatsschulen sind religions-, ja gottlos, seit 50 Jahren. Nur fünf von 100 Kindern besuchen die Schule der Steyler Missionsschwestern. P. Stratmann S. V. D. erteilt Unterricht in der Kirche und bringt eine Anzahl zur ersten heiligen Kommunion. Neulich sagte er ganz betrübt auf der Kanzel: „Von den 250 Kindern, die voriges Jahr die erste heilige Kommunion empfingen, sehe ich dieses Jahr keines mehr in der Kirche.“ Und wie steht es in der Hauptstadt von Buenos Aires samt Vororten? Da gibt es deutsche protestantische Schulen mit 500 bis 700 Kindern, aber *keine katholische*. Die Kinder der 25.000 (?) deutschen Katholiken in Buenos Aires besuchen alle die protestantischen, in Wahrheit religionslosen Schulen.“

Hoffentlich räumt die gegenwärtige Erneuerung mit allen Mißständen gründlich auf, und nicht nur bei den Landeskindern, sondern auch bei den Angehörigen der übrigen Nationen, damit Argentinien wieder ein wirklich katholisches Land wird.

(„St. M.-B.“ 1934, 220.)

Auch Brasilien hat in letzter Zeit seinen christlichen Charakter wiederholt bekundet. So z. B. beginnt die neue Verfassung, welche das Staatsgrundgesetz von 1891 ersetzen soll, mit den Worten, daß die Nationalversammlung „im Vertrauen auf Gott“ ein demokratisches Staatswesen aufrichten will. — An den Vorbereitungen zur Feier des 400. Geburtstages des Jesuitenpaters Josef Ancheta — des Apostels Brasiliens — nahmen außer dem Kardinalerzbischof von Rio de Janeiro auch der Ministerpräsident und sämtliche Mitglieder der Regierung teil. Das Staatsoberhaupt erließ ein eigenes Dekret, in

welchem der 19. März zum Nationalfeiertag erhoben und die Verdienste des bescheidenen Paters mit dankbaren Worten gewürdigt werden. — Am 23. März d. J. starb in Rio de Janeiro ein deutscher Franziskanerpater — *Rogerius Neuhaus* aus Westfalen —, der sich um die Befriedung der Südstaaten in den Jahren 1914 und 1915 große Verdienste erworben hat. „Die Beerdigung des einfachen Franziskaners erfolgte in einer Weise, wie in der Hauptstadt selten eine Beerdigung stattgefunden hat. Die Nationalversammlung hielt eine offizielle Traukundgebung ab.“

Wäre der Priestermangel nicht gar so drückend, könnte auch Brasilien bald eine religiöse Erneuerung melden. Möchte doch die gegenwärtige eucharistische Begeisterung Argentiniens auf Brasilien übergreifen. Hunderte von Priestern und Missionären könnten dadurch ersetzt werden.

Dem Franziskanerbischof Bühl ist es während seines Europabesuches gelungen, für seine Garajosmission in *Bolivien* Ordensschwestern — Schulschwestern von Hallein im Salzburgischen — zu gewinnen. Vier Schwestern sind mit dem Bischof abgereist.

Die Indianermission der österreichischen Zisterzienser hat noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aber weder die Patres noch die Schwestern von ihrer Arbeit abschrecken können.

4. Australien und Ozeanien.

Australien. Die Aufnahme der Missionsthemen unter die Verhandlungsgegenstände des Eucharistischen Kongresses in Melbourne ist, wie nachträglich bekannt wird, über ausdrückliche Weisung des neuen Apostolischen Delegaten Bernadini erfolgt. Msgr. Bernadini fordert auch den Direktor der „Annalen für Glaubensverbreitung in Australien“ in einem eigenen Schreiben dringend auf, den Missionen zu Hilfe zu kommen, und begründet seinen Appell mit den Worten: „Unter den Weisungen, die ich vor meiner Abreise aus Rom empfing, lautet eine, und vielleicht die dringlichste, daß ich die Verbreitung des Glaubens und besonders die Missionen unter den Ureinwohnern fördern soll.“

Die Zahl der Ureinwohner des Landes, der Australneger, beläuft sich auf etwa 60.000. Sie wohnen hauptsächlich im Nordwesten und werden seit längerer Zeit von spanischen Benediktinern und deutschen Pallottinern missioniert. Die Katholiken Australiens haben sich bisher um diese Missionen wenig gekümmert. („Fides.“)

Ozeanien. Bischof Wade meldet aus Kieta auf den *Nord-Salomonen*, daß die Miva-Expedition, bestehend aus einem Flugzeug und drei Motorbooten, glücklich eingetroffen ist. Leiter der Expedition ist der Fliegerpater Tönjes aus der Gesellschaft Mariens (Maristen), der auch Bischof Wade angehört.

Die *Süd-Salomonen* haben ihren Bischof Ludwig Maria Raucaz verloren. Msgr. Raucaz stammte aus der Diözese Chambéry, war seit 1903 Priester und seit 1920 Apostolischer Vikar. Er stand erst im 55. Lebensjahr.

Zum Apostolischen Vikar von *Guam* wurde der spanische Kapuzinerpater Olano y Antaya ernannt. Der neue Vikar wirkt schon seit 1915 in Guam.

Seit März 1934 wird das auf der kleinen Insel *Anelaua*, östlich von Neuhannover im Vikariate Rabaul befindliche Aussätzigenheim mit 430 Kranken von deutschen Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu mit Brüdern der Genossenschaft betreut. Das Heim ist nach dem rühmlich bekannten Aussätzigenheim auf Makongai-Fidschi eingerichtet. Die ersten Schwestern weilten mehrere Monate auf

Makongai, um den Betrieb und die Pflege kennen zu lernen, die armen Aussätzigen werden über die neuen Pflegerinnen nicht zu klagen haben!
 („Fides.“)

5. Europa.

Rom. Der Verein der Glaubensverbreitung (Xaveriusverein, Ludwigmissionsverein) veröffentlicht Zahlentafeln¹⁾ über seine Einnahmen im ersten Jahrzehnt (1922—1932), seitdem Pius XI. den Vereinsitz von Lyon nach Rom verlegt hat. Wir entnehmen ihnen einige Angaben. Gesamteinnahmen 463,947.622 Lire (1 Lire = 22 Pfennig).

Die Zahl der Katholiken in der ganzen Welt ist auf 332^{1/3} Millionen berechnet. (Neuerdings schätzt man sie auf 400 Millionen.) Demnach entfallen auf jeden Katholiken jährlich an Beitragsgeld: 0.1397 Lire, d. i. 33 Centesimi oder 3 Pfennig. — Insgesamt steuerten bei:

Land	Gesamts. von 1922/32 in Lire	pro Kopf jährlich	Wieviel % der Gesamts.
1. Vereinigte Staaten	197,841.246	1.01	42.64
2. Frankreich	59,703.151	0.14	12.86
3. Italien	36,402.510	0.08	7.84
4. Deutschland	30,698.341	0.14	6.61
5. Holland	20,721.234	0.80	4.46
6. Belgien	18,051.854	0.23	3.89
7. Kanada	17,991.705	0.47	3.87
8. Spanien	12,516.359	0.05	2.69
9. Irland	11,328.942	0.34	2.44
10. Argentinien	10,019.096	0.10	2.16
11. England	8,646.077	0.42	1.86
12. Schweiz	5,345.669	0.33	1.15
13. Polen	5,290.672	0.02	1.14
14. Chile	1,750.822	0.05	0.37
15. Tschechoslowakei	1,634.432	0.01	0.35
16. Brasilien	1,402.906	0.005	0.30
17. Luxemburg	1,168.933	0.46	0.25
18. Ungarn	1,126.209	0.81	0.24
19. Österreich	1,081.641	0.01	0.23
20. Jugoslawien	670.947	0.01	0.14

(„St. M.-B.“ 1934, 200.)

Italien. Die italienische Kammer hat auf Vorschlag Mussolinis beschlossen, den italienischen Missionen in China einen außerordentlichen Betrag von 5 Millionen Lire zu widmen als Anerkennung für ihre uneigennützige und tapfere Kulturarbeit.

Würden andere Staaten, deren wirtschaftliche Lage es gestattet, das Beispiel Italiens nachahmen, dann wären die Missionskassen erheblich entlastet.

Frankreich. Die Sahara-Ausstellung, die bis Oktober 1934 in Paris unter Mitwirkung aller beteiligten Regierungsverwaltungsstellen der algerischen, marokkanischen und tunesischen Sahara stattfand, hat auch den katholischen Missionen einen bedeutenden Platz eingeräumt.

Schweiz. Das katholische Missions-Jahrbuch der Schweiz für 1934 bringt eine interessante Zusammenstellung des katholischen Missionspersonals, das Schweizer Ursprungs ist. Nach dieser Statistik stellt die Schweiz 1051 Personen in den Dienst der Mission:

¹⁾ Pontificium Opus a Propagatione Fidei in decennio 1922/23 bis 1931/32. Romae 1934. Eine sehr lehrreiche Zusammenstellung.

251 Priester, 108 Brüder und 692 Ordensschwestern; die Priester gehören 18, die Brüder 25 und die Schwestern 32 verschiedenen Instituten an, von denen die Gesellschaft Jesu 64 Priester und 13 Brüder stellt, die Kapuziner 51 und 38, die Benediktiner von St. Ottilien 30 und 10, die Missionäre von Bethlehem 21.

Von den Schwestern sind am stärksten vertreten die Franziskanerinnen von Tubach im Kanton St. Gallen mit 240, die Kreuzschwestern von Menzingen mit 106, die Benediktinerinnen aus Yangton in U. S. A. mit 95, die Schwestern von Baldegg mit 50, die Kreuzschwestern von Ingenbohl mit 34 und die Missions-Franziskanerinnen von Maria mit 23 Mitgliedern.

Die finanziellen Leistungen reihen sich würdig den persönlichen an. Die „Stiftung für den Glauben“ verzeichnet für 1933 eine Einnahme von 238.641 Schweizer Franken, das Werk vom heiligen Apostel Petrus eine solche von 120.627 Franken. Außerdem haben die Schweizer Katholiken für das Schuljahr 1933/34 1160 Schüler von 17 Kleinen Seminaren in den Missionsländern angenommen, darunter 389 in vier Niederlassungen in Indochina, 43 in Dahomay, 60 auf Madagaskar, 103 in der Mandschurei, 131 in Ruanda u. s. w.

Die Spende eines Flugzeuges durch die Schweizer Katholiken an die Präfektur Gariep in Südafrika wurde bereits erwähnt; wahrscheinlich ist es nicht die einzige derartige Spende.

Das Interesse und die Leistungen der Schweizer Katholiken für das Missionswerk sind, wie dieser kurze Auszug zeigt, über alles Lob erhaben.

Deutschland. Daß auch in Deutschland trotz der Wirtschaftsnot das Missionsinteresse noch nicht erstorben ist, hat die vom 17. bis 19. Juni d. J. in Frankfurt stattgefundene Tagung der Päpstlichen Werke deutlich gezeigt.

Die anwesenden Missionäre und Missionsbischöfe konnten aus der allgemeinen Begeisterung ersehen, daß ihre Missionsarbeit voll auf gewürdigt wird.

Die finanziellen Zuwendungen für Missionszwecke haben wohl infolge der veränderten Wirtschaftslage begreiflicherweise abgenommen, weisen aber trotzdem auch heute noch eine Höhe auf, die den Katholiken Deutschlands zur Ehre gereicht.

Belgien. Nach Mitteilungen aus dem Missionshause Scheut bei Brüssel ist der bewährte Mitarbeiter P. Ruttens bei Bekämpfung des Flecktyphus in den Missionen der Scheutvelder in der Mongolei, der ungarische Arzt Dr Gajdos, in Tunis, wo er am dortigen Pasteur-Institute mit Forschungen beschäftigt war, plötzlich gestorben. Dr Gajdos hat mit P. Ruttens im Laufe von drei Jahren sämtliche Scheutvelder Missionäre der Mongolei geimpft und dadurch erreicht, daß seit dieser Zeit keiner dieser Missionäre mehr an Flecktyphus starb, während früher Todesfälle sehr häufig waren.

England. In England wurde kürzlich eine Studenten-Missionsliga gegründet, deren Hauptaufgabe darin bestehen soll, unter der Jugend der höheren Schulen und der Universitäten den Missionsgedanken lebendig zu machen.

Österreich. In einem im „Osservatore Romano“ erschienenen Artikel erinnert P. Dr J. Thauren S. V. D., daß der ermordete Bundeskanzler Dr Engelbert Dollfuß auch ein warmer Freund der Missionen gewesen ist. Bei Gelegenheit der Weihe des neuen Bischofes Schoppelrey von Sinyanchow in China in St. Gabriel bei Mödling zeigte Dr Dollfuß in seiner Ansprache eine so tiefe und gründliche Auffassung des Missionswerkes, daß alle Zuhörer aufs tiefste ergriffen waren.

In Wien wurde vor kurzem unter Approbation und unter dem Segen des Kardinals Innitzer das *Pauluswerk* gegründet, das neue Wege für ein tatkräftiges Apostolat unter den Israeliten Österreichs und der anderen deutschen Länder eröffnen soll. Es wurden zwei Vereinigungen gebildet, eine für den Klerus und eine für Laien, wo die mit der Bekehrung der Israeliten zusammenhängenden Fragen studiert werden.

Die Protestanten besitzen schon seit längerem „Judenmissionen“. („Fides“ 435.)

Kirchliche Zeitleufe.*)

Von Dr Josef Massarete.

1. Päpstliche Ansprachen. — 2. Österreich: Bundeskanzler Dr Dollfuß †. Auf dem Wege zu einer katholischen Universität in Salzburg. — 3. Frankreich: Erfreuliches und Unerfreuliches. Eine Rede des französischen Botschafters beim Vatikan. — 4. Zur kirchenpolitischen Lage in Spanien.

1. Auch während der heißen Sommermonate nahmen bis Ende Juli die Säle des Vatikans und dann der Palast von Castelgandolfo fast täglich Hunderte auf, die sehnlich wünschten, mit einem unauslöschlichen Eindruck den Segen des Hl. Vaters und vielleicht ein Wort väterlichen Trostes und gütiger Aufmunterung mit heim zu nehmen. Am 25. Juni empfing er in der Beatifikationsaula 2000 Arbeiter des römischen Straßenreinigungsdienstes mit ihren Familien. Er wurde begrüßt mit dem Lied „Inno alla Madonna della Strada“ und begeisterten Hochrufen. Ein Arbeiter verlas eine Huldigungsadresse. Dann pries Pius XI. in einer warmen Ansprache den hohen Wert der Arbeit. Er betonte, daß es keine niedrigen Arbeiten im Sinne sozialer Minderwertigkeit gibt; alle nützlichen und ehrbaren Arbeiten sind etwas

*) Anmerkung der Redaktion: Es ist gewiß den Lesern unserer Zeitschrift aufgefallen, daß in den „Zeitläufen“ über die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse und die Lage der Katholiken im Deutschen Reich in den zwei letzten Heften kein Bericht erschienen ist, obwohl die ganze katholische Welt die Ereignisse in Deutschland mit Spannung verfolgt. Wir glauben unseren Lesern die Erklärung schuldig zu sein, daß unser hochgeschätzter Mitarbeiter, der die „Zeitläufe“ schreibt, uns wiederholt angeboten hat, auf Grund des reichen Materials, das ihm zur Verfügung steht, in den „Zeitläufen“ ein Kapitel über die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands zu schreiben. Die Redaktion der Quartalschrift glaubt jedoch den Zeitpunkt noch nicht gekommen, wo dies ohne Schaden für die Sache geschehen kann. Es ist für eine im Ausland, zumal in Österreich herausgegebene theologische Zeitschrift dermalen noch fast unmöglich, bei einer solchen Darstellung zwischen Skylla und Karybdis hindurch zu kommen. Wir müssen es den berufenen Führern der deutschen Katholiken überlassen, die Taktik zu bestimmen, die hier die richtige ist. Auch die vorsichtigste und bestgemeinte Äußerung in unserer Zeitschrift könnte als unberufene Einmischung empfunden werden und Schwierigkeiten heraufbeschwören.

Großes, eine ehrenwerte und achtunggebietende Sache. Ist doch die Arbeit das große Gesetz, das Gott den Menschen auferlegt hat. Der göttliche Erlöser selbst hat Arbeit für sich erwählt, in der einsamen Werkstätte eines armen Zimmermanns die Arbeit zu einer wahrhaft göttlichen Höhe emporgehoben. Es gibt keine Rangabstufung in der Arbeit; will man aber von einer solchen reden, so kann es sich nur um den Grad der Nützlichkeit handeln. Der Papst zollte der Arbeit der Versammelten im Dienst der Stadt Rom volle Anerkennung. Zum Schluß forderte er sie auf zur Verteidigung ihres hohen Gutes des katholischen Glaubens, gegen die protestantische Proselytenmacherei, die aus der sozialen Not Nutzen zu ziehen sucht. Bevor Pius XI. den Segen erteilte, ließ er allen Anwesenden Medaillen des hl. Giovanni Bosco überreichen.

Gegenüber der äußerst rührigen protestantischen Werbetätigkeit in Italien tut eine kräftige, zielbewußte Abwehr not. Vom 19. bis 22. Juli tagten in Rom die Diözesan-Leiterinnen des weiblichen Jugendverbandes der Kath. Aktion; man zählte 700 Teilnehmerinnen; auch waren zahlreiche kirchliche Assistenten erschienen. Msgr. F. Olgiati behandelte in einer Reihe von Vorträgen den Protestantismus. Alle wohnten im Vatikan einer denkwürdigen Audienz bei, zu der auch Kardinal Serafini, Präfekt der Konzilskongregation, und Msgr. Pizzardo, Generalassistent der Kath. Aktion, sich eingefunden hatten. Pius XI. belobte den Idealismus und Arbeitseifer des Jugendverbandes, dessen Bedeutung in seiner vielfältigen Wirksamkeit ständig wachse. Um so nötiger sei nicht eine Vereinheitlichung, sondern eine harmonische und organische Einheit. Der Wunsch, sich immer enger an die Kirche anzuschließen, finde seinen Ausdruck im Studium der Liturgie, des Kirchengesanges, der Glaubens- und Sittenlehre. Dann wies der Papst auf die protestantische Gefahr und die Bemühungen der Konzilskongregation zu ihrer Bekämpfung hin; hier bedarf es der „Einheit der Kräfte, der Koordination der Initiativen“ unter Leitung der gen. Kongregation. Kurz beleuchtete er, was die eine wahre Kirche Christi dem religiösen Leben bietet, und fuhr fort: „Gerade diesen unendlichen Schatz versucht der Protestantismus zu zerstören; diesen ganzen Reichtum beeinträchtigt, bedroht, zernagt er auf dem Grund der Seelen und der Herzen. Was bleibt beim Protestantismus noch übrig vom christlichen Leben, von den Sakramenten, die er eins nach dem andern geleugnet hat? Was bleibt noch übrig selbst von der göttlichen Person des Erlösers? Eine Legende, eine menschliche Figur . . . Gerade diese Bedrohung besteht heute für ganz Italien.“ Das gehe aus dem von der Konzilskongregation gesammelten Material hervor. Von den Alpen bis zum Ätna sei ein Netz von Nachstellungen, Verwüstungen, Zerstörungen

gespannt. Daher die Notwendigkeit eines entsprechenden Vorgehens gegen solche verderbliche Versuche, und dies sei naturgemäß Sache der Kath. Aktion. Unter den 300 italienischen Diözesen sind nicht 100 von den Nachstellungen der protestantischen Gefahr verschont geblieben. Italien, das von Gott mit dem Glauben und der Kultur so sehr bevorzugte Land, ist genötigt, ein Missionsland für die protestantische Propaganda zu sein. Der Hl. Vater erwartet, daß der auf den verschiedenen Gebieten der Kath. Aktion in Italien so pflichteifrige weibliche Jugendverband auch zur Abwehr solcher Übergriffe vieles beitragen werde.

Am Spätnachmittag des 1. August verließ Pius XI. den Vatikan und fuhr im Auto nach seiner Sommerresidenz Castelgandolfo. Zum letztenmal hatte am 31. Mai 1869 ein Papst, Pius IX., sich dorthin begeben. Gleich nach seiner Ankunft betrat der Hl. Vater seine Privatkapelle, in der er eine Kopie des vielverehrten Bildes der Schwarzen Muttergottes von Tschenstochau hatte aufstellen lassen. Zwei Fresken erinnern an die Schlacht vor den Toren Warschaus, in der die Armee der Bolschewisten i. J. 1920 von den Polen zurückgeschlagen wurde; Nuntius Ratti harrte damals als einziger Diplomat in Warschau aus. Nachher segnete der Papst vom Hauptbalkon aus das ihm zujubelnde Volk. Seine gewohnte Tagesarbeit wurde während des Landaufenthaltes in keiner Weise unterbrochen.

Von den vielen Audienzen seien nur einige erwähnt. Im „Osservatore Romano“ (10. August) wird über den Empfang einer kleinen Gruppe von Mitgliedern der „Sturmschar des katholischen Jungmännerverbandes Deutschlands“ berichtet. Nachdem der Papst den einzelnen die Hand zum Kuß gereicht, sprach er seine besondere Freude über den Besuch in drangvoller Zeit aus. Obwohl es wirklich nicht nötig sei, sie zu ermahnen, wolle er doch an die Pflicht erinnern, der Kirche und dem Stellvertreter Christi die Treue zu halten, fest zu bleiben und im christlich-katholischen Glauben immer mehr fortzuschreiten, während gewisse Bücher unter christlicher Marke dem Heidentum das Wort reden. Auf die Kraft des katholischen Glaubens bauend, brauche man keineswegs zu befürchten, daß die Kirche in Deutschland in Ohnmacht sinken werde. Christus erlitt den Tod und stand am dritten Tag wieder auf. Im Papst lebe die Gewißheit, daß die Kirche in Deutschland nichts verlieren, sondern stärker werden wird. Es sei aber notwendig, den eigenen katholischen Glauben immer wieder auszusprechen und zu bekennen. Als der Hl. Vater den Anwesenden sowie ihren Verwandten und Bekannten den Segen spendete, fügte er zweimal hinzu: „Wir segnen ganz Deutschland.“

Einer Delegation des Komitees des Internationalen Kinopresse-Verbandes, das in Venedig zusammengekommen war, wurde am 11. August eine Papstaudienz zuteil. Zunächst dankte der Papst in einer bemerkenswerten Ansprache den Besuchern, indem er bemerkte, er würde recht gern das ganze Komitee, ja alle Mitglieder des Verbandes empfangen haben. Willkommen sei ihm diese Gelegenheit, vor so einflußreichen Männern von den Besorgnissen, die ihn seit einiger Zeit erfüllen, zu reden. Wohl kann der Film im Dienst der Wahrheit und Tugend des Guten viel wirken. Leider ist aber diese schöne Errungenschaft Quelle und Träger unermeßlichen Schadens geworden, wie der Papst aus allen Weltgegenden von den Bischöfen erfahren. Pius XI. fuhr fort: „Wäre das Kino das, was es ist, und würde es all diese Übel anrichten, wenn die Presse es nicht unterstützte und im Gegenteil entschieden die Immoralität bekämpfte? In anderen Worten: Ist das Kino nicht vielleicht zum großen Teil das, was die Presse daraus macht? Die Frage ist sehr ernst. Es handelt sich in der Tat nicht bloß um ein rein religiöses Interesse. Es handelt sich um fortwährende Angriffe auf die christliche Moral oder auch einfach auf die natürliche, die menschliche Moral.“ Wie das große Gottesgeschenk der Kunst, so habe auch das Kino die hohe Aufgabe der Menschheitserziehung und müsse darum moralisch sein. Würde es so schlecht sein, wenn die Filmpresse sich entschieden gegen die unmoralischen Filme stellte? Diese ernste, angstvolle Frage muß der Papst allen, die es angeht, vorlegen; er bat die Anwesenden, gleichsam sein Mikrophon zu sein, um sie überallhin zu verbreiten. Man hat berechnet, daß im November 1933 die Kinos in der ganzen Welt von 87 Millionen Menschen besucht wurden. Sicher machten die sittlich einwandfreien Filme nur einen kleinen Bruchteil aus. Es genügt nicht, religiöse Filme mit allzu freien abwechseln zu lassen. Das ganze Filmwesen muß „moralisch, die Sittlichkeit fördernd, erzieherisch“ sein. Hat man je an die furchtbare Verantwortung gedacht, die auf den Verbreitern unsittlicher Filme lastet? „Wie oft überantwortet die Sucht nach ungerechtem Gewinn ganze Generationen der Sittenverwilderung, dem moralischen Tod! Welcher Ruin! Und es handelt sich um Seelen! Ganz fürchterlich zum Ausdenken, und nicht bloß — das ist klar — vom religiösen, sondern auch vom einfach menschlichen Standpunkt aus.“ — Der Papst erinnerte an ein Dantewort über ein schlechtes Buch: „Buch und Autor gehörten ins Zuchthaus.“ Und Manzoni, Dante ebenbürtig, stellt als Kunstregel auf: „Fühlen und denken, aber das Heilige nie verraten, nie ein Wort zum Lob des Lasters oder zur Verächtlich- und Lächerlichmachung der Tugend.“ — „Das sollte auch die Filmpresse nie vergessen: sich nie zum Vermittler des Bösen ma-

chen, kein Wort, das als Verspottung der Tugend und Lob des Lasters erscheinen könnte, wie es leider oft mit so traurigen Folgen geschieht.“ Dann hob der Hl. Vater mit inniger Befriedigung hervor, daß Katholiken und auch andere, die sich nur durch ein Gefühl menschlicher Moral leiten lassen, in Europa Kreuzzüge zugunsten der moralischen Kinos unternommen haben. Auch die Regierungen in Italien und anderswo greifen ein und bereits ist etwas erreicht, wenn auch der Erfolg den Erwartungen noch nicht entspricht, da es leichter ist, Gesetze zu machen als sie anzuwenden. Nun wird in Nordamerika ein kraftvoller Feldzug gegen das unmoralische Kino geführt nicht bloß von den Bischöfen, sondern von allen ehrlichen Leuten, die sich zu diesem Zweck um den Episkopat geschart haben. Etwa zehn amerikanische Bischöfe, die jüngst nach Rom kamen, haben darüber berichtet. Zum Schluß betonte Pius XI., der internationale Verband der Filmpresse würde sich große Verdienste, große Ehre erwerben, wenn er durch die Presse diese notwendige Kampagne, diesen heiligen Kreuzzug fördern wollte. Der Verband wird sich auf diese Weise nicht bloß um die katholische Kirche, sondern um die ganze Menschheit höchst verdient machen und gewiß wird Gottes reichster Gnadensegen nicht ausbleiben.

Die eindringlichen väterlichen Worte des Statthalters Christi wurden mit lebhaftem Dank angenommen. Zwei Delegierte des Direktivkomitees, C. Wildiers und M. Widy, gaben im Namen des ganzen Verbandes dem Papst die Versicherung, daß sie seine Besorgnisse teilen und sich um die Verwirklichung der von ihm so sehr gewünschten heilsamen Reformen bemühen werden.

Einige Wochen vorher hatte Kardinalstaatssekretär Pacelli im Auftrag des Papstes in einem Schreiben an den Präsidenten des Internationalen Kath. Film Institutes die Richtlinien für die Tätigkeit aufgestellt, die katholischerseits auf dem Gebiete des Kinos entfaltet werden soll. Nach einer kurzen Schilderung der verheerenden Wirkungen des mächtigen unmoralischen Filmwesens, das unablässig zu bekämpfen ist, wird die Dringlichkeit einer positiven Aktion, den Film zum Instrument gesunder Erziehung zu machen, betont. Es heißt da: „Die wissenschaftlichen Errungenschaften sind auch Gaben Gottes, deren man sich zur Ehre Gottes und Ausdehnung seines Reiches bedienen muß. Daher sollen die Katholiken aller Länder sich eine Gewissenspflicht daraus machen, sich mit dieser immer bedeutsamer werdenden Frage zu beschäftigen. Das Kino steht im Begriff, das größte und wirksamste Beeinflussungsmittel zu werden, wirksamer noch als die Presse, da erwiesen ist, daß gewisse Filme von mehreren Millionen Personen geschaut worden sind.“

Daher ist es im höchsten Grade wünschenswert, daß die Katholiken in ihren Sitzungen der Kath. Aktion, in ihren Studienprogrammen sich immer mehr mit Kino und Film befassen, und es ist auch von Bedeutung, daß alle katholischen Zeitungen sich eine kinematographische Rubrik schaffen, um die guten Filme zu loben und die schlechten zu tadeln. Der Hl. Vater lobt das bisher vom Internat. Kath. Filminstitut Geleistete und das Aktionsprogramm, dessen Durchführung es unternommen hat, unter Beschleunigung des Tempos in der Zukunft. Ohne sich in Verantwortlichkeiten oder Verpflichtungen wirtschaftlicher Natur zu stürzen, ist das Institut bestrebt, zur Vermehrung der großen Kinos beizutragen, die mit allen Erfordernissen ausgestattet und fest untereinander verkettet sind, um lehrreiche und unterhaltende Vorführungen mit christlicher Grundrichtung zu veranstalten, die aber auch durch Nachfrage nach guten Filmen das Interesse der Produktionsfirmen an der Lieferung solcher Filme wecken. Außerdem — und das ist vielleicht der zu erreichende Hauptzweck — zielt dieses Programm darauf ab, die Energien der Guten zu wecken, damit sie begreifen, daß mit der Sicherung eines Absatzgebietes für die guten Filme durch diese Zusammenarbeit sie sich mit fachlicher Eignung und mit der notwendigen Vorbereitung der Filmproduktion höchster Klasse widmen können. Dadurch wird ein Unternehmen gesichert, das unter Achtung der guten Sitten sich durch seinen technischen, künstlerischen und menschlichen Wert aufnötigt und gute materielle Ergebnisse auch in industrieller Hinsicht bringen wird.“

Der praktische Wert solcher Weisungen wurde übrigens seit einer Reihe von Monaten in den Vereinigten Staaten offenbar. Das energische, zielbewußte Vorgehen der Katholiken hat dort Rücksichtnahme auf ihre Empfindungen und Bedürfnisse erreicht. Ihr steigender Einfluß in dieser Hinsicht macht sich bereits in der Filmindustrie bemerkbar.

Am 15. August waren 400 Jahre verflossen seit dem Akt, den man oft als Grundsteinlegung der Gesellschaft Jesu bezeichnet hat. Ignatius von Loyola und sechs seiner ersten Genossen, nämlich Franz Xaver, Diégo Laynez, Alfonso Salmeron, Nicolas Bobadilla, Simon Rodriguez und Pierre Le Fèvre, gewöhnlich Peter Faber genannt, unter ihnen der einzige Priester, wanderten in der Morgenfrühe des Festes Mariä Himmelfahrt 1534 zur Stadt Paris hinaus nach dem Montmartre, an dessen Abhang die den Benediktinerinnen gehörige St.-Dionysius-Kapelle lag. Während des hl. Meßopfers, das Le Fèvre darbrachte, gelobte jeder einzelne, Armut und vollkommene Keuschheit zu beobachten, nach Jerusalem zu pilgern und darauf am Heile der Seelen zu arbeiten; doch wollten sie noch während ihrer Studienzeit ihr

Vermögen behalten. Wenn auch der Jesuitenorden erst 1540 von Paul III. eine Bestätigungsbulle erhielt, so hat er doch immer den 15. August 1534 als seinen Geburtstag betrachtet.

Pius XI. empfing am diesjährigen Fest Mariä Himmelfahrt eine Abordnung, bestehend aus den Mitgliedern der Generalskurie, Ordenspriestern, Novizen, Brüdern, Scholastikern. Die vom Ordensgeneral P. Wladimir Ledochowski verlesene Huldigungsadresse beantwortete der Papst mit einer überaus herzlichen Ansprache. Es sei dies, begann er, eine wahrhaft denkwürdige Audienz, denkwürdig wegen der Erinnerung an 1534 und weil eine wirklich vollständige Vertretung der großen und glorreichen Gesellschaft Jesu sich eingefunden habe. Es eröffne sich ihm eine großartige Vision von ihrer und seiner Gesellschaft. Nachdem sie gleichsam aus den Katakomben hervorgegangen, entfaltete sie ein Leben des Kampfes, der Hochherzigkeit, des Martyriums und wuchs zu ihrem großen Werk für die Kirche. Dann pries der Hl. Vater ein Zentenar, das, wie P. Ledochowski bemerkte, den Triumph der Exerzitien bedeutet, denn daß auf Montmartre die Gesellschaft Jesu geboren und getauft wurde, das war Verdienst und Triumph der Geistlichen Übungen. Werden auch die äußerlichen Festlichkeiten erst 1940 stattfinden zum Zentenar der „kanonischen Geburt“ der Gesellschaft, so wird die jetzige Erinnerung markiert durch eine innere Erneuerung, gemäß dem bei dieser Gelegenheit an die Ordensgenossen gerichteten vortrefflichen Schreiben „De cotidianis pietatis exercitiis rite peragendis“. Der Papst wünscht, daß diese innere Erneuerung fruchtbar sein möge zum persönlichen Nutzen der Ordensleute und zum Besten ihrer Werke. Er habe übrigens daran ein besonderes Interesse, da die Jesuiten von Anfang an ihre völlige Abhängigkeit vom Statthalter Christi betont haben, welche Haltung dann im 4. Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen ihn ihren Ausdruck fand. Diese so enge und kostbare Bindung der Gesellschaft Jesu an den Hl. Stuhl gereiche dem Papst zu großem Trost; das sage er aus dem Grunde seines Herzens. Von seinem Platz aus sei er in der Lage, mit aller Sicherheit und Weitsicht zu beurteilen, was diese Geistesverfassung für die Kirche bedeute, und er danke oft dem Herrn für die ihm durch den Jesuitenorden gewährte so wertvolle und sichere Hilfe. Daher nehme er innigen Anteil an ihrer Feier und spende allen Ordensgenossen in der weiten Welt seinen Segen zur Geisteserneuerung in den Übungen der Frömmigkeit, die das innere Gewebe des ganzen Lebens, den Grund bedeuten, auf dem die Tugenden des Ordenslebens immer mehr blühen können.

2. Österreich: Bundeskanzler Dr Dollfuß †. Auf dem Wege zu einer katholischen Universität in Salzburg. Am 8. Juli erhielt

eine Männerwallfahrt nach Mariazell unter Führung des Erzbischofs Kardinal Innitzer ihr besonderes Gepräge dadurch, daß an der Prozession der Bundespräsident Miklas, Bundeskanzler Dollfuß, der Bürgermeister der Stadt Wien, Schmitz, der frühere Bundesminister General Vaugoin, die Führer der Vaterländischen Front und zahlreiche andere Persönlichkeiten teilnahmen. Dr Dollfuß sprach u. a.: „Wir sind in einer Zeit nach Mariazell gekommen, wo wir vieles, was schon vergessen war, wieder lebendig machen wollen . . . Wir können sagen, das Parteigetriebe überwunden zu haben, wenn wir uns ehrlich bemühen, in wirklich christlicher Gegenseitigkeit die neue Zeit zu schaffen und, so gut wir können, alle in die neue Zeit mitzunehmen.“ Dr Engelbert Dollfuß, ebenso restlos Katholik wie Österreicher, war jede Stunde bereit, für sein Vaterland auch das Opfer seines Lebens zu bringen, hatte er doch neben seinem Aufbauwerk immer gegen zwei Fronten zu kämpfen. „Ich weiß“, erklärte er in einer Sitzung der Christlichsozialen, „daß ich persönlich vielleicht das Schicksal meiner Familie und mein Leben aufs Spiel setze. Aber es geht um Österreich, und so wie ich im Felde meine Pflicht als Soldat getan habe, werde ich sie auch künftig tun ohne Rücksicht auf mich selbst.“

Am 25. Juli fiel Dollfuß bei einem Putschversuch einer radikalistischen, sich auf nationale Interessen berufenden Terrorgruppe. Ein ruchloser Meuchelmord, den der „Osservatore Romano“ als „eine Herausforderung, gerichtet an Europa und an die ganze zivilisierte Welt“, bezeichnet hat. Dem zu Tode getroffenen Staatskanzler ist der ärztliche und geistliche Beistand, den er verlangte, stundenlang verweigert worden. Sein qualvolles Sterben war so groß wie sein Leben. Der edle Mann, der jede Unwahrhaftigkeit verabscheute, sagte als letztes Wort, daß er ja nur den Frieden gewollt habe.

Es heißt, daß der Hl. Vater in Tränen ausbrach, als er die Untat vernahm. Sein lateinisches Telegramm an den Bundespräsidenten Miklas lautet in der Übersetzung: „Wir nehmen lebhaftesten Anteil an Deinem tiefen Schmerz, an dem Schmerz der österreichischen Republik und der ganzen zivilisierten Welt wegen der Ermordung des Kanzlers der Republik Engelbert Dollfuß und erweisen dem Andenken dieser markanten Persönlichkeit eines Christen, dieses treuesten Sohnes der Kirche, dieses tapferen Verteidigers seines Vaterlandes, Unsere Verehrung. Nachdem Wir die Seele des edlen Dahingeschiedenen der göttlichen Barmherzigkeit empfohlen haben, erflehen Wir vom Himmel den wahren Frieden für das katholische Österreich und spenden an erster Stelle Dir mit besonderer Huld den Apostolischen Segen.“

Der überragenden Bedeutung des treukatholischen Staatsmannes wurde der Bischof von Linz, Dr Gföllner, im „Linzer Diözesanblatt“ gerecht mit den Worten: „Österreichs großer Bundeskanzler Dr Dollfuß ist tot. Verbrecherhände haben ihn meuchlings hingestreckt. Er starb als Märtyrer für Recht und Frieden, als Held für sein Vaterland und seine Getreuen, als Träger des österreichischen Patriotismus und Hüter des österreichischen Gedankens. Sein Andenken wird unauslöschlich fortleben in den Herzen aller wahren Österreicher, sein Programm bleibt das Testament für Österreich, das er mit seinem Herzblut besiegt hat, ein heiliges Erbe für uns, das wir in Treue übernehmen. Er war ein treuer Sohn der Kirche, ein Katholik der Tat: die neue Verfassung auf christlicher Grundlage, das Konkordat mit dem Apostolischen Stuhl verewigen sein christliches Bekennertum.“

Bei der Trauerfeier im St. Stephans-Dom begann Kardinal Innitzer seine Ansprache mit den Worten: „Tief im Herzen erschüttert steht Österreich an der Bahre seines großen Kanzlers.“ In der Tat nahm das ganze Volk, das wirklich hinter Dollfuß gestanden, in tiefstem Schmerze bei der Leichenfeier Anteil an dem entsetzlichen Leid, das sein Vaterland getroffen. Der Erzbischof von Wien sprach u. a.: „Mit dem österreichischen Volk trauert die katholische Kirche, die einen ihrer Besten in ihm verloren, um ihn. Der Bischof, der vor seinem Sarge steht, dankt ihm im Namen des österreichischen Episkopats, im Namen der katholischen Kirche Österreichs für sein manhaftes, christliches Beispiel und für das Werk der Erneuerung Österreichs im christlichen Sinne, das er geschaffen hat.“ Dann zitierte der Kardinal Dollfuß' Rede am Wiener Katholikentag und die Worte des Kardinalstaatssekretärs über den Anteil des Bundeskanzlers am Konkordat und fuhr fort: „Und so danken wir Dir heute, Kanzler, für dieses Dein Werk, danken Dir für Dein beispielgebendes, christliches Leben und den frommen Glauben, auf den sich Dein ganzes Schaffen aufbaute. Das ließ Dich im Leben so groß werden, und im Sterben wuchtest Du noch darüber hinaus. Deine letzten Worte: ‚Ich wollte ja nur den Frieden, den andern möge der Herrgott vergeben!‘ werden von uns unvergessen bleiben. Dadurch, daß Du, von Feinden umringt, einsam Deinen Geist aufgeben mußtest, wurdest Du ein echter Jünger unseres göttlichen Heilandes, der am Kreuze auch verlassen starb. Dein Glauben war der Quellbrunn, aus dem Deine Liebe zur Heimat erstand. Er war der Strom, der Dein Lebensschifflein an die Gestade der Ewigkeit trug. Der durch feige Verbrecher zu Dir gesandte Tod traf Dich unerwartet, aber nicht unvorbereitet . . . Und nun bist Du wie ein Soldat auf seinem Posten, wie der Krieger im Schützengraben, wie ein

Märtyrer gefallen. Ein Held, ein Herold, ein Rufer im Streite, ein wahrer Christ, ein Kämpfer, unser Führer! . . . Dein Helden-tod, Deine Opferweihe wird uns Beispiel werden und Unter-pfand sein einer besseren, glücklicheren Zukunft. Dein Opfer-blut wird uns Lösepreis des Friedens in unserem heißgeliebten österreichischen Volke werden . . . !“

Vom 7. bis 26. August nahmen die vierten Salzburger Hoch-schulwochen einen erfreulichen Verlauf. Das Hauptkontingent der 580 Hörer rekrutierte sich naturgemäß aus Österreich, doch waren auch die Schweiz, die Tschechoslowakei, Jugoslawien und Frankreich stark vertreten. Am 15. August wurde ein akademischer Festakt abgehalten, zugleich Generalversammlung des vor 50 Jahren gegründeten Kath. Universitätsvereines von Salzburg, der nunmehr vor der Krönung seiner Bemühungen steht. Die Feier wurde im Dom eingeleitet mit einer Predigt des Univ.-Prof. Dr P. Alois Mager; ausgehend vom Festgeheimnis Mariä Himmelfahrt, beleuchtete er die Notwendigkeit einer freien katholischen Universität in Salzburg. Daran schloß sich das vom Kardinal-Erzbischof Dr Innitzer zelebrierte Pontifikalamt an, dem auch Bundeskanzler Dr Schuschnigg bei-wohnte. Die um 11 Uhr folgende Festversammlung wurde vom Fürsterzbischof Dr Rieder als Oberhirt und als Präsident des Universitätsvereines mit einer warmen Ansprache eröffnet. Er würdigte die Verdienste des seit 1884 für die Idee einer katholischen Universität in Salzburg werbenden Vereins und gedachte in bewegten Worten des so tragisch dahingerafften Bundeskanzlers Dr Dollfuß, der die Universitätsbestrebungen als seine ganz persönliche Angelegenheit aufgefaßt hatte.

Dann hielt Bundespräsident Miklas eine große Rede, aus der die Hauptgedanken hervorgehoben seien. Nachdem der Kardinal-Erzbischof von Wien an einem hohen Fest der wahren Mater Austriae Gottes Segen auf das nun zu schaffende bedeu-tsame Werk herabgerufen, soll jetzt in der alten Aula academica dem Wollen von Kirche und Staat nach dem Wiedererstehen der Universitas catholica Salisburgensis Ausdruck verliehen wer-den. Mein Gruß gilt zunächst den Vorkämpfern im Kath. Uni-versitätsverein, denen ich im Namen des Vaterlandes innigen Dank ausspreche mit dem Wunsch, daß der Verein recht bald das gesteckte Ziel voll und ganz erreiche. Indem der Bundesprä-sident Österreichs diesen Gruß, Dank und Glückwunsch über-bringt, bekennt auch das Vaterland sich zur Idee einer katholi-schen Universität in Salzburg. Durch sein persönliches Erschei-nen hat auch Kardinal Innitzer die klare Willensmeinung des österreichischen Gesamtepiskopats zur Frage der Errichtung einer katholischen Universität in Salzburg öffentlich bekundet. Auch dem Hl. Vater, der diesen Bestrebungen seine kraftvolle

Unterstützung gewährt, gebührt innigster Dank. Hier soll eine deutsche katholische Universität erstehen. Wohl wird immer wieder behauptet, die Wissenschaft müsse voraussetzungslos sein. Einer der Grundirrtümer des liberalistischen Zeitalters, das die Autonomie des Menschen erklärte. Soll dem Unheil, das daraus entsprang, Einhalt geboten werden, so muß man die unerlässliche Bindung an die Gottheit wieder annehmen, die alten Heiligtümer wieder einholen, die Herrschermacht Gottes über alle Kreatur, auch über den freien Menschen wieder demütig anerkennen. Wohl stößt das Wort „demütig“ auf Widerspruch, Kritik, und oft genug wird die beißende Bemerkung laut, nur der weiblich-römisch-jüdische Glaube spreche von Demut. Durchaus nicht. Ungezählte Tausende sind für diese demütige Hingabe an Gott in den Tod gegangen. Solcher demütiger Glaube ist männliche, heldische Tat. Wenn diese Bindung an die Gottheit nicht nur für den einzelnen gilt, sondern auch von Familie und Volksgemeinschaft, in Gesellschaft und Staat öffentlich bekundet werden soll, warum sollte dies nicht auch für die Hochschulen gelten? Es gehört zum Werk des katholischen Wiederaufbaues, wenn die neue Universität in Salzburg sich katholisch nennen wird. Es wird dadurch auch an eine alte Landestradiation angeknüpft. Salzburg hatte seine katholische Universität, die der sogenannten Aufklärung zum Opfer fiel. Es blieb nur die theologische Fakultät als staatliche Einrichtung übrig. Nun soll in Verbindung mit Benediktinern die freie katholische Universität wieder erstehen, die von hoher katholischer Warte aus einen sittlich und religiös hochstehenden, bestgeschulten und tüchtigen Akademikerstand heranbildet, der befähigt ist, im Dienste des Volkes die ihm von Gott gestellten Aufgaben mit voller Kraft zu erfüllen. Eine freie, würdige Pflegestätte wissenschaftlicher Tätigkeit, die nicht Selbstzweck, auch nicht bloße Sache des Intellektes ist, sondern Hinleitung und Erziehung zur Verwirklichung der sittlichen Weltordnung im höchsten Sinne des Wortes. Eine solche Universität, die als organische Einheit auf Grund einer unverrückbaren Weltanschauung Lehrende und Lernende verbindet, wird in Salzburg erstehen, nicht bloß für Österreich, sondern für das gesamte deutsche Sprach- und Kulturgebiet. Sie wird einerseits im Ringen der wissenschaftlichen Forschung den spezifisch-katholischen Geist zur Geltung bringen, anderseits innerhalb des deutschen Raumes mit allen friedlichen und versöhnenden Mitteln höchster Wissenschaft dazu beitragen, das Volk im Geiste wahren Christentums zu erhalten und deutsches Wesen in diesem Geiste zu vertiefen und zu verankern; im Geiste auch jener mehr als tausendjährigen christlichen Tradition, aus der alle große Weltgeltung des deutschen Volkstums entsprang. — Dann teilte der Bundespräsident mit, daß der

österreichische Ministerrat am 7. August prinzipiell beschlossen hat, im Rahmen der Aktion des Kath. Universitätsvereins durch Gesetz die Errichtung einer freien katholischen philosophischen Fakultät in Salzburg zu genehmigen und gemäß den Bestimmungen des Konkordats darüber unverzüglich mit dem Hl. Stuhl zu verhandeln. Voraussichtlich wird die geplante neue Fakultät, ausgestattet mit den nötigen staatlichen Privilegien, schon im Herbst ihre Tätigkeit beginnen. Der Regierungsbeschuß bedeutet die Erfüllung eines Herzenswunsches des verewigten Bundeskanzlers Dollfuß. Er erlebte sie nicht, da er als Blutzeuge für ein neues Österreich fiel. Der Bundespräsident schloß seine klare, charaktervolle Rede mit der Versicherung, das Vermächtnis von Dr Dollfuß werde allen heilig sein. In dieser Stunde seiner zu gedenken sei eine Pflicht unauslöschlichen Dankes gegenüber diesem herrlichen Bannerträger echten Österreichertums und stärksten Mitschöpfer pulsierenden katholischen Lebens in seinem Vaterlande.

Im Namen des katholischen Österreich dankte Kardinal Innitzer dem Bundespräsidenten dafür, daß am 25. Juli unter gefahrvollen Umständen durch sein energisches Eingreifen jegliche Erschütterung der staatlichen Autorität vermieden wurde.

— In einer trefflichen Ansprache gab Kanzleidirektor Dr Max Pietsch dem Gedanken Ausdruck, die Vorsehung habe den Katholiken Österreichs eine weit über den Rahmen ihres Landes hinausgehende Sendung zugesagt. Heute, wo die Welt in ihrer Gesamtheit vom Wunsche beherrscht ist, aus der Not und Krise herauszukommen, wo die totale Krise eine totale Lösung erwartet, wird immer mehr die Ursache der Krise im Geistigen erkannt und von dort erwartet man die Erlösung. Es ist zu hoffen, daß die katholische Universität in Salzburg dazu nicht wenig beitragen wird. Der Ausbau der Hochschule ist zunächst eine österreichische Aufgabe, die von den Katholiken Österreichs große Opfer fordert. Eine innerösterreichische Angelegenheit darf die Universität aber nicht bleiben. Sie soll Ausgangs- und Mittelpunkt des im Religiösen verankerten Denkens der deutschen Katholiken werden. — Es würde zu weit führen, auf die an neuen Gesichtspunkten reiche Rede des bekannten Forschers Univ.-Prof. Dr P. Wilhelm Schmidt S. V. D. näher einzugehen. Er legte das Programm der neuen Universität dar, die, von einem reichen Kranz von Forschungsinstituten und Kollegien umgeben, gleichsam ein Oxford und Cambridge im deutschen Sprachgebiet sein wird.

Vom akademischen Festakt der Salzburger Hochschulwochen, zugleich Begründungsakt der Universität, wurde ein lateinisches Huldigungstelegramm an den Hl. Vater gesandt. Es lautet: „Wilhelm Miklas, der österreichische Bundespräsident,

Kardinal Theodor Innitzer, Erzbischof von Wien, Ignatius Rieder, Erzbischof von Salzburg, heute mit einer großen Menge zu einer Festversammlung vereinigt behufs Gründung einer katholischen Universität, senden Eurer Heiligkeit, dem väterlichen Beschützer und Förderer dieser Universität, mit kindlichem Sinn die ergebensten Grüße und erbitten zu dem schwierigen Werk den Apostolischen Segen.“ Seitens des Kardinalstaatssekretärs Pacelli ging dem Bundespräsidenten Miklas folgendes Antworttelegramm zu: „Der Hl. Vater, hocherfreut über den Eifer, den Du in Gemeinschaft mit Sr. Eminenz Kardinal Innitzer und Erzbischof Rieder für die Gründung der Katholischen Universität Salzburg in so hervorragender Weise betätigst, spricht Dir und den Oberhirten dafür die verdiente Anerkennung aus, begleitet die Errichtung einer solchen Pflegestätte der katholischen Wahrheiten mit seinen reichsten Glückwünschen und erteilt allen, die das begonnene Werk fördern, den Apostolischen Segen.“

3. Frankreich: Erfreuliches und Unerfreuliches. Eine Rede des französischen Botschafters beim Vatikan. Wenn Frankreich oft als Mutterland des Antiklerikalismus und der Unmoral bezeichnet wurde, so verdankt es diesen traurigen Ruhm an erster Stelle der unheilvollen Rolle, die das Logentum seit Jahrzehnten spielen durfte. Vom großen Panama-Schwindel bis zum Stavisky-Skandal ist das Land immer wieder durch sensationelle Bestechungsaffären erschüttert, aufgewühlt und ausgeraubt worden, an denen großenteils namhafte Dreipunkte-Brüder beteiligt waren. Während sie gewissenlos ihre Privatgeschäfte besorgten, verloren sie nie ein Hauptziel, Schwächung und wenn möglich Ausrottung des Katholizismus, aus dem Auge. Im Dunkel der Freimaurerlogen wurden die Maßnahmen beschlossen, die in den letzten Jahren periodisch erfolgten, insbesondere durch das Unterrichtsministerium. Auf Drängen freimaurerischer Verbände, z. B. der Unterrichtsliga, wurde systematisch an der Laizierung Elsaß-Lothringens gearbeitet, indem man bald offiziell, bald anders den Geist und Buchstaben des Konkordats verletzte. Seiner politischen Macht bewußt, forderte der französische Großorient in seiner Versammlung vom 23. September 1933 von der Regierung sofortige Anwendung der Laiengesetze im Unterricht aller Stufen, rasche Einführung der Einheitsschule, deren Erziehungsplan undogmatische, freie Menschen für die Gesellschaft vorbilden soll. Damals dachten jene Sektierer wohl nicht, daß in wenigen Monaten ein neuer riesiger Finanzskandal ans Tageslicht käme, durch den gewisse Minister, Senatoren und hohe Beamte, deren enge Beziehungen zum Freimaurertum bekannt waren, aufs schlimmste bloßgestellt würden. Als der Stavisky-Skandal das Treiben hochgestellter Logenbrüder enthüllte, da entbrannte der Kampf gegen die grüne Sekte auf brei-

tester Grundlage. Er begann im März 1934 mit einer Revolution der französischen Frontkämpfer, die an den Ministerpräsidenten Doumergue die Forderung richteten, den Einfluß aller geheimen Gesellschaften zu vernichten, vor allem die Freimaurerlogen zu verbieten. Zwei Monate später gründeten hervorragende konservative Abgeordnete in Paris eine „Liga zur Bekämpfung der Freimaurerei“, deren Mitgliederzahl ständig wächst. Die anti-freimaurerische Bewegung wird sehr gefördert vom „Echo de Paris“; dieses angesehene Blatt veröffentlichte die Namen der freimaurerischen Deputierten und Senatoren; in der ersten Liste sind 50 sehr bekannte Politiker genannt, meist Sozialisten, darunter der Führer Léon Blum.

In der Generalversammlung der Französischen Kath. Nationalföderation, an der im Sommer zahlreiche Delegierte aus allen Diözesen in Paris teilnahmen, erklärte General de Castelnau, es sei eine unbedingte Notwendigkeit, die Freimaurerei heftig zu bekämpfen; er machte sie nicht nur für die Drohungen gegen die Katholiken, sondern auch für die vielen Übel und Skandale der letzten Zeit verantwortlich. Das Vereinsorgan „La France catholique“ wird durch rastlose Aufklärungsarbeit dem Freimaurertum sehr unangenehm. Flugzettel und Broschüren beleuchten dessen Tätigkeit im ganzen Lande. Bekanntlich erhielten die französischen Logenbrüder in den letzten Jahren Zuwachs durch Emigranten aus Italien, Rußland, Deutschland, was ihren Einfluß stärkte. Anderseits haben die großen marxistischen Verbände der Sozialisten und Kommunisten sich vor kurzem geeinigt. Anfangs August fanden zwei Lehrerkongresse statt. In Montpellier tagte der Einheitsverband, dem auch die kommunistischen Jugendbildner angehören; in Nizza das trotz seines Namens leidenschaftlich internationale Nationalsyndikat, das vor allem die sozialistischen Lehrer zu seinen Mitgliedern zählt. Nachdem die beiden Richtungen sich bisher feindlich gegenübergestanden, haben sie nun eine enge gemeinsame Aktion beschlossen. Eine marxistisch-bolschewistische Umwälzung wird offen angestrebt. Frankreich ist in Gefahr, von seinen eigenen, im Geiste des Laizismus ausgebildeten Lehrern dem Bolschewismus ausgeliefert zu werden. Doch ist die derzeitige Regierung entschlossen, es nicht bis zum Äußersten kommen zu lassen. Unter Verleugnung der seit drei Jahrzehnten betriebenen Weltanschauungspolitik der Vernichtung aller religiös-konservativen Kräfte zugunsten einer unmöglichen Neutralität nimmt sie diese Kräfte jetzt in Anspruch. Bereits hat sie die Schulbrüder wieder nach Frankreich zurückgerufen. Rund 5000 von ihnen sind wieder in den französischen Schulen tätig, die meisten im Ordenskleid.

So erfreulich dies sein mag, in Frankreich ist doch der politische Kampf zwischen Rechts und Links noch unentschieden, sein in absehbarer Zeit zu erwartender Ausgang ungewiß. Die marxistischen Verbände reichen bis weit in die intellektuellen Kreise herauf. Nachdem der Sieg des Nationalsozialismus die bolschewistische Gottlosenpropaganda in Deutschland gelähmt hat, scheint sie vor allem Frankreich zu ihrem Wirkungsfeld ausersehen zu haben. Ein „Tag der Gottlosen“ war auf den 15. Juli nach Paris einberufen; als Kongreßredner waren eine Anzahl Lehrer angemeldet. Zahlreiche religionsfeindliche „Aufklärungs“-Vorträge und Veröffentlichungen sind für die nächste Zeit vorgesehen. Heute steht das demokratische Land im Mittelpunkte des bolschewistischen Kampfes gegen das Christentum. Dabei ermangeln die Nicht-Marxisten der politischen Einigkeit, von weltanschaulicher Einheit nicht mal zu reden. Immer noch unsicher ist der religiöse Friede, sogar in seiner heutigen prekären Form, wie auch das Erziehungswesen. Unter diesen Umständen beobachtet der Weltkatholizismus nicht ohne Sorge die Ereignisse in Frankreich. Dessen Machthaber bedürfen aber, besonders für ihre Außenpolitik, der katholischen Sympathien des Auslandes.

Am französischen Nationalfest wurde in Rom eine sehr beachtenswerte Rede gehalten, die allem Anschein nach an bestimmten Stellen den Eindruck erwecken oder festigen sollte, daß die nötigen Garantien gegeben sind für eine ruhige, auch dem Hl. Stuhle und dem Katholizismus günstige Entwicklung in Frankreich, das in den kritischen Februartagen 1934 seine Selbstbeherrschung erprobt hat. Im Palazzo Taverna, Sitz der französischen Botschaft beim Hl. Stuhle, fand am 14. Juli großer Empfang statt. Der einflußreiche Kardinal Lépicier, Präfekt der Kongregation für die Verwaltung und Beaufsichtigung des gesamten Ordenswesens, war mit ihrem Sekretär Msgr. La Puma erschienen. Offenbar in höherem Auftrage hielt der Botschafter Charles-Roux eine Rede, die nach Ton und Inhalt über die Art diplomatischer Gelegenheitsreden hinausging. Zunächst wies der Diplomat darauf hin, daß Frankreich vor wenigen Monaten gegenüber unerwarteten Schwierigkeiten einen bedeutenden Sieg der Disziplin und Selbstbeherrschung errungen habe; bekannt sei sein Pflichtgefühl, der seinem Vaterlande eigene Sinn für Verantwortung, Energie, Ehre und Tugend. Das sei besonders allen klar, die von Rom aus die Welt und die Ereignisse beachten. „Denn der Vatikan ist jener Ort, zu dem von allen Punkten der Erde die meiste Hingebung, Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung hinstrebt. Daher ist man in seiner Nähe am rechten Platz, um die Reserven moralischer Gesundheit, die Frankreich birgt, festzustellen, die Fähigkeiten und Hilfsquellen

der französischen Seele zu bewerten.“ Dann widmete Charles-Roux der Größe und Zahl der französischen Heiligen treffliche Worte, indem er besonders jener gedachte, denen im Jubiläumsjahr die höchste Ehre der Altäre zuteil geworden. In den großen Unternehmungen der Caritas treten Verwandtschaften einzelner Völker zu Tage. „Bald ist es eine Jeanne Thouret, die in Italien eifrige Mitwirkung bei ihren mildtätigen Bestrebungen findet. Bald ist es ein Don Bosco, dessen edle Initiativen in Frankreich das tiefste Echo hervorgerufen und der überall, wo er erscheint, in Paris, Lille, Marseille, Sympathie und Begeisterung erntet. Wie hochwertig ist solcher Austausch und welche Verwandtschaft unter den Zweigen des lateinischen Stammes wird dadurch bezeugt!“ Bilden auch die Helden des Guten bloß Ausnahmen, so ist das moralische Niveau der Volksmassen diesen Gipfeln doch näher als den Niederungen. Den Beweis dafür findet der Botschafter in den Leistungen der Hochherzigkeit im katholischen Frankreich. Er wollte dafür ein paar Beispiele anführen. Für die Opferwilligkeit der französischen Katholiken zum Besten des freien Unterrichts zeugen 12.000 Lehranstalten, 38.000 Lehrpersonen, mehr als eine Million Schüler, eine Jahresausgabe von 750 Millionen Franken. „Drei päpstliche Werke unterstützen die katholischen Missionen in den fernen Ländern: das Werk der Verbreitung des Glaubens, der Kindheit-Jesu-Verein und das Werk des hl. Apostels Petrus. Alle drei wurden in Frankreich von Franzosen gegründet. Von allen Ländern Europas hat Frankreich während der letzten zehn Jahre dem ersten der genannten Werke die weitaus größten Summen zugewandt. Für das zweite hat Frankreich in den harten Jahren der Finanzkrise sein früheres Niveau eingehalten. Dem dritten Werk fließt aus Frankreich mehr als ein Drittel seiner jährlichen Einnahmen zu . . .“ Diese Feststellung ist tröstlich und gestattet, für ein solches Volk ein günstiges Geschick zu erhoffen. „Sie rechtfertigt auch das Vertrauen in die Zukunft unseres guten Verhältnisses mit dem Hl. Stuhl. Die Unruhe der Welt würde uns, wenn dies nötig wäre, den hohen Wert enger Beziehungen mit einer so einzigartigen geistigen Macht ermessen lassen. Es ist übrigens Tatsache, daß der katholische Faktor selten eine so große Rolle in der Welt gespielt und einen so starken Einfluß auf eine vielen Leiden zum Opfer gefallene Menschheit ausgeübt hat, wie dies heute der Fall ist. Hier muß bemerkt werden, daß zwischen den Aspirationen unseres Volkes und den apostolischen Zielen des Papsttums keine Divergenz besteht. Wir wünschen nur den Frieden, der auch der beständige Wunsch des Papsttums ist. Auf einer höheren Ebene als jener der Politik, gibt die Zivilisation, die uns ihren Stempel aufgeprägt hat, unseren geistigen Bestrebungen ihre dauernde

Orientierung. Ich brauche Ihnen nicht die Wiege dieser Zivilisation zu nennen, Sie an ihren Ursprung, ihr Wachstum, ihre Züge zu erinnern. Unsere Nation ist davon durchdrungen, findet darin ihr Genüge. . . . Die Franzosen fühlen sich nicht durch die Umstände getrieben, die Quellen ihrer Kultur zu verlassen, aber wohl sich denselben noch mehr zu nähern. Nicht von gelegentlichen Einfällen, sondern von Methoden, die für die Bildung der Geister und Charaktere ihre Probe bestanden, erwarten die Erfahrensten unter uns den Aufschwung der sittlichen und moralischen Werte in der ganzen sozialen Welt . . .“

Wie Hohn auf all dies Schöne erscheint die Tatsache, daß die französische Regierung mit allem Nachdruck die Aufnahme Sowjetrußlands in den Völkerbund, den „Pakt mit dem Beelzebub“ gefördert hat.

4. Zur kirchenpolitischen Lage in Spanien. Durch den bedeutenden Erfolg der spanischen Katholiken bei den Cortes-Wahlen von November-Dezember 1933 wurde offenbar, daß die von einer freimaurerisch-sozialistischen Mehrheit geschaffene Verfassung keineswegs mehr dem Geist der breiten Volksschichten entspricht und letztere friedliche Beziehungen von Kirche und Staat wünschen. Die brutal sektiererischen Draufgänger, die sich gern als „Gründer der Republik“ feiern ließen, mußten am Staatsruder gemäßigt Republikanern des Zentrums Platz machen. Doch war die Linke, wenn auch geschwächt, nicht niedergeworfen. Da die neue Regierung nicht umhin konnte, zwischen rechts und links zu lavieren, wurden den katholischen Wählermassen die Früchte ihres Sieges nur in beschränktem Maße zuteil; sie mußten sich einstweilen mit halben Zugeständnissen begnügen. Immerhin strebte man einen Modus vivendi mit dem Hl. Stuhl an. Um hierüber zu verhandeln, erschien der Außenminister Pita Romero Anfang Juni in Rom. Viele hofften auf rasche Einigung, da es hieß, daß dem Ministerium Samper ein Abkommen erwünscht war und kirchlicherseits keine übertriebenen Forderungen gestellt würden. Doch fehlte es nicht an Schwierigkeiten; über den während zwei Jahren aufgehäuften kirchenpolitischen Schutt ist nicht leicht hinwegzukommen. Unveräußerliche Rechte der Kirche verlangen, daß gewisse Artikel der Verfassung außer Kraft gestellt werden. Als Romero im August nach Spanien zurückkehrte, erklärte der Ministerpräsident, die Unterhandlungen würden bald wieder aufgenommen werden.

Inzwischen entfaltete sich immer erfreulicher eine mächtvolle katholische Erneuerungsbewegung. Nur die Gleichgültigkeit der Katholiken hatte nach der Umwälzung eine so heftige Kirchenverfolgung ermöglicht, da sie zunächst nicht begriffen, daß es sich nicht etwa bloß um eine staatliche Wandlung handelte,

sondern um den Versuch, ein durchaus religionsfeindliches Staatswesen zu begründen. Der rücksichtslose Kulturmampf erweckte den Glaubenseifer von Millionen Spanier von neuem und löste rasch wertvolle Kräfte zu katholischer Tatgemeinschaft aus. Die Kath. Aktion erhielt im März 1934 vom Episkopat vortreffliche Statuten. Bekanntlich wird sie vom früheren Chefredakteur des großen Tageblatts „El Debate“ geleitet, dem der kluge und energische Bischof von Oviedo, Msgr. Luis y Perez, als geistlicher Berater zur Seite steht. Derselbe hat vor einigen Monaten Richtlinien über das Verhältnis der Kath. Aktion zu den wirtschaftlichen Berufsorganisationen und politischen Parteien herausgegeben. In der Einleitung betont er die Pflicht der Kirche, für die Rechte der Arbeiter energisch einzutreten. Es heißt da u. a.: „Heute hat uns der Hl. Vater klar gesagt, in welchen Punkten die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit geändert werden müssen; er hat ein erlösendes Programm aufgestellt und der Kath. Aktion als höchste Mission übertragen, dieses Programm zu verbreiten und, soweit die Kirche in Frage kommt, es zu verwirklichen, indem sie ihre vollen geistigen Rechte gegenüber jeder weltlichen Macht ausübt und so ihre heilige Pflicht vor Gott und den unteren Klassen erfüllt.“ Es steht der Kirche zu, in die weltlichen Dinge einzugreifen, soweit sie religiöse und sittliche Grundlehren berühren. Die wirtschaftlichen und beruflichen Organisationen der Katholiken (Arbeitervereine, Gewerkschaften, Unternehmerverbände, Lehrlingsvereine u. s. w.) sind in Bezug auf ihre wirtschaftlichen und berufsständischen Aufgaben autonom, müssen aber die Grundsätze der katholischen Soziallehre als Fundament ihrer Tätigkeit anerkennen, verbreiten und nach Möglichkeit verwirklichen. Obwohl sie verpflichtet sind, in ihrer Zusammenfassung als „Institut für die katholische Sozialaktion“ sich von allen politischen Parteien fernzuhalten, haben sie die Pflicht, sich der Kath. Aktion zum gemeinsamen Abwehrkampf zur Verfügung zu stellen, wenn die Politik das christliche Gewissen verletzt und das Gemeinwohl schädigt. Desgleichen müssen sie entschieden vorgehen, wenn die Politik Arbeiterrechte verleugnet oder mißachtet, und sich dabei auf die ihnen geistig am nächsten stehenden politischen Parteien stützen. Gemäß den päpstlichen Erklärungen ist zwischen Kath. Aktion und Politik klar und scharf zu unterscheiden.

Dank unablässiger, zielbewußter Arbeit geht es im katholischen Spanien wieder aufwärts. 1934 wurden in allen Landesteilen 60 Vortragswochen unter der Devise „Pro Ecclesia et Patria“ veranstaltet, wobei über 400 Redner durch Schilderung großer Gestalten der spanischen Geschichte weiten Volkskreisen wieder das reiche katholische Erbgut und die Leistungen der Kirche zum Bewußtsein brachten. In Santander wurde eine

Volkshochschule zur Heranbildung einer Führerelite für die Kath. Aktion gegründet; sie war während zwei Monaten von Hunderten besucht; für unbemittelte Studenten stehen 75 Freiplätze zur Verfügung. Auch organisierte man im Dienst der Kath. Aktion Kurse für Studenten der Theologie. — Der katholische Familienväter-Verband (Confederacion de Padres de Familia) hat nach zweijähriger Tätigkeit 72.000 aktive Mitglieder, die unentwegt für die freie katholische, staatlich subventionierte Schule eintreten. Bereits zählen die katholischen Volksschulen mehr Schüler als vor der Revolution. Der Landeskongreß der genannten Organisation beschloß die Gründung einer katholischen Universität mit sämtlichen Fakultäten in Madrid oder der katholischen Presse ist ein bemerkenswerter Aufstieg festbereitungen wird die staatliche Anerkennung der neu zu gründenden Hochschule nachgesucht werden. — Auch im Bereich der katholischen Presse ist ein bemerkenswerter Aufstieg festzustellen. Alle Bestrebungen zu ihrer Förderung sind in der „Junta Nacional de Prensa Católica“ zusammengefaßt. Groß ist der Einfluß der bereits erwähnten, sehr verbreiteten, glänzend redigierten Madrider Tageszeitung „El Debate“. Welch tatkräftige Hilfe die spanischen Katholiken ihrer Presse zuteil werden lassen, zeigte wiederum der diesjährige Pressetag (29. Juni); die in allen Kirchen vorgenommene Kollekte ergab in der Provinz Vitoria allein 34.000 Pesetas. Durch eine neue Stiftung Baygual wird alljährlich ein Preis von 30.000 Pesetas einer spanischen Zeitung zugewandt, die im vergangenen Jahr sich um die Verteidigung der katholischen Belange am meisten verdient gemacht hat. Die Journalistenschule in Madrid will prinzipienfeste und gut vorbereitete Redakteure heranbilden; für den letzten zweijährigen Kursus meldeten sich 396 Teilnehmer.

Gil Robles, der stärkste Politiker seines Landes, der aktivste Katholikenführer, der eine gewaltige Werbekraft besitzt, unterläßt nichts, um vor allem die Jugend für die katholischen Ideale zu begeistern. Doch betonte er vor einer großen Jugendversammlung, man dürfe die Jugend nicht politisieren, sie nicht ohne vorbereitende Erziehung in den politischen Tagesstreit hineinziehen. Es bedeute einen Mißbrauch der jugendlichen Begeisterung und der schönen Eigenschaften der Jugend, wenn man dem jugendlichen Menschen die entsprechende sorgfältige staatsbürgerliche Ausbildung vorenthalte. Die katholische Volksaktion will in der Jugend eine nachdenkliche, überlegene Begeisterung wecken. Die katholische Jugend muß entschlossenen Glauben, kulturelle Bildung und energischen Willen besitzen. Der entschlossene Glaube erwächst aus der Erkenntnis einer geistigen Lehre und aus der Zustimmung zu ihren programmatischen Grundsätzen.

Ende August erklärte Gil Robles, daß er und seine Partei nicht weiter ein hin und her schwankendes Koalitionskabinett wie die Regierung Samper unterstützen wollen. Um das Abgleiten in die Anarchie zu verhindern, möchte er selbst die Macht ergreifen und hat daher Neuwahlen verlangt.

Literatur.

A) Eingesandte Werke und Schriften.

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte solcher Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, wird die Redaktion nach freiem Ermessen Besprechungen einzelner Werke veranlassen. Eine Rücksendung der zur Besprechung eingesandten Werke erfolgt in keinem Falle.

Almanach des Schocken-Verlages auf das Jahr 5695. Berlin 1934/35, Schocken-Verlag.

Bachem, Franz X. *Zeitgemäße Gesundheitspflege für Theologen und Geistliche.* In Verbindung mit Dr med. Theodor Möckel. 111. bis 113. Tausend der Urausgabe. Köln, Bachem. Brosch. M. —.50.

Back, P. Dr Andr. M. *Der selige Antonius M. Claret.* Ein Bild seines Lebens und Schaffens. 2., erweiterte Auflage. Bilder von Egon v. Winckler. Weißehorn bei Ulm 1934, Druck von Josef Mareis. Kart. M. —.80.

Baur, Dr P. Chrysostomus, O. S. B. *Im christlichen Orient.* Reiseerlebnisse. Mit 69 Originalaufnahmen und 2 Karten. 8^o (260). Verlag der Abtei Seckau (Steiermark), 1934. Kart. S 7.—. M. 3.70; in Leinen geb. S 7.80, M. 4.10.

Becker, Dr C., S. D. S. *Katholische missionsärztliche Fürsorge: Jahrbuch 1934* (11. Jahrgang). Selbstverlag des Missionsärztlichen Institutes in Würzburg.

Bedrohte Jugend — drohende Jugend. Heilpädagogische Schriftenreihe. Herausgegeben von Dr Josef Spieler. Heft I: Religiös-sittliche Führung. Von Univ.-Prof. Dr de Munynck. — Die Praxis der religiös-sittlichen Führung. Von Prof. Dr Pius Emmenegger. (32.) Luzern 1934, Verlag des Instituts für Heilpädagogik. Fr. 1.20.

Benz, Ernst. *Ecclesia spiritualis.* Kirchenidee und Geschichtstheologie der franziskanischen Reformation. Stuttgart 1934, Kohlhammer. Geb. M. 21.—.

Besson, Bischof, Dr Marius. *Katholische Kirche und Bibel.* Übersetzt von Oskar Bauhofer. Mit 17 Tafeln. 8^o (128). Einsiedeln, Waldshut, Köln, Straßburg, Verlagsanstalt Benziger & Co. Brosch. M. 3.—, Fr. 3.60; geb. M. 4.50, Fr. 5.40.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Kurz und faßlich.* Predigten auf die Sonntage des Jahres. Werl i. W. 1934, Franziskus-Druckerei. Brosch. M. 2.80.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Litanei von der Nächstenliebe.* (Separatabdruck aus den Betrachtungen für Weltleute auf alle Tage des Jahres „Mit Gott!“ von Bierbaum.) Werl i. W., Franziskus-Druckerei. Brosch. M. —.05.

Bopp, Linus. *In liturgischer Geborgenheit.* Büchlein der kirchlichen Zeit- und Raumweihe. 12^o (VIII u. 116). Freiburg i. Br. 1934, Herder. Kart. M. 1.80.

Brandl, Dr Benedikt. *Zum 800jährigen Todestag des heiligen Norbert, des Gründers des Prämonstratenserordens.* Marienbad 1934, Theod. Hanika, Kč. 6.—.

Briefe katholischer Aktion. Nr. 4: *Jesus in der Anfechtung.* — Nr. 5: *Gebet in die Zeit.* — Nr. 6/7: *Neues Arbeitsethos.* Graz, „Styria“. Je M. —20, S —30, Fr. —25, Kč. 1.50.

Bücher der Geisteserneuerung. Herausgegeben von Dr P. Virgil Redlich O. S. B., Benediktiner der Abtei Seckau. Band 1: Josef Dilgersberger, *Wer es fassen kann . . . Gedanken über Jungfräulichkeit und Zölibat aus Schrift und Liturgie.* 2. Aufl., 4.—5. Tausend. Format 11 : 19 cm (268). Ballonleinen M. 4.90, S 8.20. — Band 2: P. Virgil Redlich O. S. B., *Religiöse Lebensgestaltung.* 2. Aufl., 4.—5. Tausend. Format 11 : 19 cm (160). Ballonleinen M. 2.90, S 4.90. — Band 3: Anton Stonner, *Briefe an Priester. Väterstimmen zum Priesterideal.* Format 11 : 19 cm (130). Ballonleinen M. 2.50, S 4.30. — Band 4: Dietrich von Hildebrand, *Liturgie und Persönlichkeit.* 2. Aufl., 4.—5. Tausend. Format 11 : 19 cm (204). Ballonleinen M. 3.50, S 6.—. — Band 5: Michael Pfleigler, *Heilige Bildung. Gedanken über Wesen und Weg christlicher Vollendung.* 2. Aufl., 4.—5. Tausend. Format 11 : 19 cm (184). Ballonleinen M. 2.90, S 4.90. — Band 6: Karl Pfleger, *Geister, die um Christus ringen.* Format 11 : 19 cm (320). Ballonleinen M. 4.90, S 8.20. Salzburg-Leipzig, Anton Pustet.

Camenzind, Josef Maria. *Mein Dorf am See.* Erzählungen aus der Innerschweiz. 8^o (VIII u. 200). Freiburg i. Br. und Wien, I., Wollzeile 33, 1934, Herder. Geh. M. 2.—, in Leinen M. 3.20.

Cheesz wspierad misje? Materjal na wieczornice i akademieje misyjne. Poznań 1934. Nakladem Rad Krajowych papieskiego dziela rozkrzewiania wiary i papieskiego dziela SW. Piotra Apostola. Poznań Aleje Marcinkowskiego 22.

Diekamp, Dr Franz. *Katholische Dogmatik nach den Grundsätzen des heiligen Thomas.* Band 1: Einleitung in die Dogmatik; die Lehre von Gott dem Einen; die Lehre von Gott dem Dreieinigen. (Lehrbücher zum Gebrauch beim theologischen und philosophischen Studium.) 7., durchgesehene Auflage (XII u. 359). Münster i. W. 1934, Aschendorff. Geh. M. 8.15, geb. M. 9.75.

Dinkler, Dr Erich. *Die Anthropologie Augustins.* (4. Band der „Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte“, herausgegeben von Erich Seeberg, Erich Caspar, Wilh. Weber.) Stuttgart 1934, Kohlhammer. Brosch. M. 18.—.

Dold, Dr Richard. *Kirche und Vaterland.* (31.) Leutesdorf a. Rh., Verlag des Johannesbundes. M. —20.

Drewniak, Franz (P. Leander O. S. B., Abtei Grüssau). *Die mariologische Deutung von Gen 3, 15 in der Väterzeit.* Inaugural-Dissertation. Breslau 1934, Verlag für Liturgik, Grüssau i. Schl.

Exerzitienschriften, herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft deutscher Diözesan-Exerzitiensekretariate. Heft 1: *Neues Leben.* Von der Lebenskraft der Exerzitien. (32.) M. —20. — Heft 2: *Der Gesundbrunnen.* Vom Heilwert der Exerzitien. (32.) M. —20. — Heft 3: *Sturmtruppen.* Katholische Aktion und Exerzitien. (16.) M. —10. Sämtliche von Dr E. Dubowy. Leutesdorf a. Rh., Verlag des Johannesbundes.

Faulhaber, Kardinal. *Christentum und Heidentum.* Eine Predigt an die katholische Männerwelt, gehalten am 8. September 1934 zu Altötting. München 2 M, Neuturmstraße 2a und 4, A. Huber. In farbigem Umschlag M. —30.

Füglstaller, Leonz. Friedrich von Schillers *Lied von der Glocke* und *Ode an die Freude* im Originaltext mit lateinischer Übersetzung

in Versen. Neu herausgegeben von Franz von Véringen. 8° (47). Innsbruck 1935, Felizian Rauch, Kart. S 1.50, M. —.90; Pappband S 2.—, M. 1.20.

Georg, J. E. *Eheleben und Kindersegen*. Ein Weg aus der Ehenot. Mit Tabellen über die unfruchtbaren Tage der Frau. 3., gänzlich neubearbeitete Auflage. (255.) Prag, I., 1934, Adolf Otto Czerny, Kart. M. 3.—, S 6.—; in Ballonleinen M. 4.50, S. 9.—.

Glahn, Dr theolog. Ludvig. *Der Prophet der Heimkehr* (Jesaja 40—66). Vol. I: Die Einheit von Kap. 40—66 des Buches Jesaja. Vol. II: Das Buch Jesaja, Kap. 56—66, texikritisch und metrisch behandelt von Dr Ludwig Köhler. Kopenhagen (Levin u. Munksgaard) und Gießen (Alfred Töpelmann) 1934.

Gmelech, Dr Josef. *Seelenbrot*. Predigten, Ansprachen und Vorträge. III. Band. 8° (307). Rottenburg a. N. 1934, Badersche Verlagsbuchhandlung Brosch. M. 5.40, kart. M. 6.—, geb. M. 6.60.

Gröber, Erzbischof, Dr Konrad. *Einer ist euer Lehrer, Christus!* Ein erklärendes und abwehrendes Wort für unsere Zeit. 8° (IV u. 70). Freiburg i. Br. 1934, Herder. Kart. M. —.80.

Gröber, Erzbischof, Dr Konrad. *Heile mich, Herr!* Ein Büchlein von Christus und den Kranken. 8° (54). Freiburg i. Br. 1934, Herder. Kart. M. —.80.

Gröber, Erzbischof, Dr Konrad. *Selbstbesinnung*. Ein Weg zu sich selber und zu Gott. 8° (32). Freiburg i. Br. 1934, Herder. Geh. M. —.50.

Guardini, Romano. *Vom Geist der Liturgie*. 13. und 14., durchgesehene Auflage (27.—30. Tausend). (Ecclesia orans. Zur Einführung in den Geist der Liturgie herausgegeben von Dr Ildefons Herwegen, Abt von Maria Laach. I. Band.) 12° (XVI u. 92). Freiburg i. Br. 1934, Herder. In Leinen M. 2.—, geh. M. 1.—.

Henne, P. Dr Eugen, O. M. Cap. *Das Alte Testament, aus dem Grundtext übersetzt und erläutert*. 1. Teil: Die geschichtlichen Bücher. Paderborn 1934, Ferd. Schöningh. In Leinen M. 3.80.

Hoch, Thaddäus. *Erstbeichtunterricht*. 8° (XII u. 100). Freiburg i. Br. 1934, Herder. Kart. M. 2.10, in Leinen M. 2.80.

Hollsteiner, Prof. D. Dr Johannes. *Das Konkordat in seiner kirchen- und staatsrechtlichen Bedeutung, unter besonderer Berücksichtigung der ehrenrechtlichen Bestimmungen*. Unter Mitarbeit von Dr P. Hajek und Dr H. Grimeisen. (Tagblatt-Bibliothek Nr. 1042/43.) Leipzig-Wien-Berlin 1934, Steyrermühl-Verlag. S 1.04, M. —.60, Kč. 5.—.

Hollsteiner, Johannes. *Die Spruchpraxis der S. Romana Rota in Ehenichtigkeitsprozessen seit Geltung des C. J. C.* Auf Grund gedruckter und ungedruckter Rotal-Urteile bearbeitet. Gr. 8° (VIII u. 164). Freiburg i. Br. 1934, Herder. Geh. M. 3.80.

Hülster, P. A. *Aus heiligen Quellen*. Die ewigen Wahrheiten in kurzen Tageslesungen aus Bibel und Väterschriften. Paderborn, Bonifatius-Druckerei. Kart. M. 2.70, geb. M. 3.30.

Imle, Dr F. *Gott und Geist*. Das Zusammenwirken des geschaffenen und des ungeschaffenen Geistes im höheren Erkenntnisakt nach Bonaventura. Unter Mitwirkung von P. Dr Julian Kaup O. F. M. (IV u. 260.) Werl i. W. 1934, Franziskus-Druckerei. Geb. in Leinen M. 5.—.

Jakob, B. *Das erste Buch der Tora „Genesis“*, übersetzt und erklärt. Berlin 1934, Schocken-Verlag, Berlin SW 19. In Halbleder M. 42.—.

Kainz, P. Stephan, O. S. B. *Johannes Natter, Pfarrer von Scharnitz in Tirol*. Erinnerungen aus dem Leben eines frommen Priesters.

2. Tausend. (Kleine Lebensbilder Nr. 79.) Freiburg (Schweiz), Kanisiuswerk. M. —20.

Kalt, Dr Edmund. *Biblische Archäologie.* 2., vermehrte Auflage. Mit 23 Bildern auf 8 Tafeln. (Herders Theologische Grundrisse.) 8° (XII u. 148). Freiburg i. Br. und Wien, I., Wollzeile 33, 1934, Herder. Geh. M. 2.70, in Leinen M. 3.80.

Kastner, Dr Leopold. *Tage der Einkehr.* Achttägige Exerzitien für Weltleute. Von einem Priester der Gesellschaft Jesu. In sprachlicher Erneuerung. (420.) München, Kösel u. Pustet. Leinenband M. 4.80.

Katholische Leistung in der Weltliteratur der Gegenwart. Dargestellt von führenden Schriftstellern und Gelehrten des In- und Auslandes. Gr. 8° (VI u. 388). Freiburg i. Br. und Wien, I., Wollzeile 33, 1934, Herder. Geh. M. 7.20, in Leinen M. 8.20.

Kienitz, Dr theolog., Dr iur. Erwin von. *Der kirchliche Weiheprozeß* systematisch dargestellt und kritisch gewürdigt. Gr. 8° (XII u. 130). Freiburg i. Br. 1934, Herder. M. 4.—.

Lercher, P. Ludwig, S. J. *Institutiones Theologiae Dogmaticae in usum scholarum.* Vol. III continens: *De Verbo incarnato* — *De B. M. V. et cultu sanctorum* — *De gratia Christi.* Editio II. 8° (612). Innsbruck 1934, Felizian Rauch. M. 7.50.

Lexikon für Theologie und Kirche. In Verbindung mit Fachgelehrten und mit Dr Konrad Hofmann als Schriftleiter herausgegeben von Bischof Dr Michael Buchberger. VI. Band: Kirejewski bis Maura. Mit 10 Tafeln, 23 Kartenskizzen und 148 Textabbildungen. Freiburg i. Br. 1934, Herder.

Lindworsky, Dr Joh. *Das Seelenleben des Menschen.* Eine Einführung in die Psychologie. (Die Philosophie, ihre Geschichte und ihre Systematik, herausgegeben von Dr Theodor Steinbüchel, Abteilung IX.) Bonn 1934, Peter Hanstein. Brosch. M. 2.20, geb. M. 2.40.

Lützeler, Dr Heinrich. *Der deutsche Mensch in der katholischen Kunst.* 8 Abbildungen auf Kunstdruckblättern (36). Düsseldorf, L. Schwann. Brosch. M. 1.—.

Maas, P. Dr Otto, O. F. M. *Die Franziskanermissionen.* Ein Überblick. 2. Aufl. Mit 4 Karten. Werl i. W. 1934, Kommissionsverlag Franziskus-Druckerei. Brosch. M. —70.

Maas, P. Dr Otto, O. F. M. *Pater Antonius Caballero*, der Gründer der neuzeitlichen Franziskaner-Mission in China. („Aus allen Zonen“, 22. Bändchen.) Werl i. W. 1934, Kommissionsverlag Franziskus-Druckerei. Brosch. M. —40.

Maßmann, P. Jos., P. S. M. *Der König und sein Opfer.* Meß- und Kommunionbüchlein. Die erläuterten Meßgebete der heiligen Kirche als Meßfeier in Christus Jesus. (56.) Leutesdorf a. Rh., Verlag des Johannesbundes. M. —40.

Muckermann, Hermann. *Die Lehre von der Entwicklung und Vererbung — und das Christentum.* Erwägungen aus dem Grenzgebiet. („Das kommende Geschlecht“, VII/4-6.) Berlin-Bonn, Ferd. Dümmler. M. 2.25.

Muckermann, Hermann. *Eugenik.* Mit 34 Abbildungen auf Tafeln und im Text. Gr. 8° (VIII u. 173). Berlin-Bonn 1934, Ferd. Dümmler. Geb. M. 5.85.

Münch, P. Dr Engelbert, O. Pr. *Näher zum göttlichen Heiland* Kinderpredigten. (84.) Düsseldorf, L. Schwann. Brosch. M. 1.80.

Newton, William L., M. A. *Notes on the covenant. A study in the Theology of the Prophets.* Cleveland, Ohio, U. S. A., Seminary Press, 1227 Ansel Road.

Plus, P. Raoul, S. J. *Maria in unserer Gottesgeschichte*. Deutsch von P. Johannes Sternaux S. J. Regensburg, Josef Habbel. Geb. in Leinen M. 2.—.

Plus, P. Raoul, S. J. *Wie man beständig beten kann*. Grundsätze nebst praktischer Übung der Gottvereinigung. Deutsch von P. Johannes Sternaux S. J. Regensburg, Josef Habbel. Kart. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Raab, Dr Karl. *Das Katechismusproblem in der katholischen Kirche*. Religionspädagogische Untersuchungen zu einer grundsätzlichen Lösung. Gr. 8° (XX u. 266). Freiburg i. Br. 1934, Herder. Kart. M. 5.—, in Leinen M. 6.20.

Salò, P. Mattia da, O. M. Cap. *Pratica dell' orazione mentale*. Parte II. Edizione del P. Umile da Genova, O. M. Cap. (Bibliotheca seraphico-capuccina, sectio ascetico-mystica tom. II.) Pretium (sicut pro parte I) lib. it. 15 — pro nostratibus lib. it. 12. Simul pars I ac II lib. it. 25, pro nostratibus lib. it. 20 acquiri possunt. Collegio S. Lorenzo da Brindisi, O. M. Cap. Assisi (Perugia) 1934.

Sägmüller, Dr Joh. Bapt. *Lehrbuch des katholischen Kirchenrechtes*. 4., auf Grund des Cod. jur. can. vollständig umgearbeitete Auflage. 1. Band, 4. Teil: Die Kleriker im einzelnen. I. Der Papst und die Teilhaber an der päpstlichen Gewalt. Freiburg i. Br. 1934, Herder. Brosch. M. 5.80.

Salzburger Hochschulaimanach 1934/35 (achtter Jahrgang des „Salzburger Hochschulkalender“). Selbstverlag der Katholischen deutschen Hochschülerschaft Salzburgs. S 1.80, bezw. M. 1.30 einschließlich Postgebühr.

Scheller, Dr med. et phil et theol. Emil. *Das Priestertum Christi im Anschluß an den heiligen Thomas von Aquin*. Vom Mysterium des Mittlers in seinem Opfer und unserer Anteilnahme. (448.) Paderborn 1934, Ferd. Schöningh. Brosch. M. 7.50, geb. M. 9.30.

Scherzer, P. Augustinus, O. P. *Maria Immaculata*. Betrachtungen. 2. Aufl. Lobníg (Mähren) 1934, Ed. Schlusche. S —.70.

Schilling, Dr Otto. *Das soziale Evangelium*. 20 Predigten im Dienste der sozialchristlichen Bewegung. Paderborn, Bonifatius-Druckerei. Kart. M. 2.20.

Schlénz, Dr J. *Grundriß der staatskirchenrechtlichen Gesetze und Verordnungen der Č. S. R.* (Separatabdruck aus dem Werke „Die deutschen Katholiken in der Tschechoslowakischen Republik“, S. 74—107.) Warnsdorf 1934, Selbstverlag des Verfassers (Prag I 234).

Schlénz, Dr J. *Trauung in Todesgefahr*. (Unveränderter Separatabdruck aus dem Verbandsblatte der deutschen katholischen Geistlichkeit, 39. Jahrgang, 4. Heft.) (11.) Warnsdorf 1934, Selbstverlag des Verfassers (Prag I 234).

Schmitz, Peter. *Katechismus der katholischen Religion*. Ein Vorschlag zur Verbesserung des deutschen Einheitskatechismus. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Schott. *Das Meßbuch der heiligen Kirche*. Mit liturgischen Erklärungen und kurzen Lebensbeschreibungen der Heiligen. Neubearbeitet von Mönchen der Erzabtei Beuron. (37.) Jubiläums-Auflage. 1884 bis 1934. Kl. 12° (XII, 68*, 998 u. 202, 1 Titelbild); Kyriale für das Volk (mit Noten). Als Anhang zu den Meßbüchern von Anselm Schott O. S. B. herausgegeben von den Benediktinern der Erzabtei Beuron (XX u. 76); die Responsorien (2). Freiburg i. Br. 1934, Herder. In Leinen mit Rotschnitt M. 5.40, bei 10 Stück je M. 5.20, 25 Stück je M. 5.—; auch in feineren Einbänden zu haben.

Schreiber, Dr Georg. *Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben*. 4 Bildtafeln. (Heft 16/17 der „Forschungen zur Volkskunde“).

Unter Mitwirkung von Rudolf Kriß, Johann Peter Steffes, Johannes Vincke, Eugen Wohlhaüpter, Friedr. Zoepfl.) (XVI u. 298.) Düsseldorf, L. Schwann. Brosch. M. 10.—, in Ganzleinen geb. M. 12.50.

Schubert, Dr Franz. *Homiletik*. 1. Teil der Pastoraltheologie. 3., umgearbeitete Auflage. Graz-Leipzig 1934, Ulr. Moser. Kart. M. 3.—, S. 5.—; brosch. M. 4.—, S. 6.50.

Schüler, Martin. *Prädestination, Sünde und Freiheit bei Gregor von Rimini*. (3. Band der „Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte“, herausgegeben von Erich Seeberg, Erich Caspar, Wilh. Weber.) Stuttgart 1934, Kohlhammer. Brosch. M. 12.—.

Siepe, P. J., S. J., Rektor. *Ad majora*. Rekollektionen für Priester. 8° (132). Kevelaer 1934, Butzon u. Bercker. Kart. M. 2.20.

Sleumer, Dr Albert. *Index Romanus*. Verzeichnis sämtlicher auf dem römischen Index stehenden deutschen Bücher, desgleichen aller wichtigsten fremdsprachigen Bücher seit dem Jahre 1750. Zusammengestellt auf Grund der neuesten vatikanischen Ausgabe sowie mit ausführlicher Einleitung versehen. 9., verbesserte und vermehrte Auflage. Osnabrück 1934, Jul. Jonscher.

Steinmann, Dr Alfons. *Die Apostelgeschichte*, übersetzt und erklärt. Mit einer farbigen Kartenbeilage. (4. Band der Heiligen Schrift des Neuen Testamentes, übersetzt und erklärt; in Verbindung mit Fachgelehrten herausgegeben von Dr Fritz Tillmann.) 4., neubearbeitete Auflage, 16.—18. Tausend. Bonn 1934, Peter Hanstein. Brosch. M. 11.50, geb. M. 13.70.

Svensson, Jón. *Guido, der kleine Bote Gottes*. Mit Titelbild. 8° (X u. 114). Freiburg i. Br. 1934, Herder. Kart. M. 1.50, in Leinen M. 2.30.

Svensson, Jón. *Wie Nonni das Glück fand*. 8° (VIII u. 176). Freiburg i. Br. und Wien, I., Wollzeile 33, 1934, Herder. In Leinen M. 2.60.

Trierer Jubiläumsbüchlein für das von unserem Heiligen Vater Pius XI. für das Jahr 1933/34 ausgeschriebene und für das Jahr 1934/35 auf die ganze Kirche ausgedehnte Jubiläum des Heiligen Jahres zur Erinnerung an den Kreuzestod des Erlösers vor 1900 Jahren. Von Prälat, Domkapitular und Geistlichen Rat K. Kammer. 16° (72). Trier, Verlag der Paulinus-Druckerei. M. —.30.

Vat, P. Dr Odulphus van der, O. F. M. *Die Anfänge der Franziskanermissionen und ihre Weiterentwicklung im nahen Orient und in den mohammedanischen Ländern während des 13. Jahrhunderts*. (Missionswissenschaftliche Studien, herausgegeben von Prof. Dr J. Schmidlin. Neue Reihe VI.) Werl i. W. 1934, Franziskus-Druckerei. Kart. M. 6.50.

Wolfenschießen, P. Burkhard von, O. M. Cap. *Das franziskanische Privilegienrecht*. Extractum ex „Collectanea Franciscana“ tom. IV, 1934, fasc. 3. Assisii, Collegium S. Laurentii a Brundusio Fr. Minorum Capuccinorum.

Wspólna msza św. recytowana. Nakładem Sodalicji Marjańskiej Uczennic Gimnazjum Zeńskiego w Olkuszu. 1934.

B) Besprechungen.

Die Geschichte der katholischen Theologie seit dem Ausgang der Väterzeit. Mit Benützung von M. J. Scheebens Grundriß dargestellt von Dr Martin Grabmann, päpstl. Hausprälat, o. Professor an der Universität München. (XIII u. 368.) Freiburg i. Br. 1933, Herder. M. 9.20, geb. M. 10.60.

Auf Grund vollkommener Beherrschung der gedruckten und der bisher erforschten ungedruckten Literatur schrieb Grabmann mit Meisterhand in diesem gedrängten Grundriß, unter hauptsächlichster Berücksichtigung der Dogmatik, aber mit Einschluß der Mystik und des kanonischen Rechts, die Geschichte der katholischen Theologie des Mittelalters und der Neuzeit, mit Ausschluß der noch lebenden Theologen. — Das so notwendige Sachregister fehlt. Bei den Werken fehlt die Jahreszahl des Erscheinens. Weil der Theologie die innere Evidenz abgeht, betrachtet sie auch Thomas nicht als „Wissenschaft im Sinne des strengen aristotelischen Wissenschaftsbegriffs“ (S. 88), der innere Evidenz verlangt. Thomas sagt S. th. II, 2: „ . . . sacra doctrina credit principia revelata a Deo.“ „Scotellus“ wurde nicht Petrus von Aquila, sondern dessen Sentenzkommentar genannt (103). S. 162 lies seipsa, S. 175 Seelenburg. Balmes kann wohl nicht den Scholastikern beigezählt werden (273); auch wird er von G. zu hoch bewertet. Ollé-Laprune starb 1898, J. D. Cortés 1853, Zef. González 1894.

Graz.

A. Michelitsch.

Die deutsche Thomas-Ausgabe. Vollständige deutsch-lateinische Ausgabe der Summa theologica. Band 25, III, 1—15: Die Menschwerdung Christi. 2. Aufl. 3.—4. Tausend. Kl. 8° (XXI u. 519). Salzburg 1934, Anton Pustet. Subskriptionspreis S 15.—, geb. S 20.—.

Übersetzung, Anmerkungen und Kommentar des 25. Bandes arbeitete P. Dr Leopold Soukup O. S. B. in Seckau. Die Einleitung zum ganzen Werke schrieb P. Heinrich M. Christmann O. P. Die Redaktion des lateinischen Textes sowie den Stellennachweis (eine große Arbeit!) besorgte ein Kollegium O. P. in Walberg bei Bonn. — Die Inhaltsübersicht gehört nach vorne. Den Verfassern unechter Werke sollte ein Pseudo vorgesetzt und der wahre oder wahrscheinliche Autor in Klammern beigesetzt werden, also Ps.-Augustinus (Fulgentius), S. 85, 88, 118, 135, 146, 160; (probabiliter Vigilius Thapsensis) 142; de ecclesiasticis dogmatibus (auctore Gennadio) 133, 138, 234; Ps.-Dionysius, passim. Die Verse der Schriftstellen sollten auch im lateinischen Text beigesetzt werden, ebenso die Autorentexte in der deutschen Übersetzung, also nicht bloß: Aristoteles, Augustinus u. s. w. Weitere Kürzungen wären CSEL Cel, Mansi Mi, MPG Mg, MPL Mt. Durch diese und andere Verbesserungen würde der auf Grund der ältesten Handschriften hergestellte Text der Summa endlich die ersehnte philologische Korrektheit erlangen. — Die an den Pragmatismus anklingende Einleitung zum Kommentar, nach der wir gegenwärtig keine objektive Philosophie und Theologie mehr schreiben könnten, hätte ruhig wegbleiben können. — Die Übersetzung ist im allgemeinen gelungen, hat aber ihre Mängel. So vor allem die Übertragung des oft vorkommenden „habitus“ mit „Gehaben“ (75, 169, 178, 186, 227, 229, 252, 255, 273, 284—290, 295 f., 392, 413, 415, 417, 429 f., 489 f.), das mit „Fähigkeit“ (190), Fertigkeit, Zustand, Besitz, Anlage, Können, Schatz, je nach dem Zusammenhange, übersetzt werden kann. Hebr 2, 16 (224) ist zu übersetzen: Nicht den Engeln gilt seine Sorge, sondern den Kindern Abrahams, womit der Einwand schwindet. S. 102 kann übersetzt werden: „ . . . der begeht den Trugschluß der Redeweise oder des Nebenbei.“ Propassio (349 f., 357, 359) kann mit „beginnender“, passio perfecta (350) mit „voller Erregung“ übersetzt werden. Warum das unschöne „Gestaltgesetz“

(149, 159, 218) für Form, Wirklichkeit? — Statt: „Urweise“ (58) entweder Urseinsweise oder Kategorie, statt „umgriffen“ (104) umfaßt, „zulässig“ (127) angemessen, „Gottes fähig“ (155) für Gott empfänglich, „Teilhabe“ (182) Teilnahme, „Sentenzenkommentar“ (60, 121) Sentenzen, „einem“ Dekretale (118) einer, „Besonderen“ (209) Eigenen, „unter“ der die Sendung (210) nach, „Gegenwart“ (222 dreimal) Wirklichkeit, „diese“ der Vernunft (341) diesen, „Luststreben“, „sinnliches Hochstreben“ (341, 453) Lust, Zorn, „mit“ dem Zunder (350) samt, virtualiter und eminenter (405) keimhaft und höherwertig, „das“ (185, 318) daß. Sophismus (400) ist ungewöhnlich. — Zu streichen: wenigstens nach der Ansicht des Aristoteles (404), „sogenannten“ sittlichen Tugenden (177), „auf“ wider den Geist (341), pro passio (356 f.), passio — starke (350), passio perfecta (357). — Die Zitate würden besser unter den Text gesetzt, wie es bei den kritischen Ausgaben üblich ist. Freilich müßten dann Zeilenzähler vorhanden sein, die so leicht anzubringen gewesen wären und für die Zitierung so große Vorteile hätten. — Weil nach Thomas Gott die Ursache aller unserer Handlungen ist und er diese in ersterer erkennt, wird der Molinismus abgewiesen (373). — Möge durch den inhaltlich im allgemeinen wohlgelungenen und typographisch glänzend ausgestatteten Band die Kenntnis des wahren Übermenschen, d. i. des Gottmenschen Jesus Christus, immer weiter verbreitet werden!

Graz.

A. Michelitsch.

Aegyptiorum auctoritas quantum ad Israelitarum instituta sacra pertinuerit. Scripsit Franciscus Xav. Kortleitner Ord. Praem. Oeniponte 1933. Typis et sumptibus Feliciani Rauch.

Wie aus dem Titel zu ersehen ist, behandelt die Arbeit die Frage der Abhängigkeit der religiösen Kultur der Israeliten von den Ägyptern. Sie prüft daraufhin die kultischen Einrichtungen: die Stiftshütte, die Bundeslade, die Cherubim, die priesterliche Kleidung, die Urim und Tummim, den Frauendienst beim Heiligtum, den Sabbat, die Beschneidung, das Nasiräat, ferner den illegalen Kälberkult, und kommt zum Ergebnis, daß von einer Entlehnung keine Rede sein kann. Besonders eingehend behandelt sie die Theorien, welche den Aufenthalt von Ganzisrael in Ägypten als ungeschichtlich abtun, und setzt sich dabei mit der angeblichen Verwechslung von Misrajim und Musri auseinander.

Bezüglich der Beschneidung sagt der Verfasser in der Aufschrift des Abschnittes VIII: Circumeisio Israelitarum non ab Aegypto originem traxit, und führt im folgenden aus, daß sie allerdings den Ägyptern wohl bekannt, aber nicht ein religiöser Akt war wie bei den Israeliten, sondern eine hygienische Vorkehrung. Schließlich sagt er: . . . consuetudo autem Aegyptia Jahvae illius praecepti ansam dedit (S. 65). — Der Verfasser beherrscht den Stoff nach allen Richtungen hin und zeigt sich ungewöhnlich belezen. Nicht jeder wird in allem seinen Standpunkt einnehmen — wie wäre in einer so schwierigen Materia „Stimmeneinhelligkeit“ auch denkbar? —, aber jedenfalls hat er zur Klärung der behandelten Fragen Achtunggebietendes geleistet. Und auch Fernerstehende werden die fleißige Arbeit dankbar entgegennehmen: sie ist wie kaum eine zweite geeignet, in dieses interessante Problem in einer Weise einzuführen, daß sich der Leser darüber ein selbständiges Urteil zu bilden vermag.

St. Florian.

Dr. Stiegler.

Das Hohelied übersetzt und erklärt von Dr Edmund Kalt, Professor am Priesterseminar in Mainz. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Der Verfasser vertritt die allegorische Deutung des Hohenliedes. Er legt dar, daß sich die profane Deutung aus einer Reihe von „Finzelzügen, die sich weder mit den israelitischen Sitten überhaupt noch mit der Hochzeitswoche in Einklang bringen lassen“, heraus als unmöglich erweist (S. 12, u.). Hätten wir es im Lied mit einem wirklichen Brautleben und Ehegenuß zu tun, so wie das den israelitischen Sitten entspricht, dann müßte doch wohl von den Eltern der Brautleute die Rede sein. Es wäre ferner unmöglich, daß der Bräutigam seine Braut schon vor dem Eheabschluß unverschleiert sehen kann. Und: Sulamit geht während der Nacht herum und sucht ihren Gemahl, von den Wächtern wird sie mißhandelt und ihres Mantels beraubt u. s. w. — alle diese Unstimmigkeiten und Unmöglichkeiten sprechen klar gegen die wörtliche Deutung des Canticums. — Mit den gleichen Schwierigkeiten hat auch die typische Deutung zu kämpfen, weil sie ebenfalls einen selbständigen Wortsinn annimmt, der allerdings einen höheren, typischen Sinn hat. — Die der deutschen Übersetzung beigegebene Paraphrase sucht den prophetisch-messianischen Sinn des Hohenliedes möglichst herauszustellen und läßt kaum einen Zug der Darstellung ohne allegorische Deutung. Mancher Leser wird wohl den Eindruck haben, daß der Verfasser in der Allegorisierung zu weit gegangen ist, aber jeder wird für die Gedanken und Anregungen Dank wissen, denen er überall begegnet.

St. Florian.

Dr Stieglecker.

Kraft der Urkirche. Von Heinrich Schumacher, Professor der neutestamentlichen Exegese. (172.) Freiburg i. Br., Herder. Geh. M. 3.80, Leinenband M. 4.80.

Gegenüber so vieler äußerer Auffassung des Christentums weist Verfasser wieder auf dessen Kern hin: Das Christentum will uns das neue Leben bringen. Worin das besteht, wie es erworben, entwickelt und vollendet wird, das wird nach allen Seiten in tiefgründiger Weise beleuchtet. Wir besitzen über denselben Gegenstand bereits andere Werke, was dieses auszeichnet, ist neben der klaren Übersicht die Fülle der Zeugnisse, ganz besonders der aus den Schriftwerken des zweiten Jahrhunderts zusammengetragenen. Gerade in diesem Punkt geht es über andere Darstellungen desselben Gegenstandes hinaus und bietet darum nicht nur viel Stoff zum eigenen Frohwerden über das Christentum, sondern auch, um anderen dessen tiefstes Wesen wieder zum Bewußtsein zu bringen und sie daran froh zu machen. Möchten viele in Predigten und aszeitlichen Vorträgen es benützen!

Berlin-Charlottenburg.

Otto Cohausz S. J.

Vollendung in Christus. Von Dr P. Erhard Drinkwelder O. S. B. Gr. 8° (264). Paderborn 1934, Ferd. Schöningh. Geh. M. 5.—, kart. M. 5.80, geb. M. 6.80.

Für den Historiker, für den Apologeten, für den Soziologen und für den Aszetiker hat die immer mehr anschwellende Literatur über Christi Persönlichkeit eine fortwährend zunehmende Bedeutung. Da unter dem von so vielen Seiten Gebotenen manches Irrführende sich befindet, ist eine Mitarbeit von so vorzüglich berufener

Seite wie Dr P. Drinkwelder dankbarst zu begrüßen. In der Einführung werden hier die religionspsychologischen Vorfragen in musterhafter Kürze klargestellt; dann folgt eine tiefgründige Analyse des „religiösen Charakters“ des Herrn mit einem Vergleiche von sieben anderen Religionsstiftern; endlich die Vollendung des religiösen Lebens der Menschen durch Christus. Der Verfasser hat nicht die Absicht, diese oder jene These zu „beweisen“, sondern lädt den Wahrheitssucher und die Seelsorger der Wahrheitssucher zu gemeinsamer Arbeit ein, die Geist und Herz eine volle Befriedigung gewährt. Ein Buch, zu dem man immer wieder gerne zurückkehrt, wenn man es einmal gelesen hat. Eine wahre Schatzkammer für alle katholischen Gebildeten!

Heiligenkreuz bei Baden.

Prof. P. Matthäus Kurz.

Elementorum Theologiae Moralis Summarium. Auctoriibus

A. Piscetta S. S. e Taurinensi Theologorum Collegio in Ven. Metrop. Taurinensi Seminario Theologiae Moral. Professore et A. Gennaro S. S. Sacrae Theologiae Doctore et in Seminario Salesiano Internationali Theologiae Moralis Professore. (XL et 822.) Torino 1933, Società Editrice Internazionale.

Man spricht bereits von einer Überproduktion an Taschenbüchern der Moral, die unter dem Namen Summarium, Epitome, Vademecum u. ä. auftreten. Trotzdem glauben wir das vorliegende Werkchen aufrichtig begrüßen zu sollen. Ein „Werkchen“ ist es dem äußeren Format nach, wie es ein Taschenbuch eben sein soll: bequem und handlich für den Beichtvater, für den es zunächst geschrieben ist („non autem in abusum tironum“, wollen die Verfasser ausdrücklich gewarnt wissen). Bei diesem bescheidenen Format enthält das Werk aber eine solche Fülle von Stoff, daß es manche dickbändige Werke in den Schatten stellen könnte. Einzelne Abschnitte werden mit einer Ausführlichkeit behandelt, die man in gewissen großen Werken vergebens sucht; z. B. der Traktat über die sittlichen Tugenden im besondern. Manche Abschnitte allerdings verlangten wohl eine gründlichere Ausführung, wie die praktisch wichtige Frage über unerlaubte Anwendung der Probabilität. Die ganze Darstellung lehnt sich möglichst an die Lehre des heiligen Thomas an. In der positiven Begründung findet sich ein verhältnismäßig reiches Zitatenummaterial aus der Heiligen Schrift. Wo kirchliche Bestimmungen zur Sprache kommen, wird nicht nur der Kodex, sondern auch das neueste Material der kirchlichen Entscheidungen herangezogen. Wo das Zivilrecht berührt wird, findet sich leider nur das italienische Recht berücksichtigt, dieses allerdings mehr als für eine breitere Öffentlichkeit wünschenswert erscheint. Ein kurzer Hinweis auf das Zivilrecht wenigstens der wichtigsten Kulturstaaten, wie er sich etwa bei Arregui findet, würde die Brauchbarkeit des Buches nicht unerheblich steigern. Ein Hauptvorzug des Werkes ist das bis zur letzten Seite bemerkbare Streben der Verfasser nach Klarheit der Begriffe und präziser Fassung der Prinzipien. In dieser Hinsicht verdient das vorliegende Summarium eine ganz besondere Anerkennung. Manche Abschnitte sind geradezu musterhaft zu nennen in ihrer Kürze und Klarheit bei einer Vollständigkeit des Inhalts, die nichts zu wünschen übrig läßt; so z. B. die acht kurzen Artikel über das Gebet. Dieser innern Klarheit der Darstellung entspricht auch eine ganz vorzügliche Übersichtlichkeit. Die Sprache ist fein poliert, die Ausdrucksweise knapp und präzise, dabei leicht verständlich. Daß man nicht mit allen Ansichten der Verfasser einverstanden sein wird, ist mit der Natur des Stoffes gegeben. Unter

den vielen kasuistischen Entscheidungen, die das Werk mit Rücksicht auf seine praktische Bestimmung enthält, sind naturgemäß nicht wenige, deren „probabiliter“ nicht die Zustimmung aller Fachkreise finden wird. Der zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, hier auf Einzelheiten einzugehen. Aber trotz solcher nicht oder kaum vermeidbarer Schwächen verdient das neueste Summarium, das auch buchtechnisch gut ausgestattet ist, eine ganz besondere Empfehlung.

St. Gabriel.

P. Dr F. Böhm S. V. D.

Die Staatslehre des Kardinals Bellarmin. Von Dr Franz Xaver Arnold. (VI u. 395.) München 1934, Max Hueber. Brosch. M. 12.50.

Nachdem die Staatslehre des Franz Suarez im Jahre 1926 in Dr Heinrich Rommen einen Bearbeiter erhalten hat (Verlag München-Gladbach), liegt nun eine systematische Studie über die Staatslehre des großen Ordensbruders Bellarmin vor. Der Verfasser, Dr theol. Arnold, Studentenseelsorger in Tübingen, ist Schüler des bekannten und geschätzten Soziologen Otto Schilling.

Das ganze Werk ist eine solide, abgewogene Forscherarbeit, fußend auf einer sehr umfassenden Quellen- und Literaturkenntnis. Es werden die Verbindungslinien sowohl mit der gesamten Scholastik wie der modernen deutschen Rechts- und Staatslehre gezogen.

Dr Arnold weist die große geistige Verwandtschaft Bellarmins mit Thomas von Aquin nach, „dessen theologische Summe er in Löwen vielleicht als erster dem Unterrichte zugrunde legte“ (S. 73). Nichtsdestoweniger ist B. ein sehr selbständiger Denker, was ihm besonders als Kontroversist zugute kam. So faßt B. den Begriff des *jus gentium* weiter als der Aquinate (S. 68).

Bellarmins Staatsauffassung hat sich trotz aller zeitweiligen Widerstände von kirchlicher und weltlicher Seite wesentlich als die wahre erwiesen. Nach ihm ist der Staat weder mit dem Volk noch mit dem herrschenden Organe identisch, so daß sich der Absolutismus nicht auf Bellarmin berufen kann, wie Hobbes wollte. B. verteidigt aber auch den naturrechtlichen Charakter des Staates gegenüber einer einseitigen, übernatürlichen oder unmittelbar theokratischen Auffassung der Reformatoren und Wiclif. Er lehrt eine nur indirekte päpstliche Gewalt in weltlichen Dingen und leugnet die päpstliche Universalherrschaft, was freilich einige seiner Werke zeitweilig auf den Index brachte. „Nicht dem Wesen, nur der Wirklichkeit nach (in ordine ad spiritualia) ragt die höchste geistliche Gewalt in die weltliche Sphäre hinein“ (S. 91). Der Staat ist aber nicht ein reines Naturprodukt, sondern zugleich ein Werk menschlicher Freiheit und Vernunft, also ein Kulturwerk, dessen Form die Organisation ist. Auch hierin steht B. dem Aquinaten näher als seinem Ordensbruder Vasquez. Im Gegensatz zu Suarez spricht sich Bellarmin für das Ideal eines Weltstaates aus, falls ein solcher auf friedlichem Wege erreichbar wäre. Mit allen überragenden Scholastikern kennt B. keine absolute Souveränität der Einzelstaaten. Sie sind unter sich grundsätzlich gleichberechtigte Glieder der einen großen Völkerfamilie.

Die letzte Klarheit in der Erfassung der Idee einer einheitlichen Staatspersönlichkeit vermißt jedoch Arnold bei Bellarmin: „So kann es nicht zweifelhaft sein, daß B. die dem Mittelalter eigene Spaltung der Rechtssubjektivität in Herrscher und Volk nicht überwunden hat. In diesem Fall hätte er sich auch mit den Schwierigkeiten der

damals landläufigen Staatsvertragstheorie gründlicher auseinander setzen müssen, als er dies tat“ (S. 114).

Des weiteren beleuchtet der Verfasser allseitig die bellarminische Staatslehre und handelt im dritten Hauptteil von den zwischenstaatlichen Beziehungen und dem Verhältnis von Staat und Kirche. Der Raum gestattet hier nicht, auf diese hochwichtigen Ausführungen näher einzugehen. Man greife zu diesem wertvollen Buche selbst. In der das Buch abschließenden Würdigung der Staatslehre Bellarmins betont Arnold, Bellarmin habe als Hauptaufgabe betrachtet, das Naturrecht und die naturrechtliche Staatslehre der christlichen Tradition zu restaurieren, in der Zeitkontroverse durchzusetzen und den Bedürfnissen der veränderten Weltlage entsprechend organisch weiterzuentwickeln. Im Völkerrecht fordert B. ein internationales Tribunal. „Im besonderen hat der Kardinal zur Weiterbildung der traditionellen Kriegsmoral im Sinne einer humaneren Gestaltung der Art der Kriegsführung beigetragen“ (S. 364).

Solothurn (Schweiz). P. Dr Burkhard Mathis O. Cap.

Soziales Christentum. Eine Auseinandersetzung mit brennenden Tagesfragen. Von Anton Worlitscheck. Kl. 8° (216). München, Kösel u. Pustet.

Daß heute so viele Bücher zur Sozialen Frage erscheinen, zeigt nicht bloß die Größe der Not, sondern auch der Hilfsbereitschaft an. Jeder will dieser Sache sein Bestes geben, auch Worlitscheck. Mit glühender Seele behandelt er in überaus lebendiger Sprache *soziale* Kernfragen, Pflichten, Gesinnungen, Güter, Grundfaktoren und Schichten. Viel Gutes und Treffendes wird darüber gesagt, so über Kraftquellen und Kraftwirkungen, die von der Religion und vom Christentum, von Gott und Christus ins Gesellschaftliche und Wirtschaftliche überströmen, über Persönlichkeit und Gemeinschaft und Arbeit, über Brüderlichkeit, Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit, über Ehe, Familie und Aufbau des Staates. Alles Gesagte ist gut, packend und wirksam, wenn es auch wie in der Zinsfrage und im Lohnvertrag noch nicht das letzte Wort ist.

Nur eines scheint mir in diesem Buche, wie in allen ähnlichen Werken zu fehlen, die Geschlossenheit um jene Idee, die heute in den Vordergrund drängt, die Gerechtigkeit. „Im Ruf nach Gerechtigkeit“, sagt der Verfasser mit Recht, sind wir heute „einig und gleich“. „Die Welt von heute ist alles eher als eine Heimstätte der Gerechtigkeit.“ Fehlt es schon viel an Sondergerechtigkeit, so fehlt es noch viel mehr an Gemeinschaftsgerechtigkeit. Der Staat tut dafür, was er kann. Aber was er kann, ist nur ein Ausschnitt, aber nicht die ganze Tugend. Denn nicht im Untertanenverhältnis wurzelt diese Tugend, sondern im Bruderverhältnis, in der natürlichen Verbundenheit aller. Das Gesetz wird immer unzureichend bleiben, um dem Lebens- und Gebrauchsrecht aller, aus dem die Gemeinschaftsgerechtigkeit ihr Maß erhält, zu genügen. Die Brüderlichkeit soll sich nicht bloß in der persönlichen Liebe offenbaren, sondern auch in der sachlichen Gerechtigkeit, in der Wirtschaft ausprägen. Man darf beim Namen Gemeinschaft nicht immer erst an das Ganze denken und nur über diesen Umweg erst an die Brüder, sondern der erste Gedanke muß den Brüdern gelten. Dann wird sich nicht bloß die Gemeinschaft ihrer Glieder annehmen, um ihnen in der Gemeinschaft Gerechtigkeit zu verschaffen, sondern es wird sich auch ohne Gesetzesstütze der Einzelne redlich bemühen, alle, auch die Gemeinschaftsgerechtigkeit gegen seinen Bruder zu erfüllen. Das ist dann erst die volle „natür-

liche, ungeschriebene, wesensechte, urwüchsige Gerechtigkeit“, die nicht bloß „einmal über das positiv Stipulierte hinausgeht“ (S. 70 f.). Die Liebe kann dies wohl erleichtern, aber das Maß stammt aus der Gerechtigkeit, aus dem Lebens- und Gebrauchsrecht aller. Erst müssen wir der Welt das ganze Antlitz der doppelseitigen Gerechtigkeit enthüllen, um so ihr Gewissen zu erschüttern. Erst dann können wir jene Flamme der Liebe erwecken, die gerne und restlos erfüllt, was jene gebaut. Denn die Liebe muß wenigstens ihr äußerstes Maß in sachlicher Hinsicht erst aus der Hand der Gerechtigkeit empfangen.

St. Pölten.

Dr Alois Schrattenholzer.

Institutiones iuris canonici ad usum utriusque cleri et scholasticorum. Volumen III. De Processibus. Auctore P. Matth. Conte a Coronata O. M. C. Taurini 1933, Marietti. L. 30.—.

Das hohe Lob, das den ersten beiden Bänden dieses ausgezeichneten Lehrbuches in verschiedenen theologischen Zeitschriften gespendet wurde, gilt auch dem vorliegenden dritten Band De Processibus. (Vgl. diese Zeitschrift 82. Jahrgang [1929], S. 835, und 84. Jahrgang [1931], S. 654.) Das kirchliche Prozeßrecht ist wegen der schwierigen Rechtsmaterie vielen Seelsorgern mehr oder weniger unbekannt. Und doch ist eine genauere Kenntnis des kirchlichen Rechts und Verfahrens wohl geeignet, das Vertrauen in die kirchliche Rechtspflege zu heben und zu bestärken. Coronata versteht es ausgezeichnet durch klare Entwicklung der Begriffe, durch lichtvolle Darstellung der einzelnen Grundsätze, durch praktische Beispiele aus dem Leben, durch öfteren Hinweis auf den inneren logischen Zusammenhang, das an sich trockene Prozeßrecht zu beleben und die Bedeutung und Tragweite der einzelnen Rechtssätze herauszuarbeiten. Die übersichtliche Darstellung und die leichtverständliche Sprache erleichtern den Gebrauch des Werkes in Schule und Leben. Möge das Werk bald vollendet vorliegen und sein Wert und seine Brauchbarkeit noch erhöht werden durch ein recht ausführliches Sachregister.

Trier.

B. van Acken S. J.

Das landesfürstliche Ernennungsrecht. Von Dr Adolf Kindermann. (525.) Warnsdorf 1933, Verlag Opitz.

Das landesfürstliche Ernennungsrecht spielte einst in der Kirchengeschichte eine große Rolle. Katholische Landesherren ließen sich ihre Kirchentreue vielfach durch Gewährung eines ausgedehnten Nominationsrechtes für höhere Kirchenämter bezahlen. Der Weltkrieg mit seinen Folgen hat auch mit dem Nominationsrecht gründlich aufgeräumt. In Europa besteht es (infolge des wiedererwachten alten französischen Konkordates) nur noch für die Bistümer Straßburg und Metz. Eine größere Ausdehnung hat es noch in Mittel- und Südamerika. Ist derart das alte Institut im Absterben begriffen, so war es verlockend, seine Geschichte zu schreiben. Diese Arbeit leistet der Leitmeritzer Dozent für Kirchenrecht. Im ersten Teil der Schrift wird die rechtliche Seite der landesfürstlichen Nomination erörtert. Der zweite Teil behandelt in fünf Abschnitten die Rechtsgeschichte. Es verdient wohl nicht Tadel, wenn der Verfasser hiebei eine Einschränkung auf Altösterreich, Böhmen und seine Heimatdiözese Leitmeritz mache. Gerade für diese Gebiete hat der Verfasser das urkundliche Material gewissenhaft herangezogen. Die Ausdehnung auf weitere, besonders außerdeutsche Gebiete würde die Kräfte eines

Mannes übersteigen. Wertvoll sind die im Anhang veröffentlichten Urkunden. Dem Verfasser ist zur Arbeit zu gratulieren.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

Geschichte des Propsteistiftes St. Stephan in Leitmeritz. Von Prof. Dr Joh. Schlenz. (Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, herausgegeben von der historischen Kommission der deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die tschechoslowakische Republik.) 13. Band. (IX u. 242.) Verlag derselben Gesellschaft, 1933.

Das uralte, etwa 1057 gegründete Propsteistift St. Stephan in Leitmeritz spielt in der Kirchengeschichte Böhmens keine geringe Rolle. Der letzte Propst Maximilian von Schleinitz wurde 1655 zum Bischof von Leitmeritz erhoben. Das Propsteistift hatte die Grundlage für die Errichtung des neuen Bistums abgegeben. Zwar hat Frind in seiner Kirchengeschichte Böhmens die Geschichte des Propsteistiftes zum großen Teil mitbehandelt. Doch war vieles weiter zu führen, zu ergänzen und zu verbessern. Diese Arbeit leistet der als Kirchenhistoriker und Kanonist rühmlichst bekannte Verfasser. Auf Grund von ungedruckten und gedruckten Quellen und einem ausgedehnten Schrifttum (deutsch und tschechisch) führt uns der Verfasser die Schicksale des Kollegiatstiftes in drei großen Abschnitten vor und bespricht die Tätigkeit der einzelnen Pröpste, Dechante und Kanoniker. Es ist das unruhige, wechselvolle Bild der böhmischen Kirchengeschichte. Hart erscheinen manche Verfügungen der weltlichen Herrscher, finden indes in den Zeitverhältnissen ihre Erklärung. In den Wirren der Hussitenkriege, der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges war das Stift ein Bollwerk des Katholizismus. Dies alles schildert uns mit historischer Akribie der Verfasser. Jeder Kirchenhistoriker wird die sorgfältige Arbeit mit großem Nutzen lesen. Ein reichhaltiges Namen- und Sachregister erleichtert den Gebrauch.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

Annuaire pontifical catholique, 1934. (955.) Maison de la Bonne Presse, 5, rue Bayard. Paris. Brosch. Fr. 45.—.

Der neueste (37. Band) dieses unter Leitung des Assumptionisten P. Eutrope Chardavoine ständig vervollkommenen kirchlichen Jahrbuches ist gleich seinen Vorgängern bestens geeignet, viele Dienste zu leisten. Enthält doch das gediegen ausgestattete, illustrierte Repertorium eine Fülle willkommener Angaben, die in solcher Vereinigung nur hier zu finden sind, z. B. eine vollständige Chronik des Papsttums im Jahre 1933. Die Listen der Päpste, des Episkopats, der religiösen Orden, der Prälaten u. s. w. sind wiederum sorgfältig durchgesehen und ergänzt. Größere Arbeiten betreffen u. a. die von Innocenz VIII. (1484 — 1492) kreierten Kardinäle, die Äbte von St. Maurice d'Agaune, die Benediktinerinnen-Klöster, das Apostolat der Missionen, die Kirchenväter. Die Sammlung der Bände behält immer ihren Wert.

Luxemburg.

Dr Jos. Massarette.

Bibliographie Générale des Ecrivains Rédemptoristes par Maur. de Meulemeester C. Ss. R. Avec la collaboration de Ern. Collot et Cl. Henze de la même Congrégation. La Haye. Martinus Nijhoff. Louvain. Imprimerie S. Alphonse. 1933.

Die belgischen Redemptoristen geben eine große Bibliographie ihres Ordens heraus, so umfassend zum erstenmal seit dem Bestehen der Kongregation. — Das Buch umfaßt drei Teile:

1. Werke des heiligen Alfons von Liguori.
2. Werke der Redemptoristen.
3. Anonyme und periodische Publikationen.

Der erste Band liegt vor.

Die Einleitung, deren Verfasser der Archivar der belgischen Provinz, R. P. de Meulemeester, ist, gibt einen Überblick über das gesamte redemptoristische Schrifttum und charakterisiert es nach den besonderen Zielen der Kongregation. Dieser Artikel ist außerordentlich aufschlußreich und gibt zugleich einen Querschnitt durch die Ordensgeschichte und durch einen Teil der neueren Kirchengeschichte. Uns interessiert dabei vor allem die einflußreiche Rolle, die der heilige Clemens Hofbauer im geistigen Leben seines Ordens in den cislalpinen Ländern gespielt hat. An die Einleitung schließt sich eine elegant geschriebene Studie über den heiligen Alfons als Schriftsteller, die einen guten Einblick gewährt in seinen Bildungsgang, seine Arbeitsmethode und seine literarische Laufbahn.

Auf diese Studien folgt eine Liste der Werke, die sich mit dem heiligen Alfons beschäftigen, zuerst Biographien und historische Studien, darauf wissenschaftliche, dann Andachtsliteratur, Panegyriken, enzyklopädische Artikel und schließlich die vielen Kontroversschriften um die Moral des heiligen Alfons. Hier lebt die leidenschaftliche Polemik für und wider die Kasuistik des Heiligen wieder auf — heute von neuem Interesse, da die völkischen Dogmatiker unserer Tage auf diese Polemik vielfach zurückgreifen. An der Hand der Listen ist es jedem Suchenden leicht, die gesamte Literatur über den Heiligen zu sichten.

Die eigenen Werke des heiligen Alfons sind zunächst chronologisch geordnet nach ihrem ersten Erscheinen; bei jedem der Werke sind einige kurze Notizen angefügt, die über Entstehungsgeschichte, Kontroversen, Korrespondenz u. s. w. orientieren. Am Schluß findet sich dann noch ein Katalog, in dem die Werke nach dem Stoff geordnet sind — dogmatische, moraltheologische und aszetische Werke. So kann man ohne viel Mühe auch die Werke finden, deren Titel man kennt, ohne das Erscheinungsjahr zu wissen.

Eine Statistik gibt schließlich Übersicht über die Ausbreitung des Ligurianischen Schrifttums in der Welt: in Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, Holland, England und verschiedenen anderen Ländern.

Zusammenfassend muß man ehrlicher Bewunderung Ausdruck geben für den Fleiß und die Pietät, mit der die Patres der Kongregation eine so umfangreiche und verdienstvolle Arbeit in Angriff genommen haben und durchführen, und man wird mit Freuden die Fortsetzung dieser Bibliographie begrüßen, die vielen Gelehrten ihre wissenschaftliche Arbeit erleichtert und eine große Zeitsparnis für sie bedeutet.

Schweiklberg.

D. Dr Achim von Arnim O. S. B.

Grundriß der Aszetik. Nach dem Lehrbuch von Otto Zimmermann S. J. Bearbeitet von Carl Haggerty S. J. 8° (VI u. 332). Freiburg i. Br. 1933, Herder, Brosch. M. 5.—, Leinen M. 6.40.

P. Zimmermanns Lehrbuch der Aszetik gilt derzeit als das beste und umfassendste Handbuch auf diesem Gebiete. Die Mystik wird freilich darin nicht behandelt, obgleich sie die natürliche Fortsetzung

und der krönende Abschluß des ganzen aszetischen Tugendgebäudes ist.

P. Haggeneck hat es unternommen, gestützt auf das Werk P. Zimmermanns, einen Grundriß der Aszetik herzustellen, indem er die breiten Ausführungen kürzt, den Stoff streng systematisch und logisch gliedert und alles Beiwerk wie Literatur, Zitate und Beispiele fortläßt. Dadurch entsteht ein recht übersichtlicher Leitfaden für aszetische Vorträge und Vorlesungen, der dem eingearbeiteten Fachmann eine vorzügliche Disposition und Übersicht bietet. Für das Privatstudium und für Anfänger ist das Werk wohl weniger berechnet, da es in seiner Kürze wenig konkret und lebensnah wirkt und häufig den reichen und wichtigen Inhalt nicht erkennen läßt, der sich hinter den kurzen Definitionen und technischen Ausdrücken verbirgt. Als Repetitorium mag es gute Dienste leisten.

Linz a. D.

Josef Huber, Spiritual.

Der ganze Christ. Predigten für alle Sonn- und Festtage des Jahres im Anschluß an die Evangelien von Pfarrer Berghoff. Regensburg, Friedrich Pustet. Kart. M. 3.20, geb. M. 3.80.

Der Verfasser gibt das Ziel und die Normen dieser Predigten an, wenn er in der Einleitung sagt: Der durch und durch religiöse Mensch wird aus Gewissenspflicht volksverbunden bleiben, muß der gottgesetzten Autorität folgen und wahrhaft national sein. Auf den besonderen Ruf Gottes an unsere Zeit müsse sich der Prediger unserer Tage einstellen; das habe er in den vorliegenden Praedicationes im Anschluß an die Sonntagsevangelien und die Kerngedanken der Feste versucht. Von Pfarrer Berghoff heißt es, seine zahlreichen Schriften haben in weit über eine Million Exemplaren Verbreitung gefunden. So sind denn auch die vorliegenden Kurzpredigten, jede drei Seiten umfassend, Ergüsse einer vielgeschäftigen Feder, die von Herzen kommen und berufen sind, wieder zum Herzen zu gehen, Ergüsse, die ohne die gewöhnliche Einteilung, doch nicht ohne logischen Ideengang, auf die Anwendung der großen rhetorischen Mittel Verzicht leistend, in meist kurzen Sätzen, aber flotter Sprache, aus den Evangelien das herausheben, was den Nöten und Forderungen der Gegenwart entspricht und für die Gläubigen von Bedeutung ist.

Das eben bezweckte der Autor: Wie in seinen beiden schon erschienenen Predigtwerken: „Ein Gang durchs Evangelium“ und „Christus unser Leben und Vorbild“, wollte er ungezwungen erzählen, soviel nur erzählt werden konnte. Das zeigt er beispielsweise in der Predigt über das eucharistische Brot auf den sechsten Sonntag nach Pfingsten, wo es im Eingang heißt: „Der Herr hat in einem abgelegenen Landstrich einen Taubstummen geheilt. Zwar gebot er den Leuten zu schweigen. Aber wie es so geht, die Leute können den Mund nicht halten. Gerade deswegen, weil er ihnen verbot zu reden, darum sind sie doppelt eifrig im Kolportieren. Nun setzt der Menschenstrom zu Jesus ein. Solch einen Wunder-täter muß man gesehen und gehört haben. Und dann hat man Kranke in seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft, auch die möge er heilen. Die Leute bringen eine ganze Menge mit, Stumme, Lahme, Blinde, Krüppel, Schwache aller Art, ja man legt Jesus die Kranken einfach vor die Füße. Der Herr kann nicht anders. Sein gutes Herz drängt ihn dazu. Er heilt sie alle.“

Eine Anzahl geeigneter, nicht gerade alltäglicher Beispiele illustrieren die Darstellung. Am trefflichsten erscheinen die Schilder-

rungen, die mitunter in wahrhaft malerischer Weise die Situation zeichnen, um sie für das Volk greifbar zu gestalten. Daß gedankliche Wiederholungen vorkommen, ist zwar nicht als Vorteil für die einzelne Predigt anzusprechen, doch auch nicht als ein bedeuternder Nachteil, da es sich um Kernstücke der Verkündigung handelt.

Luxemburg.

Dr G. Kieffer.

Predigten zur Zeit. Materialskizzen von Robert Svoboda O. S. C.
Regensburg 1934, Friedrich Pustet. Kart. M. 3.20.

Aus innerer Verantwortung, sagt der Verfasser im Vorwort, fühle er sich gedrängt zur Veröffentlichung von „Predigten zur Zeit“; er scheue sich auch nicht, neben methodischen Neuerungen einige ungewohnte Stoffe darzubieten. Das 168 Seiten umfassende Werkchen enthält sieben Predigten zum Alltag: Im neuen Auftrieb der Zeit, Im Spannungsfeld des Großstädtischen, Zum Arbeitsethos u. s. w. — Sieben Predigten zum Sonntag: Im Kampf mit der Großstadt, Katholisches Wochenend, Die Sonne des Sonntags, Die Frau in der Verklärung u. s. w. — Sieben Predigten zum modernen Menschen: Heilige unter uns, Die soziale Natur des Menschen, Der Boden für die moderne Auseinandersetzung u. s. w. — Sieben Predigten zu jungen Menschen: Die Not des jugendlichen Lebensraumes, Begegnung der Geschlechter, Wie bekomme ich ein schönes Gesicht? u. s. w. — Sieben Predigten zur Tat: Karitative Aktivierung unserer Gemeinde, Unsere Seelsorgehilfe in schwerer Zeit, Die Frau im karitativen Pflegeberuf u. s. w. — Sieben Predigten zum Kreuz: Gegen die moderne Lebensmüdigkeit, Predigt zu Arbeitslosen, Christus und das Proletariat u. s. w.

Zur Orientierung bemerkt der Autor, daß es nur seine Absicht sei, zu den Aufgaben der Jetzzeit Material zur Verfügung zu stellen, das in jedem einzelnen Fall der Bearbeitung durch den Prediger bedarf. Wer ohne diese Notiz das Werkchen zur Hand nimmt, um sich in dessen Lektüre zu vertiefen, wird an dem mitunter schwerfaßlichen, eine höhere Intelligenz unterstellenden sprachlichen Ausdruck Anstoß nehmen; wenn er etwa in der Predigt über liturgische Bildung und Haltung liest: „Ein Lebenshunger hat leidenschaftlich die Menschen befallen, so daß wir sprechen von dem Werden einer biozentrischen Metaphysik als der Weltanschauung von morgen, d. h. einer Anschauung, die im Bios, im Phänomen des organischen Lebens den Ausgangspunkt ihrer Probleme, den Mittelpunkt ihrer Weltdeutung, den Schnittpunkt ihrer Weltgefühle besitzt. Das sehen wir schon am neuen Lebensgefühl, dem Durchbruch rein vitaler Kräfte in der Jugendbewegung aller Gattungen, an der Entladung des Lebenshungrers in der Körperkultur, Wochenend und Sportbewegung u. s. w. — Die neuzeitliche Religiösität stand weithin im Banne des religiösen Sollens, war stark betont, eine sittliche Werkangelegenheit der aktivistischen Persönlichkeit.“ Die Vorträge haben übrigens vielfach Großstadtverhältnisse vor Augen.

Auf Beispiele hat der Verfasser absichtlich verzichtet — „sie sollen der modernen Predigt aus der eigenen Erlebniswelt des Seelsorgers und der Gemeinde kommen“, wenngleich anderseits gerade diese Art von Beispielen nach den Rhetoren bei ihrer Verwendung die größte Vorsicht fordert, damit sie nicht zum Anstoß werden. Auch auf die Anwendung von Schrifttexten sowohl des Alten wie des Neuen Testamentes verzichtet der Autor. Aufrichtig bedauert er, nur bei einzelnen Skizzen andeuten zu können, wie er sich eine solche Verwertung der ewigen Botschaft für unsere Tage denkt.

Doch kann P. Svoboda auch wieder einfach und volkstümlich

werden wie in der Predigtskizze „Ein heiliger Arbeiter“, wo er der arbeitenden Klasse den Bau- und Holzarbeiter Matt Calbot als Ideal vorführt.

Das darf man sagen, daß es kaum einen besseren Kenner der modernen Verhältnisse in Deutschland, namentlich in den Großstädten gibt als P. Svoboda, und aufrichtig ist er bemüht, in der ihm eigenen Sprache die Mittel zur Sanierung der Übelstände anzugeben. Es ist sicher, daß in der Epoche der „nationalen Evolution“ für die Seelsorge, im besonderen für die Predigt manche neue Fragen aufgeworfen sind; der Verfasser der „Predigten zur Zeit“ sucht sie zu lösen. An die Wirklichkeit tritt er heran und sucht mit dem Lichte der göttlichen Lehre das Dunkel aufzuhellen in der ihm eigenen Art.

Luxemburg.

Dr. G. Kieffer.

Heilige Saat. Predigtskizzen für das ganze Kirchenjahr. Herausgegeben von *Dr. Nikolaus Gengler* unter Mitwirkung von Andreas Obendorfer, Josef Klassen u. a. V. Band: Zykluspredigten. Regensburg 1933, Friedrich Pustet. Kart. M. 4.90, geb. M. 6.70.

Auf vielseitigen Wunsch wurde dem ursprünglich auf vier Bände berechneten Predigtstoff-Sammelwerk dieser fünfte, eine Reihe Zykluspredigten enthaltende Band, beigefügt. Als neue Mitarbeiter erscheinen Dekan Rümmer, Pfarrer Dr Stadler und Stadtpfarrprediger Wiesnet, indes Pfarrer Tiberius Burger und Schriftleiter Leo Wolpert wegen Arbeitsüberhäufung diesmal keine Beiträge lieferten.

Ein letzter Band „Gelegenheitspredigten“ ist vorgesehen.

Vorliegende Predigtreihen führen den Vorteil mit sich, daß sie mit Vorzug die Themata behandeln, die das „gemeinsame Hirtenwort der Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns an ihren hochwürdigen Klerus“ vom 7. September 1932 für die Kanzel besonders empfiehlt: „Das Dasein und Wirken, die Gerechtigkeit und Liebe Gottes, die Person des Erlösers und das Werk der Erlösung, die Wahrheit und das Geheimnis von Schuld und Sünde, die höhere und ewige Bestimmung des Menschen, das gnadenreiche und segensvolle Wirken unserer heiligen Kirche.“ So finden wir denn in der Tat sechs Skizzen über die Urgeschichte der Menschheit, sechs Skizzen über Gott und seine Eigenschaften, sieben über unsere Pflichten gegen Gott, sieben über den Erlöser, sechs über das Leidensproblem, sechs über das heilige Maßopfer, elf über den Jakobusbrief, neun über das Vaterunser, sieben über die Hauptkünden, sieben über die Gottesmutter, sechs über die Kirche, sechs über die letzten Dinge.

Daß auf 265 Seiten ein so reicher Stoff geboten werden kann, ist dem Umstände zuzuschreiben, daß es sich um Skizzen handelt, um bloße Entwürfe mit den Vorteilen und Nachteilen derselben. Wenn der angehende Prediger ausgeführte Predigten mit Exordium, Beweisführung, Amplifikation und Anwendung der rhetorischen Mittel bevorzugt, so begnügt sich der Veteran gerne mit Entwürfen, die ihm wenigstens einige neue Gedanken, Schrift- und Vätertexte, wohl auch illustrierendes Material in Bildern und Beispielen liefern, und das findet er in diesen Predigtskizzzen; in manchen derselben wird er sogar überreiches Material antreffen, während andere ein geringeres Maß von geeignetem Stoff aufweisen. Daß die neue und neueste Zeit mit ihren Bedürfnissen und Schwächen berücksichtigt wurde, ergibt sich schon aus der Überschrift der einzelnen Predigten.

Luxemburg.

Dr. G. Kieffer.

Die Glaubenslehre nach dem Katechismus in Kurzpredigten.

Von P. Gaudentius Koch, Kapuziner. Graz und Wien 1933,
„Styria“. S 5.50.

Der Verfasser behandelt die 120 Fragen des ersten Hauptstückes im neuen Katechismus in 78 Predigten mit je nur zwei Seiten, also wirkliche Fünf-Minuten-Predigten. So lobenswert die Mühe ist, welche der Verfasser sich gibt, um jedesmal in einigen kurzen Sätzen eine Verbindung herzustellen zwischen dem Sonntagsevangelium oder dem Festgeheimnis und der durchzunehmenden Katechismusfrage, kann man diesen oft „kühnen Brückenbau“ nicht gutheißen. Manchmal scheint doch der Zusammenhang bei den Haaren herbeigezogen zu sein, z. B. zu Weihnachten: „Heute ist der Geburtstag unseres Heilandes. Doch mit der Zeit, wenn wir alljährlich unter dem Christbaum stehen, fehlt dieser oder jener in der Reihe. Daher über den Tod . . .“ Auch soll man doch an Festtagen immer vom Festgeheimnis reden und an solchen Tagen vom Zyklus abgehen; es geht denn doch nicht an, zu Weihnachten vom Tod, zu Ostern von der Dreifaltigkeit und zu Pfingsten von der Unbefleckten Empfängnis u. s. w. zu sprechen, wie es hier geschieht. Doch fügt der Verfasser für solche, welche da nicht seine Meinung teilen, an jedem Festtage eine eigene, auf das Fest Bezug nehmende Predigt als zweite hinzu. Man kann doch ruhig bei solchen Zyklen an manchen Tagen etwas anderes bringen.

Doch sollen diese Mängel dem Buche keinen Eintrag tun. Sie werden jedem Priester für katechetische Predigten und Christenlehren sehr gute Dienste leisten; findet sie einer gar zu kurz, so kann er sie ja leicht aus dem Katechismusunterricht verlängern. Ganz besonders möchte ich diese Predigten jenen Priestern empfehlen, welche binieren müssen und in der Regel nur eine Predigt halten; da werden sie diesen für den zweiten Gottesdienst ein recht willkommener Behelf sein. Aufbau, Einteilung, Durchführung und Sprache sind sehr gut und daher seien die Predigten jedem Mitruder empfohlen.

Bad Kreuzen, Ob.-Öst.

Pfarrer Fr. X. Singer.

In der Liebe leben. Geisteserhebungen über die Opferweihe der heiligen Theresia vom Kinde Jesu. Von Dom Eugen Vandeur, Benediktinermönch. Deutsch von P. Eugen Lense S. O. Cist., Mönch der Abtei Marienstatt. Die Zeichnung des Einbandes von R. Wirth, München. 8° (149). Regensburg 1934, Friedrich Pustet. Kart. M. 2.80, geb. M. 3.50.

Das Büchlein erinnert in seiner Art an die „Anleitung zum innerlichen Gebet“ des Johannes Crasset S. J. und ist daher ein gutes Hilfsmittel besonders für jene Seelen, welchen das sogenannte Colloquium am Schlusse der Betrachtung schwer ist. Inhaltlich ist es ein treffliches Mittel zur Einführung und Einfühlung in den Geist der Kleinen heiligen Theresia.

Heiligenkreuz bei Baden.

P. Matthäus Kurz O. Cist.

Briefe in den Karmel. An eine Karmeliterin. Von Marie Antoinette de Geuser. Mit Geleitwort von Gertrud von le Fort. Übersetzt von Dr Elisabeth Kaufmann. Die Zeichnung für den Einband von A. Riedel, Freiburg i. Br. 8° (279). Regensburg 1934, Friedrich Pustet. Kart. M. 4.—, geb. M. 4.80.

Durch Gottinnigkeit und Leiden geweihte Briefe der Sehnsucht nach dem Karmel. Da die Übersetzung die Eigenheiten des franzö-

sischen Innenlebens treu gewahrt hat, ist das Buch ein schönes Mittel, diese geistige Atmosphäre kennen zu lernen — für viele Leser ein wertvoller Nebengewinn der Lektüre. Der Mädchenwelt unserer Tage hat das liebe Buch sehr viel zu sagen.

Heiligenkreuz bei Baden.

P. Matthäus Kurz O. Cist.

Die religiös-sittliche Führung Jugendlicher durch den Priester.

Eine Darstellung der katholischen Seelenleitung Jugendlicher von D. Dr A. Stonner. Gr. 8° (XII u. 282). Freiburg i. Br. 1934, Herder. Geh. M. 5.40, in Leinen M. 6.80.

Dankbar werden alle Seelsorger zu der gründlichen Studie greifen, die uns Stonner geschenkt hat. Hier haben wir Theorie und Praxis in einer so glücklichen Verbindung vereinigt wie nur selten in einem wissenschaftlichen Werk. Hier wird es jedem Leser klar, wie notwendig die Theorie und wie unentbehrlich die Praxis ist, wie beide sich gegenseitig befruchten und ergänzen können und müssen. Hier kommt es dem denkenden Leser voll und ganz zum Bewußtsein, wie vielgestaltig das Seelenleben ist, ja wie ganz individuell bei jedem Menschen. Hier offenbart sich die große Fülle der inhaltsreichen Worte: Der Führer muß Lehrer und Arzt, Vater und Erzieher sein.

Stonner begnügt sich nicht mit kurzen, allgemeinen Angaben, Leitsätzen und Klugheitsregeln. Er ist stets bestrebt, die ganze Wahrheit zu sagen und durch äußere und innere Gründe zu beweisen. Die Fragestellung ist genau und bestimmt, nicht allgemein und verschwommen. Der Gegenstand wird allseitig und gründlich behandelt. Die Beweisführung ist solid und leicht verständlich. Und das alles wird beleuchtet, erklärt, tiefer begründet und anschaulich dargestellt durch unzählige Beispiele aus dem täglichen Leben. Aus den vielen, oft recht temperamentvollen und subjektiven Antworten der Mitarbeiter wird mit großer objektiver Ruhe und feinem Takt der eigentliche Wahrheitskern geschickt herausgeschält. Die lehrreichen Zusammenfassungen am Schluß jedes Kapitels sind klar und maßvoll. Den Theoretiker wird die abgeklärte Ruhe und Klarheit, den Praktiker mehr die wohltuende Wärme und das feine Verstehen des Verfassers fesseln. Langweilig ist keine Seite. Ohne Prophet zu sein, darf man wohl sagen, Stonners „Führung Jugendlicher“ wird bahnbrechend und wegweisend sein für die Pastoraltheologie. Wenn je, dann ist hier das Wort am Platze: „Das gute Buch empfiehlt sich selbst.“

Trier.

B. van Acken S. J.

Neue Auflagen.

Lehrbuch der Dogmatik. Von J. Pohle. Neubearbeitet von M. Gierens S. J., Professor der Dogmatik an Sankt Georgen, Frankfurt a. M. 3. Bd., achte Aufl. (743.) Paderborn 1933, Ferd. Schöningh. Brosch. M. 10.80, geb. M. 12.80.

Der altbekannte, hochverdiente Pohle liegt wieder vollständig vor. Der Herausgeber der achten Auflage, P. M. Gierens, Dogmatikprofessor an der philosoph.-theol. Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt (Main), hat auch den dritten Band nach Inhalt und Form in *glücklicher Vereinigung von Pietät und Kritik* so gestaltet, wie es die Kritik bei den beiden ersten Bänden allgemein lobend feststellte. Man merkt überall das Bestreben, die gebotene kritische Haltung mit der Wärme der Überzeugung und dem Sinn für das Positive, die dem alten Pohle eigen waren, zu vereinigen. Der dritte Band, der wichtigste für den praktischen Seelsorger, war schon von Pohle mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet worden. Auch die Neubearbeitung

weist die meisten Änderungen in der Sakramentenlehre auf. Die zahlreichen exegesischen, patristischen, scholastischen und kanonistischen Spezialuntersuchungen, die in der letzten Zeit auf diesem Gebiete erschienen sind, machten viele Änderungen nötig und führten zusammen mit der besseren Auswertung des neuen kirchlichen Rechtsbuches zu mannigfacher Bereicherung unseres Wissens über die Sakramente und ihre Geschichte.

Die grundlegenden Fragen über Name, Begriff und *Wirksamkeit* der *Sakamente* sind unter eingehender Heranziehung der Traditionsszeugen vollständig neugestaltet worden. Ein besonderer Abschnitt behandelt das heute vielbesprochene Verhältnis der christlichen Sakramente zu den heidnischen *Mysterien* und bringt den Nachweis für die tiefgehenden Wesensunterschiede. Die Kontroverse über spezifische oder generische Einsetzung bleibt nach dem neuesten Stande der Forschung noch offen. Die Schriftbeweise für die einzelnen Sakramente sind durchweg neugestaltet worden. Begriff und Geschichte des Opferwesens sind eingehend neu bearbeitet. Auch die neuesten *Meßopfertheorien* finden Darlegung und Würdigung. Der Bearbeiter möchte im christlichen Opfer sowohl Konsekrations- als auch Destruktionssymbolismus sehen. Auch wer eine andere Meßopfertheorie vorzieht, wird in der ausführlichen Darlegung (356 ff.) die Elemente der eigenen Auffassung wiederfinden. Die Kritik richtet sich gegen Einseitigkeit und exklusive Rechthaberei, die im Besprechen des Wesens des christlichen Opfers zuweilen den Blick gefangen nimmt, so daß nicht die ganze Tiefe und Größe des Opfers in Betracht gezogen wird. Den Beweis für die gegenwärtige Opferrealität aus dem Partizipium Praesentis (ἐκχυννόμενον), der philologisch unmöglich ist, sucht der Bearbeiter mit Recht sachlich zuersetzen (337). Über die Verehrung der Eucharistie, die Heilsnotwendigkeit und Gnadenvermittlung der heiligen Kommunion und die Häufigkeit ihres Empfangs wird nach dem Stand der neuesten Forschungen berichtet. Die Abschnitte über *Bußgeschichte* und Ablaßwerten so die neuesten Ergebnisse aus, daß ältere und abweichende Auffassungen positiv dargelegt werden: ein lebendiges Beispiel theologischen Fortschrittes. Die Darstellung der Bußgeschichte hätte für die biblische und patristische Zeit noch gewinnen können durch Verwertung der Untersuchung von A. H. Dirksen, *The New Testament Concept of Metanoia*, Washington 1932. Die ausführliche Erörterung des Begriffes der *Ehe* ist zugleich eine Einführung in die modernste Literatur und Problematik dieser hochaktuellen Frage (vgl. die wohl erstmalig in einem dogmatischen Handbuch besprochenen „Reform“-vorschläge: Probeehe, Jugend-, Stufenehe, Zeitehe, Kameradschafts-*ehe*, ethnologische Theorien). Den Schluß (646 ff.) bildet eine vernünftige und solide *Eschatologie*, die sich bei Berücksichtigung aller modernen Fragen gleichmäßig von Einseitigkeiten und Übertreibungen, wie von Abschwächungen fernhält. Referent würde allerdings statt des fast nur noch historisch beachtlichen „Chiliasmus“ lieber eine ausführlichere Behandlung der sehr modernen Schwierigkeit bezüglich der „Parusie“ sehen, die im 2. Bande (146) nur kurz besprochen ist. Vielleicht will Gierens das aber der Fundamentaltheologie zuweisen.

Außerdem sei auf einige Versehen hingewiesen. Im Register steht Freerick, während im Text richtig Freericks zu lesen ist. Der Frühscholastiker Magister Simon ist im Register und auf Seite 516 zu Magister Simeon geworden, während Seite 39 der richtige Name steht. Aber das sind unwesentliche Kleinigkeiten. Das Werk behält seinen großen, in vieler Beziehung einzigen Wert: es ist dem Theologen der Wissenschaft und ebenso sehr der Praxis ein unbedingt zuverlässiger Führer, der den Leser auch bei schwierigen und ganz aktuellen Fragen nicht im Stich läßt; nicht bloß ein Schulkompen-

dium, sondern zugleich ein *Buch fürs Leben*. Die sonst seltene Vereinigung dieser beiden Vorzüge wurde vor allem auch erreicht durch die in allen Besprechungen gerühmte einzigartige Übersichtlichkeit und Klarheit des Textbildes. Dadurch wird zugleich die zweckmäßige, schnelle Auffindung und Auswertung des sehr reichen Stoffes für Studium und Praxis (Predigt, Katechese, Vortrag, Auskunft) außerordentlich erleichtert. Dem Neubearbeiter gebührt aufrichtiger Dank.

L. Kösters S. J.

Der Große Herder. Nachschlagewerk für Wissen und Leben.

VIII. Band: Maschona bis Osma. Freiburg i. Br. 1934, Herder.

Greifen wir einiges heraus! Wir schlagen zunächst den aktuellen Rahmenartikel „Nationalsozialismus“ auf. Als Kritik genüge die Bemerkung, daß er geschrieben wurde vor den Ereignissen des Sommers 1934. Den Musiker zieht an der Rahmenartikel „Nationalhymnen“, der den Melodieanfang 37 solcher Hymnen bringt; nicht nur Deutsches Reich und Österreich sind vertreten, sondern auch Japan, Kanada u. s. w. Hervorgehoben seien ferner die Rahmenartikel: Mensch, Messe, Mission, Mittelalter, Monarchie, Musik, Mutter, Mystik, Neunzehntes Jahrhundert, Obst, Orden. Ausführlich gehalten sind die Artikel: Napoleon I., Niederlande, Nietzsche, Michelangelo, Moses, Mussolini. Betreffs Johannes Nepomuk heißt es: Daß er als Märtyrer des Beichtgeheimnisses gestorben sei, ist historisch nicht festzustellen (Sp. 1068). Im Artikel über Newton vermißt man seine Stellung zur Religion. Der Österreicher verweilt gerne beim bebilderten Artikel: Miklas. Unter den vielen Müller scheint der bekannte Reichsbischof Ludwig Müller auf, nicht aber der gelehrte Linzer Bischof Ernest Maria Müller, obschon seine Theologia moralis über Österreich hinaus großes Ansehen genoß. Hinsichtlich der Bildseiten des VIII. Bandes weisen wir hin auf: Masken, Mexikanische Altertümer, Motorrad, Münzen, Obstbau, Ordenstrachten. Der Anblick letzterer läßt ausrufen: Ecclesia circumdata mira varietate! Der VIII. Band des „Großen Herder“ reiht sich würdig seinen Vorgängern an.

Linz a. D.

Dr Karl Fruhstorfer.

Die richtige Aussprache des klassischen Lateins. Unter Mitberücksichtigung der Aussprache des Griechischen. Von Dr Max Schlossarek, Studienrat in Breslau. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage (36). Habelschwerdt-Breslau 1931, Frankes Buchhandlung Otto Borgmeyer.

Schon die Erstaufgabe vom Jahre 1924 hat von berufener Seite in der „Phil. Wochenschrift“ 1925, Nr. 14/15, Sp. 415—427, durch E. Müller-Graupa die verdiente Würdigung gefunden. Für die Brauchbarkeit des Büchleins spricht die notwendig gewordene zweite Auflage. Der Verfasser spricht zunächst über die elementaren Verstöße gegen die richtige Aussprache der lateinischen Konsonanten und Vokale (z. B. *schpiritus* für *spiritus*), geht dann auf die sprachwissenschaftlich unrichtige Aussprache der lateinischen Vokale, Halbvokale und Konsonanten ein. In manchen Teilen seiner Ausführungen kommt er auch auf die richtige Aussprache des klassischen Griechisch zu sprechen. Den Kernpunkt der Schrift bildet der Nachweis, daß unsere heutige Aussprache des lateinischen *c*-Lautes vor *e* und *i* als „*z*“ wie des „*t*“-Lautes vor *i* und Vokal als „*z*“ unrichtig sei. Das hat der Verfasser durch viele Beweise, auch durch neue, überzeugend

nachgewiesen. Am Schlusse seiner Ausführungen hebt er die pädagogischen Vorteile hervor, die eine Rückkehr zur klassisch richtigen Aussprache namentlich der *c*-Laute als „*k*“ und des *t*-Lauten als „*t*“ brächten und wirbt in warmen Worten für diese praktische Schulreform.

Die Erkenntnis von der „Unrichtigkeit“ unserer heutigen Aussprache des klassischen Lateins ist ja bereits allgemein. Vom praktischen Standpunkte aus müßte man es begrüßen, wenn durch eine sprachwissenschaftlich richtige Aussprache dem Schüler natürliche Zusammenhänge wie etwa von „*concipere*“ mit „*capere*“ u. s. w. auch lautlich offenbar würden, bei Übertragung der „*z*“-Aussprache für die „*k*“- und „*t*“-Laute auch auf die alten Dichter, etwa einen Plautus oder Terenz, die ja nach den neuen Lehrplänen in unseren Mittelschulen stärkere Berücksichtigung finden, auf Dichter also, bei denen Wortwitze und Alliteration eine große Rolle spielen, müßte manches unwirksam bleiben. So hat man sich denn in Preußen mit den „Richtlinien“ vom Jahre 1926 bereits für die sprachwissenschaftlich richtige Aussprache entschieden. In Österreich sind manche Schulen oder selbst nur manche Klassen, je nach der Einstellung ihres Lehrers, dem Beispiele Preußens gefolgt. Offiziell hält man an der alten Tradition fest, auch die Ordinarien für klassische Philologie auf den Universitäten, wenigstens hier in Graz. Klassische Texte werden mit der „*z*“-Aussprache gelesen, vorklassische mit der „*k*“-Aussprache. Der Grund, warum wir an der alten Regel festhalten, ist ja gewiß nur ein Gefühlsmoment, wie Dr Schlossarek sagt, aber die heute als „falsch“ bezeichnete Aussprache reicht in lebender Tradition bis nachweislich ins 5. Jahrhundert n. Chr. zurück. So hat die Kirche die Aussprache übernommen, so hat das Mittelalter gesprochen und selbst die Humanisten, die durch ihren Ruf „Zurück zum ciceronianischen Latein“ das bis dahin lebendige Latein zu einer toten Sprache machten, konnten sich von dieser Tradition nicht losmachen. Es ist daher verständlich, wenn wir Österreicher, die wir auch sonst mit Traditionen fester verwurzeln als andere, auch diese Gepflogenheit mit einigem Widerstreben dem Verstande zuliebe aufgeben. Ein eigenmächtiges Vorgehen einzelner Lehrer ist jedenfalls zu verurteilen. Bei einer allgemeinen Durchführung der sprachrichtigen Aussprache in der Schule wird sich dann auch die Aussprache des Lateins von Seite der katholischen Geistlichen, auf die Dr Schlossarek besonderen Wert legt, wenigstens in unseren Landen von selbst der Aussprache der übrigen Gebildeten angleichen. Durch ein Inhaltsverzeichnis und schärfere Trennung der Kapitel würde das Büchlein noch gewinnen.

Graz.

Joh. Reitshamer.

Das Wesen des Katholizismus. Von Karl Adam. Siebte Auflage.

(295.) Düsseldorf, L. Schwann. Geb. M. 6.80.

Die siebte Auflage, dazu Übersetzungen ins Englische, Französische, Holländische, Italienische, Japanische — da bedarf es einer weiteren Empfehlung dieses hervorragenden, in neuer mustergültiger Ausstattung vorliegenden Werkes nicht mehr!

Berlin-Charlottenburg.

Otto Cohausz S. J.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Die Professoren der phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz.—Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Dr Wenzel Grosam, Linz, Harrachstraße 7. — Druck: Kath. Preßvereinsdruckerei Linz.

Verantwortlicher Leiter: Franz Stindl, Linz, Landstraße 41.

Einladung zum Bezug der Quartalschrift für das Jahr 1935.

Mit diesem Heft schließt der 87. Jahrgang unserer Zeitschrift. Er umfaßt vier Quartalhefte mit zusammen 56 Druckbogen = 896 Textseiten und die Register. Wenn es in den schwierigen Zeitverhältnissen und bei dem niedrigen Bezugspreise gelungen ist, die Quartalschrift nach Inhalt, Umfang und Ausstattung auf der Höhe zu halten, so war das nur möglich, weil rund 15.000 Abnehmer in allen fünf Weltteilen trotz wirtschaftlicher Notstände und politischer Wirrnisse unserer Quartalschrift treu geblieben sind. Dafür sei allen aufrichtig gedankt.

Nicht geringeren Dank schuldet die Redaktion den verehrten Mitarbeitern, die ihr Wissen und Können in den Dienst der Seelsorge gestellt haben.

Die Redaktion bittet:

1. Die Bestellung auf den kommenden Jahrgang 1935 möglichst bald zu erneuern, damit wir bis Dezember die Höhe der Auflage feststellen können.

Jedes Abonnement, das bis 1. Dezember nicht abbestellt ist, gilt als fortgesetzt.

Zur Einzahlung des Bezugspreises bitten wir, sich des Erlagscheines zu bedienen, der diesem Hefte beiliegt. Soweit kein Scheckverkehr möglich ist, wolle der Abonnementsbetrag durch Postanweisung, im Bankwege oder durch eingeschriebenen Brief übermittelt werden.

Die Bezugspreise und Bezugsbedingungen bleiben für alle Länder unverändert und sind auf der vierten Umschlagseite dieses Heftes enthalten.

Wir bitten höflichst, bei Zahlungsüberweisungen stets die auf der Adreßschleife ersichtliche *Bestellnummer anzugeben*.

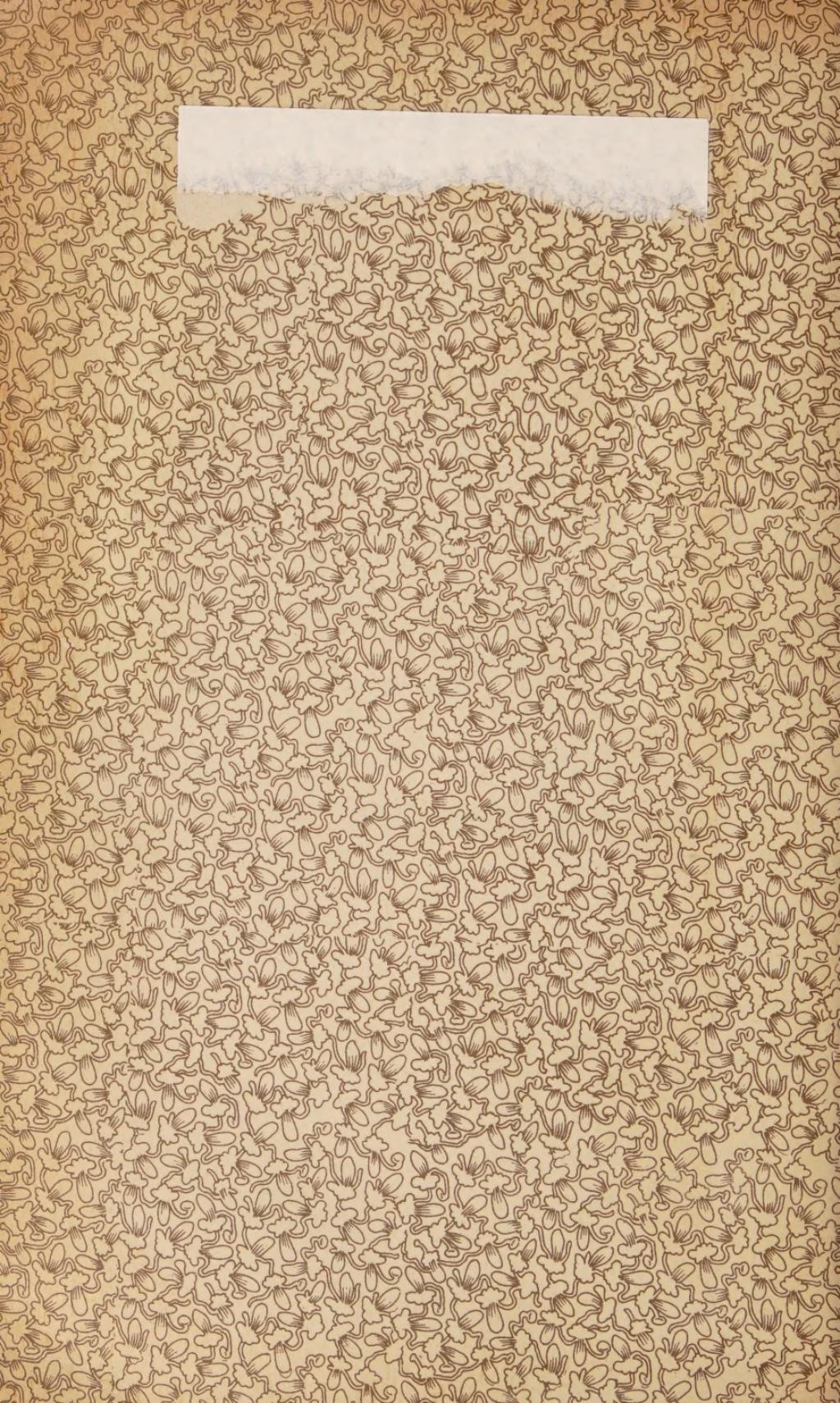
2. Neue Abonnenten im Kreise der hochwürdigen Mitbrüder zu werben. Das Arbeitsprogramm unserer Quartalschrift bleibt auch im kommenden Jahre unverändert. Die Redaktion wird alles aufbieten, die Quartalschrift nicht bloß auf der Höhe zu erhalten, sondern

womöglich noch reichhaltiger und wertvoller zu gestalten. Wünsche und Anregungen aus dem Leserkreis nehmen wir stets dankbar entgegen.

3. Die Quartalschrift durch literarische Mitarbeit zu fördern. Neue Mitarbeiter, namentlich auf dem Gebiete der praktischen Theologie, sind uns immer willkommen. Alle Beiträge werden entsprechend honoriert. Wir bringen grundsätzlich nur Aufsätze, die noch ungedruckt sind und für welche die Verfasser mit ihrem vollen und wirklichen Namen einstehen.

4. Die noch ausständigen Abonnements für 1934 und ältere Jahrgänge ohne weiteren Aufschub einzuzahlen. Die Verwaltung der Quartalschrift wird in den nächsten Wochen allen jenen Abonnenten, die noch mit Zahlungen im Rückstand sind, *Erlagscheine in eigenen Umschlägen zusenden*. Wir sind nach wie vor gern bereit, solchen hochwürdigen Mitbrüdern, die sich in bedrängter Lage befinden, Zahlungsaufschub und Zahlungserleichterungen zu gewähren, wenn sie sich diesbezüglich an uns wenden. Wir müßten aber die Zusendung der Zeitschrift mit diesem Hefte einstellen und die Rückstände einfordern, wenn diese unsere Bitte um Ordnung des Abonnements erfolglos bliebe.

**Redaktion u. Administration
der
Theol.-prakt. Quartalschrift.**



Theologisch-praktische
Quartalschrift
v.87
1934

CRPac

v.87
1934

15873

GRADUATE THEOLOGICAL UNION LIBRARY
BERKELEY, CA 94709

GTU Library



3 2400 00307 9138

